Glücksträume.

Drei Erzählungen aus dem Leben

von

Melnec

S. Melner,
Verfasserin von „Die Gouvernante", 2. Auflage.

Inhalt:

Leipzig.
J. M. Gebhardt's Verlag.
(Leopold Gebhardt.)

(1889.)

Im Kloster.

Die Abendglocken hatten längst zum Gebete gerufen; das eintönige Gemurmel der Nonnen drang durch die schweigende Abendluft zu mir empor und ließ mich, unwillkürlich die Hände faltend, einstimmen in das „Heilige Mutter Gottes, bitte für uns!“ Und wie sich das Herz zu Gott wandte, so richteten sich auch die Blicke himmelwärts und folgten den leichten Wölkchen, die, von Gold und Purpur umsäumt, in den Zweigen der dunklen Tannen zu hängen schienen, welche, das ferne Gebirge bekränzend, dem Himmel zustrebten. Langsam verwandelte die Dämmerung das glänzende Gold in bleiches Silber und den leuchtenden Purpur in mattes Grau; tiefer und dunkler woben die Schatten des Abends ihre verhüllenden Schleier um das schöne Stückchen Erde, das vor mir ausgebreitet so friedlich, so still dalag, als sei ich das einzige wache Wesen darauf. Das Gebet der Nonnen war beendet. Hier und da huschte noch eine Gestalt an den Fenstern der langen Gänge vorüber — dann war alles ruhig und lautlos rings umher. Der Sternenhimmel prangte in erhabener Schönheit über mir; langsam trat der Mond hinter der Kirche

hervor, jeden Pfeiler, jedes Türmchen des alten Klosters mit Silber umrahmend — und es ward Nacht!

O du heilige hehre Nacht! Wenn sich die glücklichen, frohen Menschen jubelnd dem Tage zuwenden, weil nur der Sonne Licht strahlend genug, ihrem Glücke, ihren Freuden zu leuchten; wenn sie meinen, die Nacht sei furchterregend und düster, weil nur die Sünde sich ihr zugeselle und sie zu ihrer Hehlerin mache — wie irren sie! wie entstellen sie dich, du milde Trösterin des Elends und der Schmerzen, die du den Bann von den Herzen der Unglücklichen nimmst, den das helle Sonnenlicht darum gelegt, an dem sie sterben müßten, wenn du nicht mildernd auch das wildeste Weh in Thränen löstest und unsern Blick emporlenktest zu dem dunklen Himmelsgewölbe, an dem die Sterne, „die goldenen Thränen des Himmels“ hangen, welche die Engel mit uns weinen: um ein verlorenes Glück, um eine Schuld, um eine heiß erflehte und versagte Bitte.

Wohl uns, wenn wir noch weinen können, wenn wir noch zu der Nacht unsere Zuflucht nehmen und aus ihr Kraft zu schöpfen vermögen, dem leuchtenden Tage von neuem in das spöttisch lächelnde Antlitz zu sehen und ihm unser Leid zu verbergen. Aber weh den Schmerzen, die so groß und so unsagbar sind, daß auch der Nacht wir sie nicht mehr vertrauen, weil uns die Worte, selbst die Thränen dazu fehlen und wir, im eignen Schmerz erstarrt, das ungeheure Elend nicht mehr fassen. Da zieht die gütige Nacht voll Trauer ihren Wolkenschleier um das mit Sternen reich gekrönte Haupt und weint über unsern großen Jammer an unsrer Statt.

Vom Turme schlug es Mitternacht und ich erwachte aus

den tiefen Träumen, die meinen Sinn mit düsteren Bildern der Vergangenheit so sehr gefangen gehalten, daß ich erst jetzt den feinen Regen fühlte, der schon seit einiger Zeit herniedergefallen sein mußte; denn mich fröstelte und meine Kleider waren feucht. Ich verließ die hohe Steingalerie, welche, das Kloster mit den Nebengebäuden verbindend, nach meinem Zimmer führte. Doch im Begriff, einzutreten, blieb ich stehen und lauschte. Durch das Plätschern des Regens klang es wie leises Schluchzen an mein Ohr, ein Schluchzen, wie es aus tief gequältem Herzen kommt, und dazwischen konnte ich die leisen Worte vernehmen: „O Gott! laß es genug sein! Laß mich endlich ruhen — ich bin so müde, so todesmüde.“

Da zuckte ein greller Blitz durch die Dunkelheit, laut krachend folgte der Donner nach und der Sturm peitschte mir den nun in Strömen herabfließenden Regen in das Gesicht. Ich warf noch einen Blick nach dem dunklen halbgeöffneten Fenster über mir, aus welchem die Worte unzweifelhaft gekommen waren, konnte aber nichts entdecken und betrat nun eilig mein Zimmer, um meine nassen Kleider abzulegen; schlafen konnte ich nicht.

Draußen stürmte es entsetzlich. Blitz folgte auf Blitz und der Donner übertönte das Rauschen der Windsbraut, die mit ihrer Schleppe durch die uralten Bäume des Klostergartens fegte, daß die Äste stöhnten und seufzten. Im Kloster wurde es lebendig; die Nonnen flogen wie aufgescheuchte Nachtvögel durch die Hallen, um die Thüren und Fenster zu schließen, die der Sturm aufgerissen. Nun gingen sie leise flüsternd und betend langsam auf und ab, bis sich das Gewitter verzog.

Dann suchten sie ihre Zellen wieder auf, und es wurde abermals still um mich her.

Meine Gedanken kehrten zu der Weinenden zurück, die ich wider Willen belauscht. Also auch eine Unglückliche — hier in diesem friedlichen, der Krankenpflege gewidmeten Kloster, wo ich mir selbst den Frieden und die Ruhe holen wollte; denn auch ich war müde — müde vom Unglück, vom Verlieren alles dessen, was mir lieb und teuer gewesen, müde vom Alleinsein auf der ganzen weiten Welt.

Ein kranker Fuß, der mich seit Wochen schon am Gehen hinderte, war die Veranlassung, daß ich hier, bis zu meiner Heilung, um Aufnahme bat; doch hatte hauptsächlich die heilige Ruhe, welche hier zu herrschen und auf den Gesichtern der Nonnen zu liegen schien, als ich vor einiger Zeit das Kloster besuchte, mich hierhergezogen. Ich hatte geglaubt, hier müßte sich all mein Leid in heitere Ergebung wandeln, innerhalb dieser heiligen Mauern könnte der Gram nicht wohnen — sollte ich mich geirrt haben? Wer war sie, die, gleich mir, der Greisin, so lebensmüde, Gott um Erlösung bat?

Ich war in hohem Grade nervös und aufgeregt. Mein Fuß schmerzte heftiger denn je; dazu hatte ich mir in der kühlen Nachtluft und den feuchten Kleidern eine starke Erkältung zugezogen, so daß ich, als der Morgen kam, in heftigem Fieber lag. Ich wurde von der guten Schwester Maria aufs sorgfältigste gepflegt und fühlte durch den Einfluß der eigenartigen, mich so wohlthätig berührenden Umgebung eine Ruhe über mich kommen, wie ich sie lange nicht mehr gekannt. Schwester Maria war wenig jünger als ich selbst, doch mußte

sie sehr schön gewesen sein; denn sie war es noch, selbst in der schlichten Nonnentracht. Ich hatte mich gleich sehr zu ihr hingezogen gefühlt und darum gebeten, von ihr allein gepflegt zu werden — einen Arzt wollte ich nicht. Es kamen täglich mehrere Ärzte in das Kloster, aber der liebe alte Professor G., mein treuer Freund und Verwandter — der letzte, den ich zu verlieren hatte — war kurze Zeit vor meiner Ankunft gestorben, und ich konnte mich nicht entschließen, andere Hilfe als die der Schwestern in Anspruch zu nehmen; dennoch sollte ich dazu gezwungen werden. Die Schmerzen in meinem Fuß verschlimmerten sich so sehr, daß mir Schwester Maria am dritten Tage ohne weiteres ankündigte: sie habe den neuen Professor von meinem Kranksein unterrichtet, er werde gleich kommen, mich zu besuchen. Ich widersprach nicht mehr, weil ich fühlte, ich würde seiner Hilfe nur zu sehr bedürfen, und fragte, wer er sei, der den Platz meines verstorbenen Freundes eingenommen habe.

„Er heißt Professor Egon Sassel," erwiderte die Schwester, „Sie werden seinen Namen wohl kennen; denn er ist ja einer unserer berühmtesten Ärzte, trotzdem er höchstens sechs- oder siebenunddreißig Jahre alt sein kann. Er kommt von der Universität B. und zwar auf den besondern Wunsch unseres verstorbenen Professors, der ihn wie seinen Sohn liebte und ihm schon vor Jahren das Versprechen abgenommen hatte, seine Stelle hier einzunehmen, wenn Gott ihn einmal abrufen werde. Er hat ihm auch sein Haus mit allen seinen Kunstschätzen vermacht; doch sein Vermögen hat er armen Verwandten hinterlassen."

Letzteres wußte ich schon von einem der so plötzlich Reichgewordenen — mich verlangte, von Professor Sassel zu hören, der nicht nur ein bedeutender Arzt, sondern auch ein ungewöhnlicher Mensch sein mußte, wenn ihn mein seliger Freund so sehr geliebt und ihn für würdig befunden, seine Stelle einzunehmen.

„Ist er verheiratet?“ fragte ich.

„Ich glaube,“ lautete die Antwort; „denn er brachte gestern einen etwa sieben Jahre alten Knaben mit, der ihm außerordentlich ähnlich sah und ihn „Papa“ nannte, wenn ich nicht irre. Ich kenne seine näheren Verhältnisse noch nicht. Obwohl er seit seiner Ankunft täglich im Kloster gewesen, um die Kranken zu besuchen, hat er sich doch immer nur kurze Zeit aufgehalten, da wir gerade keine schlimmen Patienten haben.“

Schwester Maria horchte. „Da kommt er,“ sagte sie aufstehend. Ein rascher Schritt näherte sich der Thür, welche die Nonne schon geöffnet, und Professor Sassel stand vor mir.

Ich war in meinem Leben manchem bedeutenden Menschen begegnet, aber nie war mir eine Erscheinung vorgekommen, die so mein ganzes Interesse im ersten Augenblick gefesselt, eine Erscheinung, so hoheitsvoll und vertrauenerweckend. Er war von mittler Größe und sehr schlank gebaut; in Haltung und Gebärde jene ruhige Einfachheit und Würde, wie nur geistige Größe mit edler Bescheidenheit gepaart sie verleiht. Die mächtige hohe Stirn verriet sogleich den Denker; die eigentümlich gezeichneten Brauen gaben dem klassisch schönen, von dunklem Haar und Bart umrahmten Antlitz einen fast

strengen Ausdruck, der aber gänzlich gemildert wurde durch den traurigen seelenvollen Blick der dunklen Augen. Es war ein Antlitz, so seltsam durchgeistigt, als gehöre er nur halb dieser Welt an. Ich mußte denken: er habe wohl nicht seines Gleichen darauf. Das Wunderbarste aber an ihm, weit wunderbarer als sein schöner geistvoller Kopf, waren seine Hände. — Darüber lächelt wohl mancher und denkt: was kann denn an Händen Wunderbares sein? Freilich gibt es nur wenige Menschen, die auf die Form und Gestaltung der Hände überhaupt etwas geben, und diese pflegen sich an den Ausspruch einiger berühmter Männer zu halten, nach welchen die Hände in verschiedene Klassen eingeteilt und danach benannt werden. Ich habe dem leider nie das richtige Verständnis abgewinnen können, bin aber vollständige Sklavin dieser Eigentümlichkeit; sobald ich eines Menschen Hände angesehen, weiß ich, ob er mir sympathisch oder antipathisch, ob er niedrig oder edel gesinnt, ob er geistig bedeutend oder unbedeutend ist. Nicht, daß ich immer mit Bestimmtheit sagen könnte: du hast diese oder jene Eigenschaft; nur ob die Eigenschaften gut oder schlecht sind, weiß, oder richtiger, fühle ich. Mich beeinflußt dabei nicht etwa die Schönheit einer Hand — sie kann verkrüppelt, braun und hartgearbeitet und mir dennoch sympathisch, oder vollendet schön geformt und mir dennoch durchaus antipathisch sein. Ich verstehe auch nicht in den Linien der Hände zu lesen, wie es die Zigeuner und Wahrsager zu thun vorgeben; es sind die Bewegungen, es ist die Form, die Haltung, kurz, das Wesen der Hand, das mich gegen meinen Willen beeinflußt; wie sehr ich mich auch von früh auf dagegen gewehrt, es hat

mir nichts geholfen, und diese seltsame Sehergabe hat mich nie getäuscht. So viele Menschen ich in meinem langen Leben kennen gelernt, die Form und das Wesen ihrer Hände stimmten stets genau mit ihrem Charakter überein. Ob ich auch manchmal unter dem Einfluß eines blendenden äußeren Scheines in Zwiespalt mit mir geriet, mehr als einmal habe ich die trübe Erfahrung gemacht, daß an einem Menschen alles Trug gewesen und nur seine Hände — nicht gelogen hatten. — Professor Sassel's Hände waren durchaus nicht, was man schön nennt, aber so charakteristisch und bedeutend, daß man schwerlich ein Paar gleiche finden würde; und hätte ich es nicht schon vorher gewußt — ein Blick auf seine Hände sagte mir, wer und was er sei.

Ich sprach ihm meinen Dank aus, daß er mir seine Hilfe angedeihen lassen wolle und fügte hinzu, daß auch ich seinem väterlichen Freunde, dem Professor G., sehr nahe gestanden. Das brachte uns gleich den ersten Morgen einander näher, als es wohl sonst geschehen wäre. Er hörte mit liebenswürdiger Geduld den Bericht meiner kleinen Leiden an, gab mir seine Verordnungen und saß dann noch einige Minuten freundlich plaudernd neben meinem Bett.

Ich bewunderte im stillen den wechselnden Ausdruck seines schönen Gesichts; ich hätte nicht geglaubt, daß der ernste Mann heiter sein könne, und doch schien es so — er lächelte sogar einmal und dieses Lächeln war von unwiderstehlichem Liebreiz. Ich fragte ihn nach seiner Frau und seinem Knaben — wieder war der schnelle Wechsel in dem Ausdruck seiner Züge überraschend; ein düsterer Schatten legte sich plötzlich

über dieselben und aus seiner Stimme klang es wie tiefe Traurigkeit, als er antwortete:

„Ich — habe keine Frau. Der Knabe, welcher bei mir ist, ist meines verstorbenen Bruders Sohn, den ich an Kindes Statt angenommen. — Lieben Sie Kinder, gnädige Frau?“ fragte er dann in leichterem Ton, und als ich lebhaft bejahte, fügte er hinzu: „Ich will Ihnen den Knaben morgen bringen. Er *hat* mich schon heute geplagt, ihn wieder mit ins Kloster zu nehmen, aber ich ließ ihn einer Erkältung wegen zu Hause. Vielleicht erheitert Sie sein Geplauder — ein lachendes Kindergesicht erfrischt oft die Nerven mehr als alle Arznei — —.“

Er war gegangen. Wie finster und traurig hatte er ausgesehen, als ich ihn nach seiner Frau fragte; ich hatte augenscheinlich eine sehr wunde Stelle seines Innern, ohne es zu wollen, berührt — wem hatte der Schatten gegolten, der seine Züge so plötzlich überflogen? —

Erst nach acht Tagen, nachdem ich das Bett wieder verlassen und auf meinem Lieblingsplatz, der Steingalerie, im bequemen Lehnsessel saß, den schönen Klostergarten unter mir und die alte Kirche gegenüber betrachtend, brachte mir Professor Sassel den Knaben. Derselbe sah ihm sprechend ähnlich. Jeder hätte ihn für seinen Sohn halten müssen; nur der traurige Ausdruck fehlte in diesem sorglosen lachenden Gesichtchen.

Der kleine Egon war sehr zutraulich und lebhaft und versicherte mir, er wäre schon längst gern gekommen, um mir zu helfen, gesund zu werden, aber er sei selbst krank gewesen und habe bittere Arznei schlucken müssen. Während ich mit dem Kinde plauderte, konnte ich doch nicht mein Auge ab-

wenden von dem anziehenden Gesicht des Professors. Er hatte den Arm auf die Lehne seines Stuhles und den Kopf auf die Hand gestützt, wie es seine Gewohnheit war, wenn er sich nicht an der Unterhaltung beteiligte, und seine Augen waren sinnend zu Boden gerichtet. Doch plötzlich blickte er auf und horchte gespannt auf den Gesang der Nonnen, welcher schön und feierlich aus der geöffneten Kirche herüberklang. Sie schienen ein neues Lied einzuüben; denn einige Takte wurden mehrere Male wiederholt und eine wunderschöne Sopranstimme sang dieselben vor.

„Wer singt dort?“ fragte der Professor hastig.

„Die Schwestern, welche zu dem bevorstehenden Feiertag ein neues zweistimmiges Lied einzuüben scheinen,“ erwiderte ich, verwundert über die hastige Frage.

„Nein, nein, ich meine diejenige, welche vorsingt!“ Und wehmütig lächelnd setzte er ruhiger hinzu: „Diese Stimme erinnert mich so lebhaft an eine andere, die ich lange — lange nicht mehr gehört.“

„Ah das wird Schwester Cäcilie sein,“ sagte ich. „Haben Sie sie noch nicht gesehen oder von ihr gehört?“

Er verneinte teilnahmlos.

„Gesehen habe ich sie auch noch nicht,“ fuhr ich fort, „allein gehört habe ich von ihr um so mehr und sie hat mein ganzes Interesse erweckt; denn so ziemlich jede Frage ist mir hier bisher mit „Schwester Cäcilie“ beantwortet worden. Ich fragte, wie Sie: Wer singt dort so schön? Wer spielt so meisterhaft die Orgel? Wer ordnet die reizenden Blumensträuße,

welche mein Zimmer schmücken? Wer fertigt die kunstvollen Stickereien, welche die Krankenzimmer so wohnlich machen, daß man sich darin wie zu Hause fühlt? — und immer heißt es: Schwester Cäcilie. Ich habe meine treue Pflegerin schon gefragt, ob ich diese talentvolle Nonne nicht einmal sehen könne, aber sie schien anzudeuten, Schwester Cäcilie sei ein wenig gemütskrank. „Sie ist die Güte selbst,“ sagte sie, „und unermüdlich bestrebt, für andere zu arbeiten, aber sie ist immer traurig, keine von uns hat sie je lächeln sehen seit ihrem Eintritt in das Kloster und sie spricht nie ein Wort, außer wenn sie gefragt wird. Selbst der gute alte Professor G., welcher der Freund und Vertraute aller war, konnte auf sie keinen Einfluß üben. Sie weicht jedem Gespräch aus. So oft sie einen freien Augenblick hat, geht sie in die Kirche und spielt die Orgel. Unsere Oberin hält sehr viel von ihr und gesteht ihr manches zu, das uns anderen nicht gestattet sein würde; aber es mißgönnt ihr das keine — wir haben sie alle so lieb und sehen in ihr das Vorbild aller Pflichterfüllung und Frömmigkeit. Leider macht uns ihre Gesundheit große Sorge; denn wir finden, daß sie von Tag zu Tag bleicher und zarter wird — aber sie will nichts davon hören und behauptet, nicht krank zu sein.“ — Finden Sie es nicht erklärlich, lieber Professor, daß ich auf diese „heilige Cäcilie“ neugierig geworden bin?“

Er hatte schon lange wieder den Kopf auf die Hand gestützt und sein Blick haftete so träumerisch auf der Kirche, daß ich erriet, er habe nichts von dem vernommen, was ich gesagt; seine Gedanken schienen weit, weit fortgewandert zu sein, der Stimme nach, die ihn an vergangene Zeiten gemahnt

und ihn plötzlich dahin zurückversetzt zu haben schien, wo er sie zuletzt gehört.

Der Gesang verstummte, das Orgelspiel aber dauerte fort und nachdem die anderen Nonnen die Kirche verlassen, schien Schwester Cäcilie von ihrem Vorrecht, jeden freien Augenblick zum Orgelspiel benutzen zu dürfen, Gebrauch zu machen. Wir saßen beide still und aufmerksam der Bach'schen Fuge lauschend, die mit seltener Meisterschaft vorgetragen wurde; es schien mir kaum glaublich, daß es Frauenhände waren, die dort spielten. Ich dachte, wie schade es doch sei, daß ein solches Talent sich im Kloster verborgen halte, als der kleine Egon schmeichelnd seine Ärmchen um des Professors Hals legte und sagte: „Lieber Papa, sieh nicht so finster aus! Komm, laß uns nach Hause gehen, ich mag die dumme Musik gar nicht, weil sie dich immer so traurig macht."

Er machte den Knaben ungeduldig von sich los und sagte: „Sei still, Egon, und störe uns nicht, sonst nehme ich dich nicht wieder mit."

Ich zog den Knaben an mich heran und hieß ihn sich noch ein Weilchen stille zu mir setzen; später dürfe er plaudern, so viel er wolle.

Das schien aber der lebhafte Knabe nicht abwarten zu wollen, der schon ein übriges gethan zu haben meinte, indem er sich so lange ruhig verhalten, und er fuhr flüsternd fort, sich dicht an mich schmiegend: „Glaube nur, Papa mag die Musik auch nicht leiden; denn er wird jedesmal so traurig, wenn er sein Cello spielt, und oft schließt er sich dann in sein Studierzimmer ein, wo ein so wunderschönes Bild über seinem

Schreibtisch hängt, ich glaube, oft weint er sogar. Bitte, sage nichts," fuhr er noch leiser und sehr wichtig fort, „ich will hinunterlaufen und die Nonne bitten, aufzuhören."

Und fort war er. Doch hörte ich zu meiner Beruhigung, daß Schwester Maria ihm in der Halle entgegenkam und, ihn mit sich nehmend, sagte: er solle ihr Obst aus dem Garten holen helfen. Mit lebhaftem Interesse beobachtete ich den ernsten Mann, der noch immer in Gedanken verloren dasaß, dem Orgelspiel lauschend. Plötzlich aber brach die Fuge ab, einige Akkorde folgten und die Spielerin ging ganz pianissimo in eine bekannte Melodie über. Dieser Übergang war so überraschend, daß ich mich im ersten Augenblick kaum besinnen konnte, was es war; doch schon nach wenigen Tönen kannte ich es:

„Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als — Scheiden!"

Der Eindruck, den dies Lied, auf der Orgel von einer Nonne gespielt, in dieser Umgebung machte, ist unbeschreiblich. Wie Geisterhauch wehten die leisen ergreifenden Töne aus der Kirche herüber, allen Trennungsschmerz, den man längst verwunden glaubte, von neuem erweckend. Mein Blick suchte den Professor — ich konnte sein Gesicht nicht sehen; denn er hatte sich abgewandt und die Hand über die Augen gelegt, aber ich sah, wie er langsam das Haupt neigte, während seine Lippen leise wiederholten: „Ja — Scheiden!"

So plötzlich, wie Schwester Cäcilie die Melodie begonnen, so plötzlich brach sie mitten darin ab und hörte auf zu spielen. Ich wagte nicht, eine Frage an den Professor zu richten; er

hatte sich über das steinerne Geländer der Galerie gelehnt und blickte erregt und voll gespannter Erwartung nach dem Eingang der Kirche, der uns gerade gegenüber lag und durch welchen Schwester Cäcilie kommen mußte, wenn sie das Gotteshaus verließ. Ich beugte mich ebenfalls weiter vor, um den Gegenstand meiner Neugierde und Bewunderung endlich zu sehen — und da war sie! Im Portal der Kirche erschien langsam eine hohe schlanke Gestalt in dem dunklen langen Nonnengewand und der weißen kleidsamen, aber eigentümlichen Kopfbedeckung des Ordens, die es, zumal in dieser Entfernung, unmöglich machte, die Gesichtszüge zu sehen. Schwester Cäcilie sah genau so aus wie die übrigen Nonnen, und doch, wie anders erschien sie! Ich fragte mich, worin der Unterschied liege, ob in der anmutvollen Gestalt und der vornehmen Haltung, ob in den langsamen, ruhigen Bewegungen, die so wohlthuend berührten im Vergleich zu der eiligen Art der anderen Schwestern — oder war es nur das Geheimnisvolle, das sie umgab? Ich hatte Zeit gehabt, sie zu betrachten; denn sie war einige Minuten regungslos am Portal stehen geblieben, die Hände gefaltet.

Da erschien plötzlich von der andern Seite, hinter der Kirche hervorkommend, Schwester Maria, den kleinen Egon an der Hand führend, welcher strahlend vor Freude über die schönen Kirschen, die er in einem zierlich geflochtenen Körbchen trug, so laut und fröhlich plauderte, als gehörte ihm der stille Klostergarten ganz allein.

„Nun will ich hinaufgehen und den Papa holen," hörte ich ihn sagen, „der muß doch jetzt mit Besuchen fertig sein.

Ich freue mich nur, daß die alte Musik aufgehört hat. Ich mag gar keine Musik; denn sie macht meinen Papa immer so traurig. Ich begreife das gar nicht; denn er spielt selbst so wunderschön Cello, und ich soll es auch lernen, wenn ich groß bin. Du mußt mir mal sagen, wer da auf der Orgel gespielt hat, dann will ich sie bitten, es nicht wieder zu thun, wenn Papa im Kloster ist."

Nun traten sie ins Haus. Schwester Cäcilie war von ihnen nicht gesehen worden, da ein Pfeiler sie von jener Seite verdeckte. Ich sah sie zusammenzucken, als sie des Knaben ansichtig wurde und seine Worte hörte — verletzte es sie so sehr, daß man „ihre Musik nicht mochte"? oder warum lehnte sie plötzlich den Kopf an den steinernen Pfeiler und preßte die Hände aufs Herz wie in namenlosem Schmerz?

Da rief die Glocke zum Gebet — Schwester Cäcilie schreckte auf, strich mit der Hand über Stirn und Augen, als ob sie dort die Zeichen dieser plötzlichen Erregung hinwegwischen könnte, und ging langsam der Klosterpforte zu. Ich hatte über die Nonne fast die Anwesenheit des Professors vergessen. Als ich mich jetzt zu ihm wandte, war er noch bleicher als gewöhnlich, und eine mühsam bekämpfte Erregung lag auf seinen Zügen. Er trat hastig auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte: „Verzeihen Sie mir, ich muß Ihnen seltsam erscheinen — kenne ich mich doch selbst heute nicht —, alte Erinnerungen stürmen gewaltsam auf mich ein und rauben mir die Fassung. Ich weiß nicht, ob es das unselige Lied ist — oder die ungewöhnliche Erscheinung der Nonne — die mich so erschüttert — als habe ich sie schon sonst einmal gesehen — —

mir ist, als ob der Kummer, der mein ganzes Leben verdüstert, den ich mühsam Tag für Tag beherrscht und überwunden, plötzlich so riesengroß mich überwältigte, als sei auf dieser weiten Welt dafür nicht Raum genug! — Fragen Sie mich nicht, verehrte Frau — vielleicht erzähle ich Ihnen später einmal von — meiner Vergangenheit."

Die Thür wurde aufgerissen und Egon rief jubelnd: „Denke Dir, Papa, einen ganzen Teller voll Kirschen habe ich bekommen!" Er brauchte nicht zu versichern, der liebe Kleine, daß sie gut geschmeckt: denn sein kleines Mäulchen zeigte noch die schwarzen Spuren davon. Professor Sassel schalt ihn deshalb und nahm ihn mit sich, mir eilig Lebewohl sagend. Der Kleine versicherte noch eifrig, er würde jeden Tag kommen.

Ich blieb in seltsamer Erregung zurück und konnte meine Gedanken nicht abwenden von den beiden Menschen, die mein Interesse so lebhaft gefangen nahmen, aber in keiner Beziehung zu einander standen — oder doch? War es nicht möglich, daß das Schicksal hier eins jener seltsamen Ereignisse fügte, die wir so oft, wenn sie in Büchern beschrieben werden, als unmöglich, unnatürlich, oder doch unwahrscheinlich belächeln, vergessend, daß Gottes Fügungen in der Wirklichkeit weit wunderbarer sind als alle Zufälligkeiten, welche Schriftsteller sich erdenken und kunstvoll zusammenflechten können?

Ich wünschte lebhafter denn je, Schwester Cäcilie zu sehen und zu sprechen. Da, gerade als hätten meine Gedanken sie hergezaubert, stand sie neben mir, und kaum konnte ich meine Überraschung verbergen, als ich ihr wunderbares Angesicht so nahe vor mir erblickte — ein Angesicht, so unirdisch, so bleich

und reglos, daß man hätte meinen können, dieser Kopf gehöre einer Marmorstatue an, wären nicht die tiefen, von langen Wimpern dunkel umschatteten Augen gewesen, die jenen eigentümlichen Glanz hatten, welchen man nur bei Augen findet, die viel geweint haben. Um den schön geformten Mund hatte der Schmerz so tiefe Linien gegraben, daß man sah, er hatte das Lächeln längst verlernt — ob er es wohl nie gekonnt? Der ganze Ausdruck dieses Gesichts war Müdigkeit — und plötzlich stand der erste Abend meines Hierseins lebhaft vor meiner Erinnerung; mir war, als habe eine unsichtbare Hand auf diese bleiche schöne Stirn die Worte geschrieben: Ich bin so müde, laß es genug sein, mein Gott! Und auch nun sie sprach, verloren ihre Züge diesen müden starren Ausdruck nicht.

„Sie haben gewünscht, mich zu sprechen — darf ich fragen, womit ich Ihnen dienen kann?“ fragte sie mit sanfter melodischer Stimme.

Ich suchte meine Bewegung zu verbergen, zog den Stuhl, auf welchem der Professor gesessen, heran und bat sie, sich zu setzen. Sie dankte und blieb stehen, meine Antwort erwartend. Ich sagte ihr, daß ich gewünscht, sie kennen zu lernen, um ihr für ihr schönes Spiel, womit sie mir, wie wohl allen, so viel Freude bereite, zu danken, um ihr meine Bewunderung über die kunstvollen Arbeiten auszusprechen, die ihre geschickten Hände verfertigten. Sie hatte das Haupt ein wenig geneigt und sah mich so ruhig und traurig mit den schönen müden Augen an, als wollte sie fragen: Warum sagst Du mir das? Meinst Du, ich könnte mich darüber freuen? Aber sie sprach kein Wort, und mir kam es jetzt kleinlich vor, diesem Gesicht

gegenüber eine Freude geäußert zu haben über Dinge, die ja sonst so sehr dazu beitragen, das Leben lieblich und schön zu machen, aber so weit, so weit hinter ihr zu liegen schienen. Ich fühlte mich unfähig, über eine jener Alltäglichkeiten zu sprechen, die man so oft zu Hilfe nimmt, um — zu sprechen.

Doch sie enthob mich jeder weiteren Verlegenheit, indem sie fragte: „Geht es Ihnen besser? Fühlen Sie sich wohl in unserem Kloster?“

„Ja, liebe Schwester,“ erwiderte ich, „so wohl, daß ich glaube, ich könnte hier noch einmal Frieden finden und Glück.“

„Frieden,“ sagte sie leise und tonlos, „den finden Sie hier auch nicht, wenn Sie ihn nicht mitbringen, und Glück — ich weiß nicht, was Sie Glück nennen?“

„Ich habe davon leider im Leben so wenig kennen gelernt, liebe Schwester,“ erwiderte ich wehmütig, „daß ich Ihnen wohl kaum genügend darauf antworten könnte; doch ich glaube, ich würde mich schon glücklich nennen, wenn es mir vergönnt wäre, in diesen stillen Räumen den Rest meiner Tage zu beschließen, mit meinem Schicksal ausgesöhnt und nur den wenigen schönen Erinnerungen, die mir das Leben noch wert machen, mich hingebend.“

Sie neigte langsam das Haupt und sagte: „Ja, schöne Erinnerungen können auch das traurigste Menschenleben noch wert machen, und sie erhalten uns aufrecht auch im größten Leid. Menschen, denen keine einzige Erinnerung das Leben des Lebens wert machte, müßte man ganz arm nennen.“

Sie hatte langsam und leise gesprochen, die Augen in die Ferne gerichtet, daß es fast schien, als spräche sie zu sich

selbst, nicht zu mir. War sie auch Eine von denen, die sie ganz arm nannte? Das schien unmöglich. Wie konnte ein so ungewöhnliches begabtes Wesen in der Welt gelebt haben, ohne von allen geliebt und geehrt zu werden, die ihr begegneten? Und wieder drängte sich mir die Frage auf, wer und was sie gewesen sein mochte, ehe sie in das Kloster kam?

„Ich denke mir, daß der schöne Beruf, den Sie erwählt haben, Ihnen Freude und Befriedigung gewähren muß," hob ich wieder an; „denn das Gefühl, seinen Mitmenschen nützlich, ja unentbehrlich zu sein, ist sicher das erhebendste von allen."

„Unentbehrlich," wiederholte sie, „wer ist das? Was ich nicht thue, thut eine andere, und sie thut es wahrscheinlich besser als ich; und für nützlich halte ich auch nur jemand, der fähig ist, anderen ihr Leben zu verschönen, zu erheitern — ich kann das nicht."

„Sie dürfen wahrlich nicht so sprechen, liebe Schwester," erwiderte ich, „die Sie mit Ihren wohlthätigen Händen so viele Leiden lindern, die Sie allein durch Ihr herrliches Spiel und den schönen Gesang die Herzen aller erquicken und erheben. Sie müssen sich doch selbst an diesem großen, seltenen Talent erfreuen und Gott dankbar dafür sein."

„Ich bin nicht undankbar," sagte sie ruhig, „ich danke Gott inbrünstig für alle Güte, die Er mir unverdient erwiesen — nur freuen kann ich mich nicht; das habe ich längst verlernt."

„Das klingt sehr traurig, liebe Schwester," sagte ich, „Ihnen muß Gott Schweres auferlegt haben, wenn Sie sich nicht einmal mehr an der Musik erfreuen können. Verzeihen

Sie mir eine Frage: Wie kamen Sie heute so plötzlich aus der Bach'schen Fuge in das traurige Lied des Scheidens und warum spielten Sie es nicht zu Ende? Es klang so ergreifend auf der Orgel."

Zum erstenmal sah ich ihre Züge sich beleben, doch nur eine Sekunde lang dauerte der Ausdruck des Schreckens, des Schmerzes — dann strich sie mit der ihr eigentümlichen Bewegung der Hand über Stirn und Augen und sagte weich:

„Ich weiß es selbst nicht. Es geschieht zuweilen, daß mir mitten in der Kirchenmusik irgend ein Lied, eine Melodie aus alter Zeit in die Finger kommt; sobald ich es bemerke, breche ich ab. Wird es Ihnen nicht zu kühl hier?" fuhr sie fort, dem Gespräch eine andere Wendung gebend. „Erlauben Sie mir, Sie in Ihr Zimmer zu führen, oder können Sie schon wieder ohne Hilfe gehen?"

„Ja," erwiderte ich, „dank der gütigen Pflege der lieben Schwester und der unermüdlichen Fürsorge des neuen Professors. Ich bin ihm zu großem Dank verpflichtet — haben Sie ihn noch nicht gesehen?"

„Nein," sagte sie, „aber gehört habe ich von ihm um so mehr — es scheint, man spricht von nichts mehr im Kloster als von dem neuen Professor —, ich weiß noch nicht einmal, wie er heißt, da er immer nur so genannt wird. Das beweist wieder einmal, wie schnell jeder Mensch zu ersetzen ist; um den guten alten Professor hat man zwei Tage lang gejammert, als müßten ohne seine hilfreiche Hand nun alle Menschen sterben, am dritten Tage hat man ihn begraben, dann kam dieser neue Professor und er war ersetzt und — vergessen."

„Jedenfalls ist sein Nachfolger würdig, seinen Platz auszufüllen,“ versetzte ich, „und glauben Sie mir, daß gerade er das Andenken des teuren Verstorbenen am meisten ehren und pflegen wird. — Haben Sie vorhin seinen Knaben gesehen?“

Wieder strich sie mit der Hand über Stirn und Augen, als besänne sie sich auf etwas, und fragte dann schneller als sonst: „Jener Knabe? Er sprach von seinem Vater, der die Musik nicht leiden könne — also den „neuen Professor“ habe ich mit meinem Spiel belästigt — wie bedaure ich das; er soll es nicht mehr hören.“

Das klang nicht etwa, als wäre sie gekränkt — nein, einer solchen Empfindung schien sie gar nicht fähig; auch hatte sie ja keine Freude an ihrem Spiel, da war es ihr keine Entbehrung, wenn sie es beschränkte. Wir waren an meinem Zimmer angekommen; ich bat sie, mir noch ein wenig Gesellschaft zu leisten, aber sie verabschiedete sich, da sie zu ihren Kranken müsse. Ich reichte ihr die Hand und bat sie, mich öfter zu besuchen.

„Wenn Sie es wünschen,“ war die Antwort, „werde ich kommen, aber ich meine, Sie müßten heute schon gesehen haben, daß ich eine traurige Gesellschaft bin.“

Sie ging, und ich blickte ihr nach, bis ihre hohe zarte Gestalt in den langen Gängen verschwunden war.

* * *

Wie sich oft der nahende Sturm durch einige Stöße ankündigt, ehe er mit verheerender Gewalt über uns hereinbricht, so zeigt uns auch oft das Schicksal sein unaufhaltsames Nahen an durch kleine, an sich unbedeutende „Zufälligkeiten“,

die jedoch demjenigen, den sie betreffen, das bange Vorgefühl, die düstere Ahnung des Schlages aufdrängen, der ihn vom Schicksal treffen wird und dem er nicht entgehen kann, noch will; denn solche Vorahnung treibt nicht etwa die Willenskraft des Menschen zu dem Versuche an, das Unheil, das er nahen fühlt, abzuwenden, sie lähmt im Gegenteil seine geistige wie körperliche Kraft so sehr, daß er nichts anderes zu thun vermag, als sein Geschick ergeben oder angstvoll zu erwarten.

Eine solche Vorahnung kommenden Unheils schien den Professor gestern ergriffen zu haben, da er ausrief: „Mir ist, als ob mein Kummer plötzlich riesengroß mich überwältigte!“ Die Worte hatten mich den ganzen Abend verfolgt, ließen mir während der Nacht keine Ruhe und drängten mich schließlich fast zu der Überzeugung, daß irgend eine Katastrophe über die beiden, mir plötzlich so lieb und interessant gewordenen Menschen hereinbrechen müsse. Ich schalt mich wegen dieses Gedankens, für den ich nicht den geringsten Anhalt hatte und versuchte, über meine lebhafte Phantasie zu lächeln, die durchaus zwei Menschen, welche sich nicht einmal zu kennen schienen, miteinander verbinden wollte — umsonst, der Gedanke, daß sie dennoch zueinander gehörten, verließ mich nicht. Ich machte mir Vorwürfe, nicht gestern seinen Namen genannt zu haben, als Schwester Cäcilie sagte, sie kenne ihn nur als den „neuen Professor“, und bildete mir ein, ich hätte damit vielleicht einem Unglück vorbeugen können — wie thöricht! Was das Schicksal vorbereitet, das hätte ich doch nicht gehindert.

Ich hatte weder den Professor noch die junge Nonne tagsüber gesehen. Auf meine Frage nach dem ersteren erfuhr

ich, daß er den ganzen Tag nicht im Kloster gewesen; man wisse nicht, ob er noch kommen werde. Gegen Abend, als es kühler wurde, ging ich zum erstenmal in den Garten hinunter und durchwanderte ihn in allen Richtungen. Ganz am Ende desselben, weit hinter der Kirche, stand ein alter ganz von Epheu umsponnener Brunnen unter herrlichen Trauerweiden; neben demselben eine Ruhebank und dieser schräg gegenüber, am Ende des Wegs, ein steinernes Kruzifix, welches sich auf einer kleinen Erhöhung von Steinblöcken, mit Moos und Gras bewachsen, erhob. Dort ließ ich mich nieder, um auszuruhen. Es war so kühl und ruhig da; kein Geräusch unterbrach die lautlose Stille; nur der Brunnen plätscherte leise und eintönig. Ich konnte den langen, nach dem Kloster führenden Weg übersehen und erkannte in der sich langsam nahenden Gestalt einer Nonne sogleich Schwester Cäcilie. Sie schritt, das Haupt gebeugt, wie tief in Gedanken verloren, auf das Kruzifix zu, ohne mich zu bemerken. Aber ich rief ihren Namen; denn ich fürchtete, abermals gegen meinen Willen zur Lauscherin zu werden.

„Es überrascht mich, Sie hier zu sehen," sagte sie freundlich, aber doch mit dem gleichen traurigen Ausdruck. „Ich gehe jeden Abend hierher und habe noch nie jemand an dem alten Brunnen getroffen; alle finden den Ort so düster und einsam, doch ist er mein Lieblingsplatz — ich wollte, ich könnte hier ruhen für immer, könnte hier sterben!"

Sie stand neben dem Kreuze des Erlösers wie eine mater dolorosa, so schön, so gramgebeugt und ihr Gesicht erschien mir heute so durchsichtig zart, als könne ein Hauch es zerstören.

„Liebe Schwester,“ sagte ich bewegt, „Sie sind noch so jung, Sie dürfen gar nicht vom Sterben sprechen, das müssen Sie alten Leuten, wie ich bin, überlassen. Ihr Leben liegt noch vor Ihnen.“

„Mein Leben geht schnell zu Ende,“ erwiderte sie leise, die müden schönen Augen starr in die Ferne gerichtet, „ich fühle es und danke Gott für diese Gnade, die Er ja dem Ärmsten auch gewährt, indem Er dieses Lebens schwere Last von uns nimmt, wenn unsere Kraft, sie zu tragen, zu Ende.“ Dann, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, kam sie auf mich zu, faßte meine beiden Hände und sagte erregt: „Verehrte Frau, ich weiß nicht, was mich dazu drängt, so zu Ihnen zu sprechen, aber eine innere Stimme sagte mir schon gestern, daß ich Ihnen vertrauen kann, daß sie einer Sterbenden letzte, einzige Bitte erfüllen und sie nicht verraten werden — sagen Sie mir, ob Sie das wollen, ob Sie es gern thun —, dann könnte ich leichter sterben.“

Sie sah mich bittend und angstvoll an, um ihre Lippen zuckte es in tiefer Erregung. Ich versprach ihr natürlich, alles zu thun, was sie von mir verlangte. Sie dankte mir und ließ meine Hände los. Dann zog sie, hastig sich umblickend, ob auch kein Lauscher da, aus der Tasche ihres Gewandes einen versiegelten Gegenstand in der Form eines Buches hervor und reichte ihn mir.

„Ich trenne mich schwer davon,“ flüsterte sie, „aber man soll es bei mir nicht finden. Wenn ich nicht mehr bin, so öffnen Sie dieses mein kleines Vermächtnis — Sie werden darin den Namen desjenigen finden, in dessen Hände es ge-

langen soll. Ich kann Ihnen nicht sagen, ob er sich noch in B. aufhält, aber Sie werden keine Mühe haben, ihn aufzufinden — sein Name ist so berühmt. Sagen Sie ihm meinen letzten Gruß und — daß er mein letzter Gedanke, mein letztes Gebet gewesen."

Ein unnatürlicher Glanz belebte ihre Augen, aber keine Thräne schimmerte darin. Ich fühlte, daß sie recht habe, daß es bald zu Ende gehe mit diesem jungen, früh geknickten Leben.

„Wer und wo er auch sei, von dem Sie reden," erwiderte ich, „ich will ihn aufsuchen und ihm von Ihnen erzählen. Haben Sie sonst keine Bitte, die ich Ihnen erfüllen könnte?"

Sie schüttelte das Haupt. „Keine," sagte sie. Dann einen Ring, welcher an einem goldenen Kettchen um ihren Hals hing, unter dem dunklen Gewande hervorziehend und an die Lippen pressend, fügte sie hinzu: „Den will ich mit ins Grab nehmen — der verrät ja nichts." Sie wollte das Kleinod gerade wieder verbergen, als ich nahende Schritte hörte und Professor Sassel in der Allee vom Hause her auf uns zukommen sah. Der kleine Egon lief eilig vor ihm her. Ich erschrak, doch versuchte ich ruhig zu scheinen und sagte:

„Sehen Sie doch, liebe Schwester, da kommt mein junger Freund mit seinem Kinde; wie freundlich von ihm, mich hier aufzusuchen."

Sie trat einen Schritt zur Seite und blickte ruhig den Kommenden entgegen. Aber starr blieb ihr Auge an dem Kinde hängen, das, sein Hütchen schon von weitem schwenkend, rief:

„Da sind wir endlich, Du hast gewiß gedacht, wir kämen gar nicht mehr, weil wir —" er stockte, denn er stand vor

der Nonne, die, vorgebeugt und die Hände zusammengepreßt, das Kind wie eine Erscheinung anstarrte, während Überraschung, Schreck und Freude ihre durchgeistigten Züge auf das wunderbarste belebten. „O," rief der Kleine verwundert und sie genau betrachtend, „Du siehst gerade so aus, wie das Bild in Papas Zimmer, nur, daß Du da ein weißes Kleid anhast und schöne rote Blumen im Haar! Papa, denke Dir," rief er, sich umwendend — weiter kam er nicht; denn der Professor, welcher inzwischen ebenfalls herangekommen war, stand plötzlich wie angewurzelt, und die Nonne, deren Blick längst mit verzehrender Glut an seinem Antlitz gehangen, breitete jetzt die Arme nach ihm aus, während sich ein Schrei ihren Lippen entrang, so herzzerreißend, als läge der ganze jahrelange Schmerz darin, an dem sie sich krank geweint, an dem sie starb:

„Egon!"

Dann schwankte sie, ihre Hände suchten nach einem Halt, und sie wäre zu Boden gesunken, hätte nicht der Professor, die Erstarrung, die über ihn gekommen zu sein schien, gewaltsam abschüttelnd, sie in seinen Armen aufgefangen; doch konnte er nicht hindern, daß ihr Kopf schwer auf den Rand des Brunnens schlug — sie war ohnmächtig.

Ich wandte mich hastig zu dem Knaben, um ihn zu entfernen, trug ihm auf, Schwester Maria zu suchen und sie zu bitten, daß sie hierher komme. Während er forteilte, wandte ich mich wieder zu den beiden, um der Bewußtlosen beizustehen. Der Professor hatte sie sanft auf das Moos niedergelassen und kniete neben ihr, ihren Kopf an seine Brust gelehnt.

„Carola,“ kam es fast stöhnend aus seiner Brust hervor, „das kann nicht Wirklichkeit, das muß ein schöner und ach, doch schrecklicher Traum sein! Du hier! und so bleich und leblos — o stirb nicht jetzt in meinen Armen! Laß mich ein einzigmal noch in Deine lieben Augen sehen — und laß mich dann mit Dir sterben!“

In fieberhafter Angst benetzte er ihr Antlitz mit dem Wasser, das ich ihm aus dem Brunnen reichte — jetzt schlug sie langsam die Augen auf und sah ihn an, während ein verklärtes Lächeln ihre Züge durchleuchtete.

„Egon,“ kam es leise und mit Anstrengung von ihren Lippen, „so laß mich sterben! Habe Dank für diesen Augenblick — er wiegt zehn lange, schmerzvolle Jahre auf — ich habe mich so unaussprechlich nach Deinem Anblick gesehnt — — ich danke Dir, daß Du ihn mir noch einmal gönnst.“

„Carola,“ flüsterte er, mit unaussprechlicher Seelenqual das schwindende Leben in ihren Zügen gewahrend, „Du bist mein einziges Glück, mein einziger Gedanke gewesen bis zu dieser Stunde. Ich habe Dich geliebt und Dich gesucht so unaufhörlich, allein ich konnte nicht ahnen, daß Du Dich vor mir in ein Kloster geflüchtet! O sage mir, daß Du mir verzeihst, Carola! Ich habe schwer — schwer gebüßt für jene Stunde!“

Sie versuchte vergebens, zu sprechen, aber ihr Auge lächelte ihm Vergebung.

„Egon,“ flüsterte sie endlich, gewaltsam ihre letzten Kräfte zusammennehmend und die Hand auf das schmerzende Herz legend, „wer — wer ist jener Knabe, der Dir so ähnlich sieht?“

„Es ist Kurt's verwaistes Kind, an dem ich Vaterstelle vertrete," erwiderte er, ihre Gedanken erratend, mit innigem Blick. „Er hilft mir mein einsames Leben ertragen, Carola, das nur Deinem Andenken geweiht ist."

Ein seliges Lächeln überflog ihre schon verklärten Züge und fast unhörbar flüsterte sie: „Ich danke Dir, Egon — ich segne Dich mit meiner reinen Liebe — lebe — wohl — —"

Er preßte seine Lippen auf ihre Augen, ihren Mund, als könne er das fliehende Leben festhalten — vergebens, ihr Haupt sank schwer in seinen Arm zurück — sie hatte ausgelitten.

Sie war schön wie ein Engelsbild, und man sah an dem glücklichen Lächeln, welches im Tode ihre Züge belebte, daß sie gern gestorben war in seinen Armen, daß dies Glück des Wiedersehens in Wahrheit zehn lange Jahre des Kummers aufgewogen.

Der Professor weinte wie ein Kind. — Ich fühlte, daß er allein sein müsse, um sich zu fassen. Gewaltsam drängte ich meine eigenen Thränen zurück und sagte leise: „Ich will Egon in das Haus folgen, um Hilfe zu holen, suchen Sie sich inzwischen zu sammeln."

So ließ ich ihn allein mit der Toten und seinem Gram. Ich war selbst so tief erschüttert, daß ich nur mit gewaltsamer Anstrengung des Knaben Fragen beantworten konnte, der mir entgegen gelaufen kam, versichernd, er habe Schwester Maria nicht finden können.

„Die arme Nonne," fuhr er ängstlich fort, „kann ihr Papa nicht helfen? Sie war wohl schon krank, als wir kamen?

Denn sie rief meinen Namen so angstvoll, daß ich mich fast fürchtete. Wird sie sterben? Was werden die anderen Nonnen sagen?“

Nach Kinderart fuhr er fort, unermüdlich zu fragen und ich versuchte, ihm so zu antworten, daß seine Auffassung und etwaige spätere Erzählung des traurigen Auftrittes durchaus natürlich und harmlos sei.

Ich sagte den Nonnen, Schwester Cäcilie habe sich schon sehr krank gefühlt, als ich sie am Brunnen getroffen; daß sie dann ohnmächtig geworden und glücklicherweise gerade Professor Sassel dazu gekommen, der ihr aber leider nicht mehr habe helfen können, sie sei sanft entschlafen, nachdem sie noch für einige Augenblicke das Bewußtsein wiedererhalten. Die unerwartete Trauernachricht brachte große Aufregung im Kloster hervor. Alle klagten und jammerten um die gute Schwester Cäcilie, die sie alle so lieb gehabt und wie eine Heilige verehrt. Schnell wurde eine Bahre zurechtgemacht, um die Tote zu holen. Ich schickte den kleinen Egon, von einer Schwester begleitet, nach Hause, denn es fing an dunkel zu werden, und schloß mich den übrigen an. Doch kaum waren wir in die Allee eingebogen, als wir Professor Sassel uns entgegenkommen sahen, die junge Nonne auf seinen Armen tragend wie ein schlummernd Kind. Alle machten ihm scheu Platz, als er mit seiner traurigen Last nahte, und aller Aufmerksamkeit war so sehr auf die Tote gerichtet, daß außer mir niemand auf den Professor zu achten schien. Er sah erschreckend finster und bleich aus und schüttelte nur stumm den Kopf, als man auf die Bahre deutete, um ihm seine Bürde abzu-

nehmen. Er trug sie in das Haus, auf ihr Lager und wir folgten leise und weinend. Als er sie eben niedergelegt, rief die Abendglocke zum Gebet und dem feierlichen Rufe wie der augenblicklichen Eingebung folgend, knieten alle Schwestern nieder, Professor Sassel und ich mit ihnen, um für die Heimgegangene zu beten, die schon hier auf Erden ein Engel gewesen — ich werde diesen ergreifenden Augenblick niemals vergessen. Als die Glocke schwieg, erhob sich der Professor, winkte den Nonnen, hinauszugehen und bat mich, noch einen Augenblick zu bleiben. Als wir allein waren, faßte er meine beiden Hände und sagte mit bebender Stimme:

„Meine liebe teure Freundin, Sie sehen hier das traurige Ende einer tief traurigen Geschichte — die so schön, ach so schön begonnen —, wie und warum das alles so kommen mußte, sollen Sie erfahren, sobald ich mir soviel Fassung erkämpft haben werde, daß ich meinen Schmerz äußerlich beherrschen kann; denn Sie haben ein Anrecht auf mein volles Vertrauen gewonnen. Lassen Sie mich nun Abschied nehmen von meinem verlorenen Glück; ich werde nicht wieder verlangen können, sie nochmals allein zu sehen, ohne bei den Nonnen Argwohn zu erregen."

Ich ging hinaus und wandelte in dem langen Kreuzgang auf und ab, bis die Schwestern aus dem Betsaal zurückkamen. In demselben Augenblick trat auch Professor Sassel aus der Thür und sagte ruhig: „Es war keine Hilfe mehr möglich, ein Herzschlag hat ihrem Leben ein rasches Ende gemacht."

Dann uns „gute Nacht" wünschend, schritt er hastig davon.

*
* *

Drei Tage waren vergangen. Die letzten traurigen Pflichten waren erfüllt, und wohl mit mehr aufrichtigen Thränen und herzlicher Liebe, als es häufig geschieht. Schwester Cäcilie schlief den letzten traumlosen Schlaf unter dem grünen Hügel, der an dem stillsten fernsten Platz des Friedhofes lag und von frischen Blumen ganz bedeckt war. Niemand ahnte, wie sehr die junge Nonne gelitten, daß sie an einer Krankheit gestorben, die von den prosaischen, vernünftigen Kindern des neunzehnten Jahrhunderts spöttisch lächelnd unter die Märchen verwiesen wird und die auch selten genug vorkommen mag — aber daß sie dennoch vorkommt, ist nicht zu bestreiten und daß sie unheilbar ist, auch nicht. Schwester Cäcilie hatte das an sich erfahren; sie hatte tapfer dagegen gekämpft, kein Mittel gescheut noch unversucht gelassen, und es hatte ihr doch nichts geholfen; selbst nicht das Nonnengewand, in das sie sich als letzte Zuflucht geborgen, hatte sie retten können vor dem traurigen Sterben — an gebrochenem Herzen.

Ich hatte Professor Sassel nicht wieder gesehen seit jenem Abend. Schwester Maria erzählte mir weinend, wie gut er doch sei! Welcher andere Arzt wohl die tote Schwester auf seinen Armen in das Haus getragen hätte — das würde selbst der gute Professor G. nicht gethan haben. Und ehe man den Sarg geschlossen, habe er eigenhändig einen wundervollen Zweig frischer Granatblüten auf ihre Brust gelegt und dabei die Thränen nur gewaltsam zurückdrängen können. Sie habe aber auch so engelschön ausgesehen und ein Ausdruck von Glück habe ihr Antlitz verklärt, wie nie im Leben. —

Wohl mochte sie noch im Tode gelächelt haben, die Arme,

als er ihr Granatblüten aufs Herz gelegt, Granatblüten, die sie so sehr geliebt und welche mit die unschuldige Ursache geworden zu der Trennung dieser beiden edlen Menschen, welche die Natur selbst für einander bestimmt zu haben schien. —

Ich saß wieder auf der Steingalerie, von welcher Professor Sassel und ich an jenem verhängnisvollen Abend dem Spiel der Nonne gelauscht, wie sie zum letztenmale in den leisen Orgeltönen ihr Leid geklagt darüber, „daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.“ Mir war, als hörte ich immer noch die traurigen Schlußlaute: „Ja — scheiden.“ — Wie wunderbar hatte Gottes Fügung den beiden hier ein „Wiedersehen“ bereitet.

Ich erwartete mit großer Spannung meinen armen jungen Freund, dessen Leid ja um so schwerer auf ihm ruhte, als er es verbergen und unbefangen erscheinen mußte. Mich verlangte danach, endlich ihr Vermächtnis in seine Hände zu legen, was ich an jenem Abend unterlassen, um seine Aufregung nicht noch zu vermehren. Daß er es sei, dessen Namen ich unter der versiegelten Hülle finden würde, bedurfte wohl keiner weiteren Bestätigung. Endlich kam er. Er war äußerlich gefaßt, aber ich kannte den Ausdruck seiner Züge schon zu genau, um nicht zu gewahren, welche Selbstbeherrschung diese äußere Ruhe erforderte. Er schien mir in den wenigen Tagen um Jahre gealtert.

Als er sich zu mir gesetzt, übergab ich ihm der Nonne Vermächtnis und erzählte ihm, wann und wo sie es mir anvertraut; wie sie keine Ahnung davon gehabt, daß der „neue Professor“ derjenige sei, nach dem sie sich krank und zu Tode

gesehnt. Ich sprach den Wunsch aus, der Inhalt dieses Vermächtnisses möge dazu beitragen, ihn mit seinem Schicksal zu versöhnen und seinen Kummer zu mildern. Dann erhob ich mich, um ihn ungestört zu lassen; er aber bat, ich möge bleiben. „Sie sollen ja doch alles erfahren,“ setzte er hinzu, „sobald ich fähig bin, meine Gedanken von der Gegenwart auf die Vergangenheit zu lenken — heute kann ich es noch nicht.“

Er brach langsam und zögernd die Siegel, entfernte die Hülle und ein Zettel fiel heraus, darauf mit zierlichen Schriftzügen geschrieben stand: An Professor Egon Sassel. Er drückte den Zettel an seine Lippen und entfernte nun eine zweite Papierhülle, aus welcher er ein prachtvolles, in roten Sammet gebundenes und reich mit Golddruck verziertes Buch zog: „Mein Geburtstagsgeschenk,“ sagte er halblaut, es wehmütig betrachtend. „Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen — ich wollte ihr einen Vers hineinschreiben, ehe ich es ihr schickte, doch konnte ich keinen finden, der mir schön genug für sie erschien. Da fiel mir ein, daß ich vor einigen Tagen Blumen, die sie in der Hand gehalten und dann achtlos beiseite gelegt, mit mir genommen und sie in das erste Buch, das mir zur Hand, zum Trocknen gelegt hatte. Das Buch suchte ich und beschloß, die Worte, auf denen die Blumen gerade lagen, in das für sie bestimmte Album zu schreiben. Und so geschah es. Es waren Worte aus dem zweiten Teil des Faust — die schönsten, die wohl je geschrieben worden.“

Er schlug das Album auf, wie, um mich selbst lesen zu lassen, aber starr blieb sein Auge auf dem ersten Blatt, wo er die selbstgeschriebenen Worte suchte, haften, denn ihm blickte

sein eigen Bild entgegen, ihn viel jünger aber immer noch sprechend ähnlich darstellend, und wahrhaft künstlerisch in der Ausführung. Darüber stand von fester Männerhand geschrieben die herrliche Verheißung, welche Goethe den Engeln in den Mund gelegt, da sie Faustens Unsterbliches gen Himmel tragen:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Teil genommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Sein Schmerz überwältigte ihn. Er wandte sich ab und schloß das Buch, indem er mit halb erstickter Stimme sagte: „Sonntag, wenn die Schwestern in der Kirche sind, erwarten Sie mich; dann will ich Ihnen unsere Geschichte erzählen, wenn Sie Geduld haben und mich anhören wollen."

Er entfernte sich eilig, ohne noch die Kranken zu besuchen, die schon seit drei Tagen vergebens auf ihn geharrt und über die vielen Konsultationen geklagt hatten, welche vermutlich ihn so sehr in seinem eigenen Hause in Anspruch nähmen, daß er für sie keine Zeit fände. —

Der Sonntag kam — ein Tag voll Sonnenschein und Heiterkeit und Frieden, als gäbe es nichts als Glück und Freude auf dieser unvollkommenen Erde.

Ich war am Morgen in der Kirche gewesen und hatte inbrünstig für das Seelenheil der teuren Verstorbenen, um Trost und Genesung für den Zurückgebliebenen gebetet. Dann war ich bis zum Mittag an dem alten Brunnen gewesen,

noch einmal den ganzen erschütternden Auftritt an meiner Seele vorüberziehen lassend, und erwartete nun auf meinem Zimmer den Professor; denn die Glocken riefen abermals zum Gottesdienst. Ich sah die Schwestern nach der Kirche wandeln, langsamer als sonst — es war ja der erste Sonntag, an dem Schwester Cäcilie die Orgel nicht spielte und sie meinten alle, sie könnten nicht mehr singen ohne sie.

Endlich war der letzte Ton vom feierlichen Glockengeläute verhallt, die letzte dunkle Gestalt in der Kirchenthür verschwunden und fast in demselben Augenblick trat Professor Sassel ein.

Auf meine Aufforderung, sich zu setzen, schüttelte er den Kopf: „Nicht hier," sagte er. „Fühlen Sie sich kräftig genug, mich nach dem Friedhof zu begleiten?"

Ich bejahte und er fuhr fort: „Dort an ihrem Hügel will ich Ihnen erzählen, wie wir uns fanden und — verloren."

Wir verließen das Kloster, gingen stumm den Berg hinab, durch dichte schattige Alleen und standen bald an dem stillen Grabe, neben welchem, dicht an der Kirchhofsmauer, eine kleine Ruhebank stand. Dorthin führte er mich, und nachdem er die Rosen, welche er mitgebracht, auf das Grab gelegt und eine Weile düster und in Gedanken verloren vor sich hingeschaut, wandte er sich zu mir, lehnte sich an den Stamm einer hohen Trauerweide, welche die Bank und den Hügel beschattete und begann seine Erzählung:

„Sie war ungefähr neunzehn Jahre alt, als ich sie zum erstenmal sah, und war schön und lieblich, wie keine andere. Hätten Sie sie damals gekannt, Sie würden es nicht für

möglich gehalten haben, daß dieses ausdrucksvolle Antlitz gleichsam wie zu Marmor erstarren könnte.

Es war in einer Abendgesellschaft bei der Präsidentin v. R., wo ich zum erstenmal, nachdem ich mich in D. niedergelassen, geladen war. Ich fühlte mich in der bis auf die Wirtin mir gänzlich fremden Gesellschaft einsam und unbehaglich und zog mich daher bald in das Musikzimmer zurück, um mich an den Vorträgen einiger Künstler, welche bei der Präsidentin eingeführt waren, zu erbauen; denn ich liebte die Musik leidenschaftlich. Plötzlich trat aus dem angrenzenden Saale, in Begleitung der Frau vom Hause, eine reizende Mädchengestalt, die mich durch ihre Schönheit und Grazie sogleich fesselte. Sie war in blaßgrüne Seide gekleidet, hatte Wasserrosen in dem reichen goldigbraunen Haar und erschien mir unter all den anderen wie eine Märchengestalt, die aus ihrem Feenreich einmal herabgestiegen und sich unter die Menschen begeben, um ihr Thun und Treiben zu beobachten. Jede ihrer Bewegungen war edel und schön und es lag in ihrem Wesen eine entzückende Einfachheit und Bescheidenheit — es schien in Wahrheit, als wisse sie nicht, wie reizend sie sei.

Sie trat an den Flügel und sagte auf der Präsidentin Bitte lächelnd: „Ja, wenn Sie es durchaus wünschen, so will ich singen, aber es scheint mir, als Dilettantin, vor Künstlern so anmaßend.“ Und die Handschuhe abstreifend, setzte sie sich an den Flügel, begann zu präludieren und sang dann mit ihrer schönen, zu Herzen dringenden Stimme:

„Der Himmel hat eine Thräne geweint“ —

Nie glaubte ich einen so seelenvollen Gesang, einen so tief empfundenen Vortrag gehört zu haben. Da sie geendet, zeigte sie sich ebenso als Meisterin auf dem Klavier, indem sie über das eben gesungene Lied phantasierte. Ich war so ganz in Anschauen und Hören versunken gewesen, daß ich mich erst erinnerte, wo ich war, als sie sich erhob und die vielen Lobreden, mit welchen man von allen Seiten auf sie einstürmte, mit lieblicher Bescheidenheit abwehrte.

Indem sie sich wandte, um den Flügel zu verlassen, streifte sie mit dem weiten Spitzenärmel ihres Kleides einen ihrer Handschuhe, den sie dort hatte liegen lassen, zu Boden, dicht vor meine Füße. Ich hob ihn auf und überreichte ihn ihr stumm. Sie dankte freundlich, mit ihren schönen braunen Augen unbefangen zu mir aufblickend. Aber plötzlich zeigten ihre Züge große Überraschung, sie betrachtete mich eine Sekunde lang mit gespannter Aufmerksamkeit und ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie sprechen; dann aber wandte sie sich freundlich grüßend ab und ging an mir vorüber in den andern Saal zurück. Ich fragte mich, was an mir sie so überrascht habe, wußte mir aber keinen Grund dafür anzugeben und folgte ihr nun, um die Frau vom Hause aufzusuchen und von ihr zu erfahren, wer diese ungewöhnliche Erscheinung sei.

Die Präsidentin lächelte auf meine Frage und erwiderte neckend: „Nun, es ist kein Wunder, lieber Doktor, daß Sie so begierig sind, von ihr zu hören — sie ist ja die Perle unserer Gesellschaft, auf die wir nicht wenig stolz sind; denn des Mädchens Seele ist so schön wie ihre äußere Gestalt und sie vereinigt wirklich alles in sich, was gut und liebenswert

ist. Aber wie keine Rose ohne Dornen, so auch diese nicht, sie ist nämlich sehr unbarmherzig gegen die große Verehrung, die ihr von sämtlichen Herren entgegengebracht wird. Mir haben schon viele verzweiflungsvoll geklagt, Carola Wandar sei nur so lange liebenswürdig und bescheiden, als man ihr im höflichen Gesellschaftston nahe; sobald man aber auch nur den Versuch wage, ihr näher zu treten, werde man mit so unnahbarer Hoheit zurückgewiesen, wie man sie dieser lieblichen ätherischen Erscheinung niemals zugetraut. Hüten Sie also Ihr Herz, mein junger Freund," schloß sie scherzend, „und kommen Sie, ich will Sie gleich jetzt vorstellen — Fräulein Wandar hat sich, wie es scheint, ein wenig zurückgezogen und plaudert gewiß mit meinem Papagei. Sie liebt das Tier so und hat es die unglaublichsten Dinge gelehrt."

Wir traten in ein nur matt mit bläulichem Licht durch eine Ampel erhelltes, in einen Wintergarten verwandeltes Gemach, aus dessen blühendem Hintergrunde sich die zarte Gestalt im blaßgrün schimmernden Gewande abermals licht und fremdartig abhob, wie eine Märchenerscheinung. Sie stand vor dem unter einem Myrtenbaum auf einer Stange sitzenden kleinen grünen Schwätzer, ihn liebkosend. Als sie uns eintreten sah, gab sie ihm ein Stückchen Zucker in das Pfötchen und kam uns entgegen, und abermals las ich Überraschung in ihrem Blick.

„Ah," rief sie aus, als die Präsidentin mich ihr vorstellte, „Doktor Sassel — Sie sind der Bruder des berühmten Malers Kurt Sassel? Ich konnte mich vorhin am Flügel nicht besinnen, an wen Sie mich so lebhaft erinnerten! Sie müssen nämlich wissen, gnädige Frau," wandte sie sich lächelnd

an die Präsidentin, „daß ich dem Herrn Doktor schon vorhin, freilich ohne es zu wollen, den Handschuh hingeworfen — den er unbedenklich aufhob. Ich hoffe,“ fügte sie, mich schelmisch anblickend, hinzu, „es wird keinen Kampf um Leben und Tod bedeuten.“

„Ich hoffe nicht,“ sagte die Präsidentin, halb scherzend, halb ernst, „ich habe wenigstens schon mein Möglichstes gethan, unsern jungen Freund zu warnen, daß er sich nicht unbedacht in Gefahren begebe, die bis jetzt noch keinem Lorbeeren gebracht.“

Carolas Antlitz überflog eine leichte Röte und sie sah die Präsidentin vorwurfsvoll an. Als diese nun durch andere Gäste in Anspruch genommen wurde, folgte sie ihr bis zur Thür, trat aber nicht in den mit Gästen angefüllten angrenzenden Saal, sondern blieb dort, an den zurückgeschlagenen dunklen Sammetvorhang gelehnt, stehen, das bunte Treiben beobachtend. Ich hatte meine ganze heitere Laune in dem Augenblick verloren, da sie so lebhaft und, wie es schien, bewundernd, meines Bruders erwähnte. Also er hatte das Glück gehabt, sie schon länger zu kennen — natürlich, er hatte ja in allem Glück! Es bemächtigte sich meiner ein dunkles Gefühl, als habe sie prophetische Worte gesprochen, als werde ich einen Kampf zu kämpfen haben auf Leben und Tod, als sei mir mein Bruder, wie überall sonst, auch hier wieder zuvorgekommen, um mir ein Glück zu rauben, das ich bereits mit ganzer Seele zu begehren begann. Er hatte mir, wenn auch ohne es zu wollen, überall den Weg zu den Herzen der Menschen versperrt, von der Kinderstube an; denn über den

schönen, geistvollen Kurt hatte man stets den jüngeren und wenig mitteilsamen Egon vergessen und beiseite geschoben. So war es ganz natürlich, daß Kurt alle Liebe und Verehrung, die ihm entgegengebracht wurde, als selbstverständlich hinnahm und deshalb wenig schätzte. Aber gerade das war es, was mich schon als Kind aufs heftigste erbitterte, wenn er mir ein Spielzeug, das mir Freude machte, entriß und dann — beiseite warf oder zerbrach.

Ich war zu ihr getreten und fragte, ob sie meinen Bruder persönlich kenne.

„Ja," erwiderte sie unbefangen, „ich lernte ihn vor zwei Jahren in Berlin kennen, als ich dort bei einer Freundin zum Besuch war, aber seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Wie geht es ihm und wo ist er jetzt?"

Ich atmete befreit auf, als sie so einfach und unbefangen von Kurt sprach, und erwiderte, daß er in Italien sei, aber noch diesen Winter nach D. kommen werde, um einen ehrenvollen Auftrag, der ihm zuteil geworden, auszuführen.

„Das freut mich für Sie," sagte sie freundlich. „Ich beneide jeden, der das Glück hat, Geschwister zu besitzen — mir ist dasselbe leider versagt und ich habe es oft schmerzlich entbehrt."

„Es ist nicht immer ein so neidenswertes Glück," antwortete ich; „Geschwister müssen, wie alle Menschen, die ein enges Zusammenleben führen, miteinander sympathisieren, sich gegenseitig ergänzen und einander schätzen, um glücklich zu sein. Wo das nicht der Fall, fühlt man sich unter Geschwistern oft einsamer, als wenn man ganz allein ist."

Sie sah mich forschend an und sagte: „Sie haben eine große Ähnlichkeit mit Ihrem Herrn Bruder, aber dieselbe ist wohl nur äußerlich — ihn kenne ich nur übersprudelnd von Lebenslust und glücklicher Laune — ich glaube, er lacht jede Sorge, die ihm nahen könnte, hinweg, obgleich es fast undenkbar ist, daß diese unheimlichste der „vier grauen Schwestern" überhaupt je an einen so verwöhnten Liebling des Glücks sich wagen sollte. Sie scheinen den Ernst, der ihm fehlt, noch mit auf sich genommen zu haben — sind Sie immer so ernst wie heute?" fragte sie mit jenem hinreißenden Lächeln, das mich schon mehrere Male so entzückt hatte, zu mir aufblickend, „sind Sie wirklich so ganz das Gegenteil von Ihrem Herrn Bruder?"

„Ganz," antwortete ich lächelnd, „er ist ein Sonntagskind und ich bin ein — Alltagskind."

„Aber Herr Doktor," erwiderte sie lachend, „Sie sagen das so melancholisch, als ob es ein Unglück wäre, ein Alltagskind zu sein. Ich bin auch eins und habe mich noch nicht darüber zu beklagen gehabt. Aber mir scheint, Ihr Herr Bruder blendet Sie mit seinem sonntäglichen Scheine mehr als alle seine anderen Bewunderer, und das will ziemlich viel sagen. Es muß freilich ein beglückendes Gefühl sein, so von allen geliebt und verehrt zu werden —"

„Ich glaube, dieses Gefühl müßten Sie kennen," konnte ich nicht unterlassen, zu sagen, „doch meine ich verstanden zu haben, daß Sie dasselbe durchaus nicht beglückend finden — sondern jede Verehrung kalt zurückweisen."

Eine dunkle Glut überflog ihr liebliches Antlitz und ernst

entgegnete sie: „Sie werden doch nicht die faden Salon-Schmeicheleien, welche die Mehrzahl der jungen Herren heutzutage glaubt uns Damen bieten zu können und ja leider auch meistens bieten — darf, auf eine Stufe stellen wollen mit der Verehrung, von welcher ich sprach, die nicht nur einen Menschen voraussetzt, der diese Verehrung verdient, sondern auch einen andern, der ihm dieselbe aus warmem verständnisvollem Herzen darbringt; sonst ist sie nur eine Redensart und — ich hasse alle Redensarten, die keinen Sinn mehr haben, da man ihnen die ursprüngliche Bedeutung längst durch den täglichen Mißbrauch genommen hat."

Ich hatte eine dunkle Empfindung, als rechne sie meine letzte Bemerkung auch zu den „Redensarten ohne Sinn", fand aber keine Zeit, mich zu rechtfertigen, da in demselben Augenblick ein vornehm aussehender älterer Herr zu uns trat und Carola mit den Worten anredete:

„Aber wo steckst Du denn, Kind? Ich suche Dich schon seit zehn Minuten, um Dir den jungen Grafen Werden vorzustellen, der mich gestern nicht weniger als dreimal gebeten, ihm heute Abend ganz gewiß dieses Glück zu verschaffen —"

„Beruhige Dich, lieber Papa," unterbrach ihn Carola heiter, „ich habe das — Unglück schon vor einer Viertelstunde gehabt; er hat nicht auf Dich gewartet, sondern übernahm die Vorstellung selbst — unsere Unterhaltung war jedoch merkwürdig kurz. Laß mich aber jetzt eine andere Vorstellung übernehmen, die Dir ungleich angenehmer sein wird, als diejenige, welche Du mir zugedacht hattest."

Als sie mich so in liebenswürdigster Weise ihrem Vater

vorgestellt, wandte sich das Gespräch sogleich wieder auf meinen berühmten Bruder, den Carolas Vater auch kannte; er besaß sogar eins von Kurts besten Bildern. Er lud mich aufs freundlichste ein, ihn bald in seinem Hause aufzusuchen, damit er mich seiner Frau, die heute durch Unwohlsein verhindert gewesen, ihn und seine Tochter zu begleiten, vorstellen könne. Ich war nur zu froh über diese Einladung und sprach lebhaft meinen Dank aus. Dann ging man zur Tafel. Carola saß ziemlich weit von mir entfernt neben dem jungen Grafen, der sich zum zweitenmal vergebens um seine schöne Nachbarin zu bemühen schien, wenigstens war er der einzige, welcher sprach; Carola war ernst und still. Mehrere Male begegneten sich unsere Augen, wobei ich mir einbildete, zu bemerken, sie sehe freundlicher aus. Dem Geplauder meiner Tischnachbarin entnahm ich, der Graf sei ein entfernter Verwandter Carolas, deren Mutter einem alten Adelsgeschlecht angehöre; ihren Vater nannte sie den reichsten und angesehensten Handelsherrn zu D.

Ich fand an jenem Abend keine Gelegenheit mehr, mich ihr zu nähern. Nur auf der Treppe gelang es mir noch, einen Blick und Gruß von ihr zu erhaschen, als sie, gehüllt in den Pelzmantel und das liebliche Gesicht aus einem weißen Spitzenshawl hervorsehend, am Arme ihres Vaters an mir vorüberschritt. Wie im Traum suchte ich meinen Weg durch die Wagenburg vor dem Regierungsgebäude und fühlte kaum den schneidenden Wind, der mir den Schnee und Regen ins Gesicht trieb, mir war so warm und sonnig im Herzen, als finge es eben an, Frühling zu werden. Ich wunderte mich,

wie ich bisher hatte leben können, ohne zu wissen oder auch nur zu ahnen, daß es soviel Liebreiz auf der Welt gebe. Mir kam zum erstenmal der Gedanke, das Leben sei doch schön — selbst für mich.

Zu Hause fand ich einen Brief von Kurt vor, worin er mir seine baldige Ankunft meldete. Er schrieb herzlicher als sonst und dies erhöhte meine froh bewegte Stimmung; denn ich hatte bisher vergeblich versucht, mich ihm innerlich zu nähern. Nur gewöhnt, an sich, an sein Talent und den künftigen Ruhm zu denken, hatte er nie es der Mühe wert gefunden, sich um den unbedeutenden Bruder zu kümmern. Die Mutter war uns zu früh gestorben, um ein innigeres Band zwischen uns knüpfen zu können und der Vater entfremdete uns einander nur mehr, indem er Kurt allein seine ganze abgöttische Liebe zuwandte. Nach seinem Tode hatten wir uns nicht wiedergesehen. Ich hörte, häufiger durch die Zeitungen als von ihm selbst, daß er unglaublich schnell die Leiter des Ruhmes erklimme und sich nebenbei das Leben so schön und angenehm wie möglich schaffe. Das hatte er von jeher verstanden. Er lebte stets nur dem Augenblick, erfaßte alles, was sich ihm darbot, mit glühendstem Eifer, welcher ebenso schnell erkaltete, und begeisterte sich heute für etwas, das er morgen vergaß. Was sich ihm entgegenstellte, suchte er mit ungestümer Leidenschaft zu erringen — dann aber hatte es keinen Reiz mehr für ihn und er eilte weiter zu neuem Genuß. Kurt war nicht schlecht; er würde nie mit Absicht jemand gekränkt haben — es kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, daß er auf diese Weise manches Glück zerstörte

und manchen Schmerz bereitete. Wenn er überhaupt darüber nachdachte, so beurteilte er die Menschen nach sich und behauptete lachend, er erkenne als Unglück nur zwei Dinge an, Armut und Krankheit, weil sie ihn hinderten, das Leben zu genießen — alles übrige seien eingebildete Leiden. Genuß aber schöpfe man nur aus steter Abwechslung, die allein dem Leben Reiz und dem Geiste Frische verleihe. Wahrlich, er ist bis zum letzten Augenblick dieser Ansicht treu geblieben.

An jenem Abend bildete ich mir ein, es könnte trotz unserer entgegengesetzten Lebensanschauungen sich doch noch ein herzlicheres Einverständnis im Zusammenleben zwischen uns gestalten. Und selbst als ich Carolas gedachte, nahte mir keine Sorge. — —

Nach etwa einer Woche glaubte ich Herrn Wandars Einladung folgen zu dürfen. Es ist mir wie heute, da ich zum erstenmal das ehrwürdige Patrizierhaus betrat und dem meldenden Diener folgend, die altertümlichen Räume desselben durchschritt. Jeder Gegenstand, jeder Zierrat war ein Kunstwerk, gehörte der uns so heimisch und doch fremdartig berührenden Kunst eines vergangenen Jahrhunderts an. Nichts erinnerte in dieser vornehmen antiken Pracht an den modernen zerbrechlichen Luxus, mit dem ich gewohnt war, die Reichen umgeben zu sehen. Der Geist der Bewohner waltete hier. In dieser Umgebung vermochte ich mir Carolas Leben und Wirken zu vergegenwärtigen — das war der Rahmen, der ihre edle Gestalt würdig umschloß.

Ich wurde von der Familie mit wohlthuendster Herzlichkeit empfangen. Zum erstenmal in meinem Leben zog leise das

wonnige Gefühl des Heimischseins mir in die Seele. Und wie bei Carolas erstem Begegnen mich die Ahnung dessen erfaßt, was wir im höchsten Sinne Glück nennen, so leuchtete mir heute aus ihrem holden Erröten, da sie mich begrüßte, die Hoffnung entgegen. Sie erschien mir noch schöner, edler in dem einfachen Hauskleide, an dem nichts als die kostbaren Spitzen an Hals und Armen die reiche Patrizierstochter verriet. Frau Wandar war, obwohl sehr leidend, noch eine schöne Frau und ihrer Tochter sehr ähnlich. Man hätte sie eher für Schwestern gehalten. Sie wandte sogleich das Gespräch auf Kurt und deutete mit lebhafter Freude auf ein Bild von ihm, das ihrem Ruhebett gegenüberhing und das ich selbst noch nicht kannte. Ich wurde auf alle einzelnen Schönheiten desselben aufmerksam gemacht und wußte nicht, ob ich mehr diese oder das feine Verständnis, mit dem sie erfaßt und beurteilt wurden, bewundern sollte. Daß Carola selbst ein wenig Künstlerin war, fand ich erst später, wenngleich mir die zierliche Staffelei, von welcher sie sich bei meinem Eintritt erhob, verriet, daß sie diese Kunst pflegte.

Wir sprachen von allerlei, auch von Alltäglichem, aber nichts hatte hier gewöhnlichen Klang. Auch von Musik sprachen wir. Ich wurde gefragt, ob ich musikalisch sei und als ich erwiderte, daß ich Cello spielte, wurde ich gebeten, recht oft zu kommen, um mit Carola zu musizieren.

„Es sind fast täglich einige Freunde bei uns," sagte Frau Wandar, „aber leider sind sie alle nicht musikalisch, bis auf den lieben alten Professor Erhart, der meisterhaft die Geige spielt; wie hübsch wäre es, wenn Sie der Dritte im Bunde sein wollten."

Ich dankte ihr hochbeglückt in der Aussicht, Carola oft und in ihrem eigenen Familienkreise sehen zu dürfen. Es wurde gleich der nächste Abend bestimmt und ich verabschiedete mich, bewegt von den freudigsten Empfindungen. —

An jenem ersten Abend unseres engeren Verkehrs öffnete sich mir eine neue Welt, eine Welt so fremd, so licht und reich — so himmelfern der Alltagswelt, in der ich bisher leeren Herzens und Blickes hingelebt, daß ein unaussprechliches Glücksgefühl alle nie zuvor berührten geheimsten Saiten meines Innern regte. Ich wußte plötzlich, wonach ich mich seit meiner öden Knabenzeit so heiß gesehnt, was ich überall und immerfort gesucht und nirgend gefunden, ob es gleich überall den Namen trug — Familienleben, Familienglück! Hier offenbarte es sich mir plötzlich in reinster Schöne und erfüllte mein des Glücks so ungewohntes Herz mit seinem tiefsten Zauber.

Es war außer mir nur der alte Hausfreund anwesend, dessen gemütvoller Humor mit der Mutter mildem Ernst und des Hausherrn gradherziger Schlichtheit so wohl zusammenklang. Wir saßen in dem traulichen Erkergemach um einen Tisch, der nahe dem Kamin vor der Mutter Ruhebett gerückt war, und empfingen den selbstbereiteten Thee aus Carolas Händen, und plauderten, als wäre es seit langem so. Über unseren Häuptern breitete eine herniederhängende Lampe ihr mildes Licht, die Tiefen des weiten Gemaches im Dämmer lassend. Die vor den Erkern und Thüren herabgelassenen schweren Brokatvorhänge schieden uns von jedem Laut des Außenlebens und nur die ernsten Ahnenbilder an den Wänden schauten aus

ihren matt flimmernden Rahmen auf uns herab. In der Mitte des Raumes stand der Flügel, daneben Geige und Cello und Notenpulte bereit. Carola zündete selbst die Kerzen an und wir spielten ein Beethoven'sches Trio. Ich aber spielte wie im Traume und konnte meinen Blick nicht abwenden von ihrem holdseligen Antlitz, und die altbekannten Melodien erklangen in meiner Seele als neue Weisen. — —

Seit jenem Abend war ich ein fast täglicher Gast im Wandar'schen Hause und das Glück dieses Verkehrs zu schildern, vermag ich nicht. Aus Rücksicht auf Frau Wandars leidenden Zustand waren größere Geselligkeiten damals ausgeschlossen, so daß ich meist nur Professor Erhart antraf, der auch mir alsbald ein Freund wurde und dessen zärtliche Liebe für Carola ihn mir doppelt teuer machte. Das war ein Necken und Scherzen, ein heiteres und geistvolles Wortspiel zwischen den beiden — den lautersten Frohsinn atmend und spendend! Wenn manchmal bei einem neckenden Vorwurf des väterlichen Freundes sie ihm die Hände auf die Schultern legte und ihm mit den sonnigen Augen in das feine schalkhaft lächelnde Antlitz schaute, sagend: „Onkel Erhart, das habe ich von Dir gelernt!" — und er darauf, ihr zärtlich über die braunen Haarwellen streichend, zurückgab: „Das hat man nun zum Lohn für alle Mühe, die man mit solch einem kleinen Trotzkopf gehabt, bei jeder Gelegenheit — aber natürlich nie bei etwas Gescheitem — heißt es: das habe ich von Dir gelernt!" — — so konnte man sich nichts Liebenswerteres vorstellen als diese Zwei. Und in all dem die kindlichste Ehrerbietung gegen den Greis. Und dies leise Walten und Sorgen um die Mutter;

diese zarte Rücksicht und liebevolle Aufmerksamkeit für jeden — auch für mich — — mir war in ihrer Nähe, wie in einem Tempel — so wohl, so heilig! Durch die Musik genossen wir die reinsten Freuden. Carola und ich sangen Duette und Onkel Erhart begleitete uns, oder wir spielten der Meister Werke zu Dreien. Und ich hatte nur den einen Wunsch, es möge immer so bleiben. Mir kam kaum der Gedanke, es könnte jemals anders werden; ich lebte nur dem Glück der Gegenwart. Wohl drängte es mich häufig, diesem innern unausgesprochenen Glück eine bestimmte äußere Form zu geben, indem ich Carola meine Liebe gestände; allein die Furcht, durch ein Wort vielleicht den Zauber zu zerstören, der dies Zusammensein umgab, hielt mich stets davon zurück. Wenn sie auch die Verehrung, die ich ihr darbrachte, nicht, wie bei anderen, zurückwies, sondern sie in holder, mich tief beglückender Art entgegennahm, mit einer stummen Innigkeit des Wesens, die wohl mein heiß verlangendes Herz als Erwiderung empfand, so war ich doch nicht selbstbewußt genug, daraus Gewißheit zu nehmen. — Da trug ein Zwischenfall bei, meine Zuversicht zu heben.

Jener junge Graf kam abermals nach D. und ich wußte bald, daß er Carolas wegen kam. Ihm zu Ehren fanden wieder größere Festlichkeiten im Wandar'schen Hause statt, denen ich jedoch nicht häufig beiwohnen konnte, da mein Beruf zu eben jener Zeit mich mehr als zuvor in Anspruch nahm. So sah ich sie seltener und nur in Gegenwart vieler, und umworben — nicht nur von dem einen. Ihr Wesen aber war gänzlich verändert, sie war still und voll ernster Zurück-

haltung, auch gegen mich, und gegen mich am meisten — und ich kämpfte mit bangem Zweifel. Dann fand ich eines Abends den Gast nicht mehr anwesend; nur einige nähere Freunde und den Professor. Auf der Familie ruhte sichtbar eine gedrückte Stimmung, die der Professor durch launige Scherze zu heben bemüht war, ohne daß ihm dies gelingen wollte. Carola wich mir aus, selbst meinem Blick. Auch die Musik vermochte heute nicht, die Stimmung zu klären. Carola stand am Flügel und blätterte zerstreut in den Notenheften, daraus wir gespielt, und ich verweilte noch zögernd neben ihr. Da erwähnte der Professor im Gespräch mit den übrigen eines Rufes, der kurz zuvor von der Universität B. an mich ergangen. Sie schaute in leisem Erschrecken zu mir auf und fragte zweifelnd, ob das wahr sei? Als ich bejahte, erblaßte sie jäh —: „Und das sagen Sie uns nicht einmal!" sprach sie hastiger, als sonst ihre Art. Ich sagte ihr, daß ich jenen Ruf abgelehnt und in D. bleiben werde — und als nun innige Freude ebenso jäh aus ihren Augen leuchtete, wallte es heiß in mir auf und ich stand im Begriff, dem Worte zu geben, was schon mein Blick ihr gestand — — aber es traten andere zu uns und ich mußte über den angeregten Gegenstand Rede stehen.

Carola hatte sich in tiefem Erröten von mir gewandt — ich wußte nicht, ob in der Scheu, mir ihr Empfinden verraten zu haben, oder in der Ahnung dessen, was ich auszusprechen verhindert wurde. Sie zog sich in eine der mit blühenden Pflanzen geschmückten Fensternischen zurück und ich sah sie wie in Gedanken verloren ein paar Blumen pflücken. Auf Professor Erharts neckende Frage, für wen sie denn Mamas Blumen

plündere, ob für ihn oder für den Doktor, erwiderte sie mit dem Versuch zu scherzen, daß sie, wenn sie für ihn geplündert, Besseres ausgesucht haben würde, als bescheidene Veilchen.

„O,“ meinte der Alte, „auf die Blumen kommt's nicht an, sondern auf die Geberin. Nicht wahr, Doktor,“ wandte er sich zu mir, „wir empfangen aus so schönen Händen ebenso gern Veilchen wie stolze Rosen; selbst ein Gänseblümchen erhält Wert, wenn es von lieber Hand gepflückt ist.“

Carola gewann für einen Augenblick ihre heitere Laune zurück und versicherte ihm, sie werde einmal prüfen, ob er wirklich so genügsam sei, und ihm zu seinem Geburtstag einen großen Strauß Gänseblümchen schenken.

„Schön, Kind,“ entgegnete er trocken, „aber bringe sie mir eigenhändig, dann sehe ich gleich einmal, wie sich eine Rose unter den Kindern der Wiese ausnimmt. Übrigens,“ fuhr er, Carolas Unterbrechung nicht beachtend, fort, „werde ich Dir zu Deinem Geburtstage ein noch kostbareres Geschenk machen, indem ich Dir einen Korb voll noli me tangere überreiche, damit Du künftig unliebsame Verehrer besser von Dir abwehren kannst.“

„Das fehlte gerade!“ rief Herr Wandar ärgerlich. „Behalte Deine Pflanzen für Dich, Freund, deren Bedeutung Carola ohnehin in Wort und Blick häufiger und schärfer ausspricht, als mir angenehm ist!“

Die Mutter half begütigend über die Verlegenheit, welche der unbedachte und von dem guten Alten wohl schon bereute Scherz hervorgerufen, hinweg. Carola aber suchte vergebens eine tiefe Verstimmung zu verbergen. — Als die Gesellschaft

aufbrach, barg ich die Veilchen, die sie aus der Hand gelegt, in meinem Taschenbuch. In diesem Augenblick trat sie herzu — „Ich werde bei einem Diebstahl ertappt," sagte ich leise auf ihren verwundert fragenden Blick, „verzeihen Sie mir, ich — liebe die Veilchen so sehr."

„Aber doch keine verwelkten," antwortete sie trübe. „Ich habe nie begriffen, wie man es übers Herz bringen kann, schöne blühende Blumen zwischen die Blätter eines Buches zu pressen; es thut mir jedesmal so wehe, als geschähe es mir selbst. Mich stimmt nichts so traurig, wie der Anblick toter Blumen."

Ich aber bedauerte, ihre Stimmung noch mehr getrübt zu haben.

Auf unserem Heimweg verriet mir der Professor den Grund der Verstimmung zwischen Tochter und Eltern. Carola habe des Grafen Werbung abgewiesen, obwohl die Eltern diese Verbindung aufs lebhafteste gewünscht. Ich brauche nicht zu sagen, mit welcher Empfindung ich dies vernahm — ich mußte ihres Erschreckens gedenken und der aufleuchtenden Freude, und nun glaubte ich, es als ein süßes Geständnis betrachten zu dürfen — —

Wäre es mir damals vergönnt gewesen, meiner Liebe Worte zu geben! —

Dann aber trat mein Bruder in unseren Kreis und — strebte nach dem gleichen Ziel, meiner nicht achtend in seiner leichtmütigen Zuversicht. Zwar gab mir Carola nicht Anlaß zum Zweifel an ihr — und dennoch ward derselbe Herr über mich.

Es war wenige Tage später, an ihrem Geburtstage, da ich Kurt in ihrem Hause einführte. Ich hatte den Tag von Professor Erhart erfahren und daß derselbe durch eine Abendgesellschaft gefeiert werden solle. Lange hatte ich nachgesonnen, ob ich dazu ihr eine Aufmerksamkeit erweisen dürfe, und welche? und kam endlich zu dem Entschluß, ein Buch zu wählen, ein Album — dasselbe, welches ich nach ihrem Tode aus Ihren Händen empfing. Ich schrieb ihr — wie ich Ihnen schon erzählte — die Worte hinein, auf welchen ich die Veilchen fand, die ich an jenem Abend mit mir genommen und, um sie sicherer als in meinem Taschenbuch zu bewahren, zu Hause in das erste Buch gelegt, das mir zur Hand war. Mit den schönsten Treibhausblumen, die zu haben waren, sandte ich es ihr in der Frühe und erwartete voll Ungeduld darüber, wie sie es aufnehmen würde, den Abend.

Im Laufe des Tages traf Kurt ein. Er hatte sich seit den Jünglingsjahren, da ich ihn zuletzt gesehen, so auffällig verändert, daß ich fast betroffen stand und als ich ihm in das übermütig heitere Antlitz sah, begriff, wie unwiderstehlich er jeden fesseln mußte. Unsere Begrüßung war eine sehr herzliche. Er sprach seine Verwunderung darüber aus, daß ich ihm so ähnlich geworden. „Nur deine Haarfarbe ist eine Schattierung heller," scherzte er, „und einige Zoll kleiner bist Du."

„Und nicht berühmt bin ich, wie mein großer Bruder," entgegnete ich.

„Nun, ich dächte, Du wärest bereits auf dem Wege dazu," versetzte er ernster; „ich habe in der letzten Zeit mindestens ebenso viel von Dir gehört, wie Du von mir. Du hast ja

fabelhaftes Glück mit Deinen Kuren — aber wie ist es möglich, eine Stelle auszuschlagen, wie man sie Dir in B. geboten?"

Ich erwiderte ausweichend, ich hege nicht den Wunsch nach Veränderung, ich habe in D. viel Freude an meiner Praxis und das Leben und die Gesellschaft daselbst sage mir zu.

„Nun, das mußt Du selbst wissen," versetzte er achselzuckend; „jedenfalls freue ich mich, Dich hier zu behalten und hoffe, wir werden ein behagliches Junggesellenleben miteinander führen."

Nachdem er sein Gefallen an der Wohnung geäußert, die ich seinem Wunsche gemäß neben der meinigen eingerichtet, und beim Auspacken in heiterster Stimmung von seinen Reisen erzählt, fragte ich ihn, ob er sich der Familie Wandar erinnere.

„Gewiß," sagte er. „Es war ein Fräulein Wandar vor einigen Jahren in Berlin Gast einer Familie, in deren Hause ich viel verkehrte. Sie war bildschön, aber sehr hochmütig und ernst; sie ging nie auf einen harmlosen Scherz ein. Ihr Vater, der sie abzuholen kam, war ein liebenswürdiger alter Herr."

Ich unterließ, ihm zu sagen, daß Carola sehr heiter und durchaus nicht hochmütig sei, daß ich mir aber wohl denken könne, wie seine „harmlosen" Scherze nicht immer danach gewesen sein mochten, dem strengdenkenden, zartfühlenden Mädchen zu gefallen. Ich teilte ihm mit, daß ich der Familie befreundet sei und versprochen habe, ihn heute Abend einzuführen, worüber er sehr erfreut war; denn er liebte die Geselligkeit.

Ich konnte mich erst spät am Abend frei machen, so

daß wir beim Eintritt in die Gesellschaft dieselbe bereits vollzählig versammelt fanden. Kurt wurde von Herrn und Frau Wandar aufs liebenswürdigste empfangen und war bald der Mittelpunkt eines größeren Kreises, dem ich mich schnell entzog, um Carola aufzusuchen. Ich fand sie erst in einem der letzten Gemächer, umringt von so vielen, daß ich ihr zu nahen zögerte — aber da stand sie vor mir, so holdselig schön in dem in weichen Falten lang herabfließenden weißen Gewande und dem Korallenschmuck, tief errötend unter meinem bewundernden Blick, und reichte mir die Hand und dankte mir in herzlichen Worten. Des guten Professors freundlichem Geschick verdankte ich es, ihr ohne nähere Zeugen meinen Glückwunsch aussprechen zu können.

„Gott gebe demselben Erfüllung," sagte sie, mit ihrem schönen innigen Lächeln zu mir aufblickend, „ich will mich täglich bemühen — „strebend bemühen", mein Glück, das in der Liebe meiner guten Eltern und einiger edler Freunde beruht, mir zu verdienen."

Ich erzählte ihr, wie es gekommen, daß ich gerade diese Worte gewählt.

„Wie seltsam," sagte sie nachdenkend, „ich schlug an jenem Abend auch ein Buch auf, um noch zu lesen, da ich nicht schlafen konnte — Gottschalls „Gedankenharmonie aus Schiller und Goethe", und das erste, worauf mein Blick fiel, waren eben dieselben Worte aus dem Faust."

Während sie noch sprach, blickte sie plötzlich mit dem Ausdruck lebhafter Überraschung nach der Thür, und als ich mich, der Richtung ihres Blickes folgend, umwandte, stand

Kurt bereits neben mir. Sein Blick ruhte mit unverhohlener Bewunderung auf Carola, während er, sich verneigend, mit dem ihm eigenen leichten, scherzenden Ton fragte:

„Darf ich hoffen, mein gnädiges Fräulein, daß Sie sich des Spottvogels noch erinnern, der Sie so oft erzürnt, aber auch stets grausam dafür bestraft wurde?“

Sie lächelte bei dieser Anspielung auf den Namen, den sie ihm in Berlin gegeben, und sagte, auf das über dem Kamin hängende Bild deutend:

„Es wäre in der That schwer, einen Namen zu vergessen, den solche Werke nennen, dem man überall begegnet, wo die Kunst wohnt — und außerdem hat Ihr Herr Bruder die Erinnerung an Sie stets lebhaft wachgerufen durch seine große Ähnlichkeit mit Ihnen.“

„Ah, also meinen Bildern und meinem Bruder habe ich es zu danken, daß ich Ihrem Gedächtnis nicht entschwunden bin,“ sagte Kurt spöttisch; „ich muß gestehen, daß das für mich als Mensch nicht sehr schmeichelhaft ist.“

„Ich habe auch nicht im entferntesten die Absicht gehabt, Ihnen eine Schmeichelei zu sagen, Herr Sassel,“ gab sie ihm gleichfalls mit leichtem Spott zurück. „Vielleicht erinnern Sie sich noch von früher, daß ich Schmeicheleien unter gebildeten Menschen fast auf die gleiche Stufe mit — Beleidigungen stelle; sie müßten denn aus wirklicher Geistesarmut entspringen und tragen dann allerdings ihre Entschuldigung in sich.“

„Gut, daß Sie mich bei Zeiten daran erinnern, Sie strenge Richterin,“ sagte Kurt, sich tief verneigend, „denn ich war im Begriff, Ihnen zu sagen, daß Sie, seit ich nicht das

Glück gehabt, Sie zu sehen, noch schöner geworden, aber wie mir scheint, auch noch strenger in Ihrem Urteil. Sie müssen ausgezeichnet mit meinem Bruder übereinstimmen; der war schon als zwölfjähriger Junge ein kleiner Schulmeister, nicht nur was seine eigenen strengen Grundsätze anbetraf, sondern mehr noch die Art, wie er sie anderen aufzuzwingen wußte."

„Nun, bei Ihnen scheint er wenig Erfolg gehabt zu haben," erwiderte Carola lachend und wandte sich mit einem gütigen Wort zu mir. — Sie wurde jedoch bald wieder von anderen in Anspruch genommen und es gelang mir später nur noch flüchtig hie und da ein Wort, ein Lächeln von ihr zu gewinnen. Wenngleich ich mich dadurch entschädigt glaubte, beschlich mich doch ein Unmut, da ich Kurt stets an ihrer Seite sah. Er schien fortzufahren, in dem ihm eignen scherzend herausfordernden Ton zu reden, in dem er sich auch bei Carola eingeführt. Als man zur Tafel ging, wußte er seinen Platz neben ihr zu finden — und ich machte nicht einmal den Versuch, ihm zuvorzukommen. Ich war seit ich denken konnte zu sehr gewöhnt, hinter ihm zurückzustehen, und diese Gewohnheit machte auch heute noch ihr Recht geltend. Ich wurde, als man eben die Tafel aufhob, abgerufen und verließ die Gesellschaft, ohne mich von der Familie zu verabschieden.

Des andern Tages wurde Kurt nicht müde, von Carola zu schwärmen: die das „reizendste Geschöpf" sei, das er je gesehen und mehr Geist habe, als zehn andere Frauen zusammen. „Ich muß sie malen," fuhr er begeistert fort, „so, wie sie gestern war, in dem weißen Gewande mit dem Korallenschmuck."

Mich berührte seine Begeisterung nicht angenehm und ich fürchtete, er werde die Erfüllung dieses Wunsches so leicht erreichen, wie er alles erreichte.

Wochen vergingen. Meine Praxis dehnte sich täglich mehr aus, so daß ich selbst über die Abende immer seltener verfügen konnte. Kam ich aber in das mir liebe Haus, so fand ich Kurt stets da — und ich neidete ihm das Glück, mehr in ihrer Nähe zu sein, als es mir vergönnt war. Es verdroß mich, daß er dort so ganz zu Hause zu sein schien und mit Carola in solch heiterer Zuversichtlichkeit verkehrte, als habe er allein ein Recht an sie. Zwar sah ich, daß sie eigentlich immer auf Kriegsfuß mit ihm stand; auch empfand ich, daß sie herzlicher als sonst mir entgegenkam — ich schämte mich der Eifersucht, aber ich wurde ihrer nicht Herr —, konnte nicht dem tief verstimmenden Gefühl wehren, das mich befiel, so oft ich Kurt in seiner selbstbewußten übermütigen Art neben ihr fand. Ich zürnte ihr, daß sie diese mich so verletzende Art, seine beständige Nähe duldete — ich verschloß in solchen Augenblicken mein Herz der rührenden Bitte, die aus ihrem Blick sprach und gab dem Zweifel an ihr Raum — und that ihr weh.

Als sie einmal mich erraten ließ, daß mein seltenes Kommen sie schmerze, erwiderte ich mit Bitterkeit, sie werde mich nicht vermissen, mein Bruder sei ja da, er sei ein besserer Gesellschafter als ich. Da sah sie mich, wie jetzt häufig, traurig ernst an und sagte in ihrer edlen Einfachheit: „Ich sprach von Ihnen, Herr Doktor — nicht von Ihrem Bruder.“

Wenn ich dann erkannte, daß sie durch mich litt, wich

die Eifersucht dem leidenschaftlichen Schmerz, ich suchte die Schuld nur in mir und fand mich ihrer unwürdig. —

Als ich eines Abends unbemerkt von den beiden eintrat, hörte ich, wie Kurt nach seiner Gewohnheit über mein völliges Aufgehen in meinem Beruf spöttelte und in seine leichten Scherze meine besondere Fürsorge für eine schöne Patientin mit hineinzog. Carola erglühte im Unwillen und verwies ihm erregt, seine eigenen leichtgeflügelten Lebensanschauungen, wie bei allen anderen, so auch bei mir vorauszusetzen: was mir so heilig ernst sei, stehe über solchen Scherzen!

„Ich habe versucht, Dich schlecht zu machen," rief Kurt, mich erblickend, lachend mir zu, „aber es ist mir mißglückt — bedanke Dich bei Fräulein Carola dafür; sie hat Dich so lebhaft verteidigt, daß man Dich deshalb beneiden möchte!"

Carola begrüßte mich befangen und stumm. — Mir aber erfüllte ihr reiner Glaube an mich die Seele mit heißer Reue und Scham, daß Mißtrauen gegen sie meine Liebe entweiht, und ich gelobte mir, daß hinfort kein Schatten eines Zweifels mir ihr teures Bild mehr trüben solle.

Sie blieb während des ganzen Abends ernst und still und Kurt bemühte sich vergebens, ihre Fröhlichkeit zu wecken. Er drang abermals in sie, ihr Bild malen zu dürfen, aber fast zürnend gebot sie ihm, sie ferner nicht mehr darum zu bitten.

Dann würde er sich zwingen müssen, ihr fern zu bleiben, erwiderte er leidenschaftlich, und er verhehlte seinen Verdruß nicht, als ihm die wohl darauf erhoffte Antwort versagt blieb.

Er schalt, als wir nach Hause gingen, ihren Eigensinn und warf mir vor, ich verderbe ihre Laune, so oft ich komme.

Im Bewußtsein meiner Schuld nahm ich den Vorwurf schweigend auf mich. —

Daß ich sie hatte kränken können, ließ mir nicht Ruhe. — Als am nächsten Nachmittag mein Weg mich in ihre Nähe führte, beschloß ich, mir ihre Verzeihung zu erbitten. Die Hoffnung trieb mich, daß ich sie um diese ungewohnte Stunde vielleicht allein finde. Aber ihre Mutter war zugegen. Dennoch war unsere Begrüßung eine stumme innige Aussöhnung, die keiner Worte bedurfte. — Wir saßen im trauten liebgewohnten Erkergemach, wie vordem so manche wonnereiche Stunde, in herzlichem Gespräch beisammen, und das wiedergewonnene reine Glücksgefühl fand in erhöhtem Frohsinn Ausdruck.

„Sehen Sie nur," sagte Carola, strahlend in Heiterkeit, „wie ich Onkel Erhart mein Versprechen zu halten gedenke." Und sie zeigte mir einen zierlichen Rahmen, darauf sie einen allerliebsten Gänseblümchenkranz zu malen eben beschäftigt gewesen. „Ich habe mich für ihn photographieren lassen und da hinein soll mein Bild — dann kann er sich täglich überzeugen, wie ich mich in solcher Umgebung ausnehme."

Ich bat, die Photographien sehen zu dürfen. Sie reichte mir ein Album vom Nähtisch der Mutter und ich fand ein ausgezeichnet getroffenes Bild von ihr, um das ich sie zu bitten den Mut faßte. Sie aber setzte mich in Verlegenheit durch die Frage, was ich denn damit wolle.

„Nun," erwiderte ich, „es ansehen — wie wohl Onkel Erhart auch — wenn Sie fern sind —"

„O, für Onkel Erhart ist es nur ein Scherz," sagte sie lächelnd, „sonst, meine ich, sollte man Bilder nur denen

geben, von welchen man fürchtet, ohne solches äußere Erinnerungszeichen vergessen zu werden."

„Aber zu denen rechnen Sie mich doch nicht?" fragte ich verwundert über diese seltsame Auffassung.

„Wenn Sie darauf bestehen würden, ein Bild von mir haben zu wollen, müßte ich es doch wohl," versetzte sie, ohne von ihrer wiederbegonnenen Arbeit aufzusehen.

Ich schloß schweigend das Album und legte es auf den Tisch zurück.

Im Laufe des Gespräches befragte mich Frau Wandar nach meinen Eltern. Ich mußte von meiner Kindheit erzählen, von meiner früh verstorbenen Mutter, und ich löste einen zierlichen kleinen Ring, ein mir teures Andenken von der Verstorbenen, von der Uhrkette, um ihn den Damen zu zeigen; denn derselbe war von alter wertvoller Arbeit — derselbe Ring, den Sie in ihren Händen gesehen, als sie starb. Während Carola noch ihn betrachtend in der Hand hielt, mahnte mich die Uhr auf dem Kamin an meine Pflichten und ich brach auf. Frau Wandar entließ mich mit dem freudig gegebenen Versprechen, mich für den Abend frei zu machen, um wieder einmal mit dem alten Freunde und Carola zu musizieren. Carola wollte mir den Ring zurückgeben; allein ich bat sie, ihn zu bewahren bis zum Abend, da ich jetzt keine Zeit habe, ihn zu befestigen und er in ihren Händen besser aufgehoben sei.

Als ich nach Hause kam, fand ich eine Depesche vor, die mich nach S. zu dem jungen Fürsten berief, den ich schon früher einige Male ärztlich behandelt. Er war abermals schwer

erkrankt, von den dortigen Ärzten aufgegeben und hatte dringend nach mir verlangt.

Der Gedanke, von Carola zu scheiden, gerade jetzt, fiel mir schwer aufs Herz; allein das Pflichtgefühl siegte. Ich beschloß, mit dem Nachtzuge zu reisen und traf die nötigen Vorbereitungen.

Kurt hatte ich den ganzen Tag noch nicht gesehen, doch wußte ich, daß ich ihn bei Wandars finden würde.

Unruhigen Herzens machte ich mich auf den Weg, die Seele ganz erfüllt von dem Verlangen, noch heute Carolas Wort zu gewinnen. Mir schien die Trennung nicht schwer, wenn die Gewißheit ihrer Liebe mich begleite. Ich fand mehr Gäste, als ich erwartet, und Kurt wie immer an Carolas Seite. Zwar verließ sie ihn, als sie mich erblickte, und kam mir entgegen, aber wir standen nicht außerhalb des Kreises — und ihr Erbeben, da ich sie in tiefer Erregung leise zum erstenmal mit ihrem Namen grüßte, mahnte mich zur Beherrschung. Ich sagte ihr, welche Nachricht ich zu Hause angetroffen und daß ich nur gekommen, um Abschied zu nehmen. Da erblaßte sie, faltete plötzlich wie bittend die Hände und sagte leise, aber in hörbarer Erregung:

„O gehen Sie nicht — bitte, gehen Sie nicht! Mir ist, als müßte ein Unglück geschehen." — Aber bevor ich antworten konnte, hatte sie sich gefaßt, strich mit der Hand über Stirn und Augen und sagte hastig: „Verzeihen Sie meine Thorheit — es kam mir so überraschend, daß Sie uns verlassen wollen — Gott gebe Ihnen glücklichen Erfolg Ihrer Reise und — führe Sie bald zu uns zurück."

Ihre Stimme zitterte, wie sie sprach, und sie hielt die Augen gesenkt. Dann zog sie meinen Ring hervor und sagte, ihn mir reichend, mit einem Versuch zu lächeln:

„Sehen Sie, das kommt, weil Sie sich von Ihrem Talisman getrennt — von heute an werde ich abergläubisch sein.“

Ich nahm den Ring nicht, sondern sagte leise: „Nein, Carola, behalten Sie ihn. Möge dieser Ring Ihnen ein Symbol dessen sein, was ich von Ihnen zu erbitten komme, wenn ich zurückgekehrt sein werde. Lassen Sie mich in der Hoffnung scheiden, daß Sie mich verstehen, daß Sie meinem heißen Wünschen alsdann Gewährung schenken wollen — und nur, wenn diese Hoffnung eine trügerische war, wenn Sie mich zu einem einsamen, liebeleeren Leben verdammen wollen — nur dann geben Sie mir den Ring zurück. Möge das Andenken meiner Mutter inzwischen mein Glück behüten, auf daß nichts Fremdes zwischen uns tritt und ich Sie so wiederfinde, wie ich Sie verlasse.“

Sie stand vor mir unfähig, ein Wort zu erwidern, den Ring fest mit der Linken umschlossen, den Blick gesenkt — nun aber traf er den meinen voll und tief eine Sekunde lang. — —

Aus dem Erkergemach tönte Professor Erhart's Geige. Jetzt erschien er selbst in der Thür und rief ungeduldig: „Will mir denn heute niemand helfen, Musik zu machen?“

„Gewiß, hochgeehrter Herr Professor,“ rief Kurt, „die Musikanten sind alle versammelt; wenn Sie nur noch eine Geige hätten, so spielte ich auch mit.“

„Seit wann spielt denn Herr Sassel Geige?“ fragte einer der Gäste verwundert.

„Von klein auf, glaube ich,“ sagte Onkel Erhart trocken, „sonst könnte er nicht überall so unübertrefflich die erste Violine spielen.“

Alle lachten und Kurt versicherte, sich sehr geschmeichelt zu fühlen.

Die jungen Damen baten Carola, zu singen, doch sie verweigerte es — als ich sie aber leise bat: „Geben Sie mir noch ein Lied zum Abschied,“ setzte sie sich ohne Zögern an den Flügel, präludierte eine Zeitlang, augenscheinlich nicht wissend, was sie singen sollte, und begann dann mit ihrer weichen klangvollen Stimme Mendelssohns Lied vom „Scheiden“ — das letzte, das ich von ihr hören sollte dort und hier. — Ein Schatten tiefer Traurigkeit lag auf ihren lieblichen Zügen, wie ich ihn nie zuvor gesehen; ich fühlte, welche Überwindung sie dieses Lied kostete — aber sie sang es m i r — und als sie schloß „Auf Wiedersehn“, suchte mich ihr feuchtes seelenvolles Auge mit innigem Blick. — —

Es waren viele der Gäste durch den Gesang in das Erkergemach gelockt. Unbemerkt verabschiedete ich mich von Carolas Eltern und von Kurt, der mich einen „Glückspilz“ nannte. Carola in so Vieler Gegenwart Lebewohl zu sagen, fühlte ich mich nicht fähig. Als ich aber draußen die Treppe erreicht, stand sie neben mir und streckte mir stumm beide Hände entgegen. Ich ergriff sie und preßte sie, meiner selbst nicht mächtig, an meine Lippen.

„Leben Sie wohl, Egon,“ flüsterte sie, „Gott segne Sie und behüte Sie — auf Wiedersehen.“

Und dann war sie, so schnell, wie sie gekommen, verschwunden.

Wie im Traum, aber hoch beglückt, stieg ich die Treppe hinab und glaubte immer noch ihre liebe Stimme zu hören, als ich in die herrliche mondhelle Sommernacht hinausfuhr, Gott bittend, das lieblichste aller Wesen in seinen Schutz zu nehmen. — —

In S. fand ich das Schloß in großer Aufregung. Die anwesenden Ärzte zuckten die Achseln, bedauernd, daß man mich zu dieser Reise veranlaßt habe, ihr hoher Patient sei nicht zu retten. Gott aber hatte es anders bestimmt. — Freilich vergingen Wochen, ehe der junge Fürst außer Gefahr war, allein die kamen mir nicht in Betracht. Erschien mir doch selbst in jener Zeit das Leben so schön — wie hätte ich da nicht mit erhöhter Freudigkeit alles aufbieten sollen, es auch anderen zu erhalten.

Von Carola hatte ich inzwischen nichts gehört. Zwar hatte mir Kurt einmal in einem Anflug brüderlicher Zärtlichkeit geschrieben, um mir zu meinem „fabelhaften Glück“, von welchem die Zeitungen berichteten, zu gratulieren — Ruhm war ja das einzige, was Kurt imponierte —, aber Carolas erwähnte er nicht. Da erhielt ich, als ich bereits meine Rückreise in nahe Aussicht genommen, abermals einen Brief von ihm, in welchem er unverhohlen seine Leidenschaft für Carola aussprach.

„Dieses Mädchen,“ schrieb er, „hat mir den ersten ernst-

lichen Kummer meines Lebens bereitet; denn sie ist die erste und einzige gewesen, die mich hartnäckig zurückgewiesen, dadurch aber auch nur um so mehr den Wunsch in mir angefacht hat, sie zu besitzen, um jeden Preis. Jetzt hoffe ich, meinem Ziel nahe zu sein und gedenke Dir bei Deiner Rückkehr Carola als meine Braut vorzustellen. Herr und Frau Wandar fragen oft nach Dir und senden ihre Grüße. Sie beabsichtigen, nächsten Dienstag ein kleines Gartenfest zu veranstalten und hoffen, daß Du bis dahin zurückgekehrt sein wirst."

Dieser Brief rief die widersprechendsten Empfindungen in mir hervor und trieb mich an, meine Abreise zu beschleunigen. Nicht, daß ich geglaubt hätte, Carola sei in der That im Begriff, Kurts Braut zu werden — ich sagte mir, daß seine Leidenschaft und die Überzeugung seiner Unwiderstehlichkeit ihn über ihr jetzt vielleicht gegen ihn milderes Wesen täuschten — aber er liebte wohl zum erstenmal in seinem Leben wirklich und ich wußte nur zu gut, daß er mit seiner ganzen ungestümen Heftigkeit sein Ziel werde zu erreichen suchen. Würde Carola seinem glühenden Werben auf die Dauer widerstehen?

Wie oft ich mir auch ihr liebes Bild, ihre Abschiedsworte ins Gedächtnis zurückrief und mir sagte, sie würde mir niemals solche Zeichen ihrer Gunst gegeben haben, wären diese nicht einem tieferen Gefühl entsprungen — stets lächelte mir Kurts siegesfrohes Antlitz neben dem ihrigen zu: ich stelle Dir meine Braut vor.

Mit wachsender fieberhafter Ungeduld erwartete ich den Tag, da ich den Fürsten anderen Händen anvertrauen konnte. —

Als ich am Tage vor meiner Abreise den Schloßgarten durchwanderte, gewahrte ich eine Gruppe herrlicher Granatbäume in voller Blütenpracht. Carola hatte einmal gesagt, sie liebe diese Blumen am meisten von allen und in mir stieg das Verlangen auf, ihr einige Zweige zu senden. Ich sprach dem Gärtner meinen Wunsch aus, der sogleich erfüllt wurde und schickte Carola die leuchtenden Blüten des Südens als stummen Gruß. —

An dem Abend, da das Gartenfest stattfinden sollte, war ich in D. — Der Abschied von der fürstlichen Familie war ein so ergreifender und herzlicher gewesen, daß ich in der gehobensten Stimmung meine Wohnung betrat und nur an Carola, an das Wiedersehen dachte, ohne länger den Zweifeln Raum zu geben, die mich gepeinigt. Ich ging Kurt zu begrüßen, fand ihn aber nicht in seinem Wohnzimmer. Es herrschte dort wie immer die großartigste künstlerische Unordnung: Kleidungsstücke, Bücher, Briefe lagen in buntem Durcheinander auf Tischen und Stühlen. Im Begriff, in das Nebenzimmer einzutreten, wo ich ihn, eine lustige Melodie summend, auf- und abgehen hörte, fiel mein Blick auf ein an seiner Uhr befestigtes geöffnetes Medaillon. Magnetisch zog dasselbe mich an — ich glaubte ein Trugbild meiner erregten Phantasie zu erblicken: Carolas Antlitz lächelte mir daraus entgegen. Es war dieselbe Photographie, um welche ich sie einst gebeten. Ich suchte meiner Aufregung Herr zu werden, ich wollte Kurt nicht zeigen, was in mir vorging, und dann — er konnte ohne ihr Wissen das Bild genommen haben. Bei Kurt wäre das nicht unmöglich gewesen. Ich fand ihn

in ausgelassenster Stimmung. Er drängte mich zur Eile; denn er war im Begriff, sich zur Gesellschaft zu begeben, und ging mit mir in sein Wohnzimmer zurück, um Handschuhe und Uhr zu holen.

Ich blieb am Tisch stehen und fragte, auf das Medaillon deutend: „Woher hast Du das Bild? Fräulein Wandar ist doch sonst nicht freigebig mit ihren Photographien.“

„Nein, das würde ich mir auch sehr verbitten,“ lachte er.

„Nun,“ forschte ich, „hat sie bei Dir eine Ausnahme gemacht, oder — woher hast Du das Bild?“

„Aus Carolas eigenen schönen Händen,“ entgegnete er ernster und drückte das Bild an seine Lippen.

Ich wandte mich ab und bat ihn, nicht auf mich zu warten, auch nicht zu sagen, daß ich angekommen sei, weil ich, angegriffen und müde von der Reise, vielleicht nicht mehr die Gesellschaft besuchen würde.

„Ich werde nichts sagen,“ erwiderte er, „Du mußt selbst überraschen durch Dein Erscheinen; denn kommen mußt Du, das ist selbstverständlich.“

Ich war allein und saß grübelnd und sinnend — aus Carolas eigenen Händen! Ich wußte, daß Kurt leichtsinnig und übermütig war bis dicht an die Grenze des Erlaubten — aber ich wußte auch, daß er nie im Leben eine Lüge gesagt, dazu war seine ganze Anschauungsweise viel zu ideal. Endlich raffte ich mich auf — ja, ich mußte hin, mußte mir Gewißheit holen.

Ich fand die Gesellschaft im Garten, teils in den Gängen wandelnd, teils Krocket und mit Reifen spielend, teils in

Lauben und Grotten zerstreut. Herr und Frau Wandar empfingen mich mit unveränderter Herzlichkeit, welche mir heute doppelt wohl that. Ich fragte nach Carola.

„Die müssen Sie selbst suchen," sagte der Professor, „sie ist wie ein Irrlicht, bald hier, bald dort, und hilft jedem sich amüsieren."

Ich durchsuchte den Garten in allen Richtungen, fand überall Bekannte, nur Carola — und Kurt nicht.

Endlich als ich mich einem am äußersten Ende des Gartens gelegenen Hügel näherte, der mit einem nach allen Seiten offenen, aus grauem Marmor erbauten Tempel geschmückt war, erblickte ich in der Mitte desselben Carolas schlanke weißgekleidete Gestalt. Sie stand halb von mir abgewendet, das Antlitz geneigt — vor ihr kniete Kurt. Ich stand wie gebannt, mein Herz schlug zum Zerspringen. Ihre Hand ruhte auf seinem Haupte, während sie, wie es schien, in tiefer Erregung zu ihm sprach. Dann löste sie hastig einen Blütenzweig aus ihrem Haar und reichte ihm denselben — meine Granatblüten. Er drückte ihn an die Lippen und erhob sich. Dann bedeckte er ihre Hände mit leidenschaftlichen Küssen und verließ raschen Schrittes den Tempel.

Sie blickte ihm nach, bis er, ohne mich zu bemerken, in den schattigen Gängen des Gartens verschwunden war. Dann lehnte sie wie erschöpft das schöne Haupt an eine der zierlichen Säulen des Tempels und blickte gedankenvoll in die Ferne — eine Iphigenien-Gestalt, wie sie schöner ein Maler sich nicht hätte erdenken können.

Ich stand längst am Eingange des Tempels, ohne im

stande zu sein, ein Wort zu sprechen. Sie hatte mein Kommen nicht gehört; denn das Plätschern des Springbrunnens, der am Fuße des Hügels seine klaren Wasser rauschend in die Luft warf, hatte den Schall meiner Schritte auf dem weichen Moosteppich übertönt.

„Carola,“ kam es endlich leise und bebend von meinen Lippen. Sie wandte sich blitzschnell um bei dem Ton meiner Stimme und hätte ich nicht die eben erlebte Szene vor Augen gehabt, ich würde jetzt wieder geglaubt haben, wie so oft, ein glückliches Lächeln bei meinem Anblick auf ihren Lippen zu sehen.

„Egon!“ rief sie erglühend, mir die Hände entgegenstreckend — aber schlaff sanken dieselben nieder, als sie mich düster und regungslos vor sich stehen sah. „O mein Gott!“ rief sie angstvoll, „was fehlt Ihnen? Sie sehen so bleich, so verstört aus — ist Ihnen ein Unglück geschehen?“

„Ja,“ erwiderte ich finster, „wenn man berechtigt ist, ein selbstverschuldetes Leid, das jähe Erwachen aus einem beseligenden Traum, den unsere eigene Phantasie uns vorgespiegelt, das Untergehen einer großen Hoffnung, an der man mit jeder Faser seines Herzens gehangen, so zu nennen — ja, dann ist mir soeben ein Unglück geschehen, das größte, das letzte meines Lebens; denn nach diesem giebt es keins mehr für mich. Carola!“ rief ich mit ausbrechendem Schmerz, „ich eilte hierher in dem thörichten und ach! doch so beseligenden Glauben, mein Glück aus Ihren Händen fordern und erhalten zu dürfen — und ich kam gerade nur zur rechten Zeit, um es von Ihnen selbst für immer begraben zu sehen.“

„Sie waren Zeuge meines Abschieds von Kurt,“ rief sie

erregt, „und legen demselben eine falsche Deutung bei, weil Sie nicht wissen können, was demselben vorangegangen —“

Ich lachte bitter auf und sagte: „Das ist unschwer zu erraten! Das lebende Bild, welches ich soeben in diesem Tempel erblickte, war zu natürlich gestellt, um eine falsche Deutung dessen, was vorangegangen und was folgen wird, zuzulassen.“

„Egon,“ rief sie außer sich, mir die Hände entgegenstreckend, „halten Sie ein! Kränken Sie mich nicht so, Sie irren —“

„Wirklich,“ rief ich mit herbem Spott, „irre ich? Wollen Sie mich etwa glauben machen, daß Kurt etwas anderes als — Liebe von Ihnen forderte, als ich ihn zu Ihren Füßen sah?“

Tief verletzt von dem Ton, in dem ich gesprochen, aber sich zur Ruhe zwingend, entgegnete sie: „Und wenn es so — was gefordert ist, ist deshalb noch nicht gewährt.“

„Nicht!“ rief ich. „Ich bin allerdings wenig bewandert in solchen Dingen, aber wenn nicht mein Herz, so würde selbst mein Verstand mir sagen, daß ein Mädchen dem Manne, dessen Liebe sie zurückweist, nicht vertraulich die Hand auf das Haupt legt und ihm Blumen reicht zur Entschädigung für das, was sie ihm verweigert — und daß Kurt nicht der Mann danach ist, eine solche Entschädigung demütig und dankbar anzunehmen. — Ich ahnte nicht, als ich Ihre Lieblingsblumen im Schloßgarten brach, um Sie damit zu schmücken, daß ich sie für — Kurt pflückte.“

„Er bat darum — mißgönnen Sie ihm die Blumen nicht, die ich ihm zum Abschied gab,“ sagte sie bittend und vorwurfsvoll. —

„Mißgönnen!“ unterbrach ich sie bitter — „mein Gott nein! Ich gebe mir ja alle Mühe, ihm zu gönnen, was ihm so leicht, so gern gewährt worden. Ich kämpfte schon, ehe ich hierher kam, redlich, ihm nicht das Bild zu neiden, das er im Medaillon trägt — aber ich bin nur ein schwacher Mensch, Carola, und bedarf der Zeit, um so viel Uneigennützigkeit zu lernen, daß ich es ihm gern gönne.“

„Ich wußte nicht bis heute, daß Kurt das Bild im Medaillon trug,“ sagte sie, indem ein Schatten tiefen Unmuts über ihre bleichen Züge flog.

„Aber daß er es besaß, wußten Sie doch,“ entgegnete ich heftig, „er hat mir selbst gesagt, daß er es aus Ihren eigenen Händen habe — oder ist das auch ein Irrtum meinerseits?“

„Aus meinen eigenen Händen?“ wiederholte sie erstaunt, und dann die Brauen finster zusammenziehend setzte sie langsam, sinnend hinzu: „Ja — er hat buchstäblich die Wahrheit gesprochen. Und dennoch,“ rief sie dringend, als ich mich stumm abwandte, „dennoch sind Sie in einem schweren Irrtum befangen, Egon, verurteilen Sie mich nicht, ehe Sie —“

„Verurteilen!“ unterbrach ich sie abermals mit mühsam erzwungener Ruhe, „wie könnte es mir einfallen, Sie zu verurteilen, weil es meinem Bruder gelungen, Ihr stolzes Herz zu bezwingen! Mich nur verurteile ich, weil ich ein eitler Thor war und es für möglich hielt, daß ein einziges Mal im Leben ich einen Preis erringen könnte, um den auch Kurt zugleich kämpfte, es für möglich hielt, daß man mir einmal nur den Vorzug geben könnte, wenn man die Wahl hätte zwischen uns beiden! Nein — ich mache Ihnen keinen

Vorwurf — was können Sie dafür, wenn ich, in thörichter Selbstüberhebung, die kleinen Zeichen freundlicher Zuneigung, welche Sie dem Bruder Kurts mitleidig und gütig gönnten — vielleicht um der Ähnlichkeit mit ihm willen — zu meinen Gunsten auslegte. — Was können Sie dafür, daß ich Sie so unaussprechlich liebe, Carola, und nun durch diese Liebe so arm, so elend bin!“

Ich fühlte, daß heiße Thränen meinen Blick verdunkelten — ich sah wie durch einen Schleier, daß sie in höchster Seelenqual die zarten Hände rang —: „Fassen Sie sich, Egon,“ bat sie angstvoll, „und hören Sie mich endlich ruhig an — ich kenne Sie nicht mehr in dieser ungestümen Heftigkeit, die mich erschreckt —“

Ich fuhr mit der Hand über die Augen, um die Thränen, die verräterischen Zeichen meiner Schwäche, zu verbergen, und zwang mich zur Ruhe.

„Verzeihen Sie, daß ich mich so vergaß,“ sprach ich, — „der Schmerz war zu groß, zu unerwartet — ich kam nur hierher, um — um das Andenken meiner Mutter von Ihnen zurückzuerbitten und Ihnen zu danken, daß Sie es so — treu bewahrt!“

Eine Veränderung ging in ihren Zügen vor, so allmählich, so langsam, so unbeschreiblich, daß es etwas Erschreckendes hatte. Es war, als sei das schöne Gesicht zu Marmor geworden, so starr, so bleich blickte es mich an und ihre schlanke Gestalt schien höher zu werden, wie sie so, mit festverschlungenen Händen, vom letzten bleichen Schein des Abends umflossen, dastand. Nie war sie mir so schön erschienen, wie

in diesem Augenblick, und ich hatte nur den einen schmerzlichen Gedanken, daß Kurt mir mein Glück gestohlen, daß ich sie für immer verloren.

„Ich bitte um den Ring," wiederholte ich nach sekundenlangem Schweigen, „ich möchte Sie nicht länger hier mit meiner Gegenwart belästigen, bitte, geben Sie ihn mir."

„Nein," sagte sie mit stockendem Atem, ohne daß der starre Ausdruck ihrer Züge sich veränderte, „nein, ich gebe Ihnen den Ring nicht. Sie haben die Zurückgabe desselben nur unter einer Voraussetzung verlangt, die nicht erfüllt ist. Sie haben kein Recht, ihn jetzt — ihn so von mir zu fordern; denn ich bin mir nicht bewußt, das Andenken Ihrer Mutter auch nur durch einen Gedanken entweiht oder irgend etwas gethan zu haben, das ich nicht rechtfertigen könnte."

„Natürlich!" rief ich, durch ihre kalte Ruhe noch mehr gereizt, bitter aus — „Kurt ist ja auch meiner Mutter Sohn, wie könnte es ihr Andenken entweihen, wenn Sie ihm den Vorzug geben und er sein Glück zu benutzen versteht!"

„Egon," rief sie zürnend, „Sie thun Kurt und mir schweres Unrecht, halten Sie ein und machen Sie uns nicht alle unglücklich!"

„Thue ich Ihnen wirklich Unrecht?" rief ich hart — o sie hatte recht, ich war nicht ich selbst in jener unglücklichen Stunde — „nun, Sie sagten ja soeben, daß Sie sich rechtfertigen könnten — thun Sie es doch — ich warte ja mit verzehrender Ungeduld darauf!"

„Nein," sagte sie langsam und düster, „jetzt nicht — es nützt doch nichts mehr. Was gesagt ist, ist nicht ungesagt zu

machen und was Ihre Hand ungestüm und rücksichtslos zerrissen — heilt nicht mehr zu."

Mich überkam eine dunkle Ahnung, als könnte ich ihr doch Unrecht gethan haben, trotz der Beweise, die ich zu haben glaubte, und dringend bat ich: „Klären Sie mich doch mit einem Worte auf, Carola — ich will Ihnen ja nur zu gern glauben — alles, was Sie mir zu Ihrer Rechtfertigung sagen können."

„Was hülfe das," sagte sie tonlos, „Sie haben ja auch dem Schein geglaubt, der gegen mich war — und würden ihm bei nächster Gelegenheit wieder glauben. Es giebt nichts auf der Welt, was so heilig, so unantastbar ist, wie das Vertrauen zwischen zwei Menschen, nichts, woran man so sich hüten soll, zu rühren! Denn auch der leiseste Hauch eines zweifelnden Gedankens schon trübt den reinen Glanz dieser goldenen Säule, auf der alle Freundschaft, alle Liebe ruht, ohne welche sie zu Staub, in nichts zerfallen. Rechtfertigungen und Aufklärungen können wohl den äußeren Beweis der Schuldlosigkeit dessen, der angeklagt ist, geben, aber sie können keinen inneren Wert haben für den andern, der den Mut hatte, die Anklage auszusprechen. Möglich, daß Sie jetzt meiner Rechtfertigung glauben würden, nun Sie Ihre Heftigkeit bereuen; möglich auch, daß Sie diese Stunde vergessen könnten — aber ich kann es nicht. Wem ich meine Liebe, mein Leben schenke, von dem verlange ich unerschütterliches, unbedingtes Vertrauen, weil ich mir ohne dasselbe kein Glück denken kann. Ich könnte nie vergessen, nie verwinden, daß Sie so bereitwillig an mir gezweifelt — und selbst: hätten Sie recht

gehabt mit Ihrer Anklage, so wäre doch meine Schuld nicht halb so groß, wie die Ihrige; denn ich hätte mich nur an mir selbst, Sie aber haben sich an mir versündigt."

„Carola," rief ich außer mir, „sprechen Sie nicht so zu mir! Der Gedanke, daß ich Sie ohne Grund so schwer gekränkt haben könnte, macht mich wahnsinnig! O wenn ich mich geirrt — so verzeihen Sie mir. Ich glaubte so überzeugende Beweise zu haben und war unzurechnungsfähig vor Schmerz — Sie wissen nicht, wie ich gelitten, als ich Kurt zu Ihren Füßen erblickte — ein Wort kann ja alles gut machen!"

„Es ist nichts mehr gut zu machen," sprach sie mit tonloser Stimme, „es ist alles, alles vorbei! Das Vertrauen ist einmal vernichtet und nicht wieder herzustellen."

„Carola," rief ich, ihre Hände erfassend, „zürnen Sie mir nicht, stoßen Sie mich nicht von sich! Suchen Sie zu vergessen, was ich in maßlosem Schmerz gesagt — ich war unaussprechlich elend!"

Wieder schüttelte sie langsam das Haupt und sagte traurig: „Ich könnte Ihre hastigen Worte vergessen, nicht aber, daß Sie mir eine Versündigung an dem Heiligsten, das Gott in des Menschen Brust gelegt, zugetraut — diese Stunde würde immer zwischen uns stehen. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf und zürne Ihnen auch nicht — es hat nicht sein sollen — lassen Sie uns scheiden."

„Nein, Carola," rief ich verzweifelt, „gehen Sie nicht so von mir. Sie haben verweigert, mir den Ring zurückzugeben — bei dem Andenken meiner Mutter beschwöre ich

Sie, mir zu verzeihen, unser beider Glück nicht kalt und grausam zu zerstören."

„Das ist zerstört, entweiht von Ihrer Hand," sagte sie mit tiefer Bitterkeit. „Machen Sie keinen Versuch mehr, mich zurückzuhalten, es ist vergebens. Wir müssen scheiden — wie es bestimmt in Gottes Rat. — Ihren Ring lassen Sie mir, ich werde mich nie davon trennen, auch im Tode nicht — leben Sie wohl, Egon!"

Ich fühlte, wie die unheimliche Ruhe, die über sie gekommen war, sich wie ein Reif auch um mein Herz legte; ich fühlte, daß sie wahr gesprochen — daß nichts mehr an dem Glück zu retten war, das ich in unseligster Verblendung selbst zerstört, entweiht — ich ließ ihre Hände los, gab den Ausgang des Tempels frei und sagte tonlos:

„Carola, wie groß auch meine Schuld sein möge — die Buße, die Sie mir auferlegen, ist größer. Gebe Gott, daß wir nicht beide daran zu Grunde gehen."

Sie sah mich mit ihren schönen traurigen Augen thränenlos an, reichte mir die eiskalte Hand und sprach leise:

„Gott sei uns beiden gnädig. — Leben Sie wohl!"

Ich sah sie langsam den Hügel hinab- und auf einem Seitenpfade dem Hause zugehen; ich machte keinen Versuch mehr, sie zurückzuhalten — es war ja alles vorbei. Mein Hirn brannte wie im Fieber. Ich fragte mich hundertmal, ob ich derselbe Mensch, ob dies derselbe Garten, ob nicht alles nur ein wüster Traum sei — da stieg leuchtend eine Rakete in die dämmernde Abendluft empor und verkündete den Anfang des Feuerwerks im Garten — nein, es war kein

Traum, sondern qualvolle, grausame Wirklichkeit. Ich hörte das Lachen und Jubeln der Gesellschaft und hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz. Ich fragte mich, was nun werden, was ich thun solle, und fand keine Antwort. Ich fühlte nur, daß ich fort mußte, fort, so weit wie möglich; ich fühlte, daß ich es nicht ertragen würde, unter den alten Verhältnissen fortzuleben. Wie lange ich noch auf demselben Platz gestanden, weiß ich nicht. Als die Gesellschaft sich in das Haus zurückgezogen, verließ ich ungesehen den Garten und suchte meine Wohnung auf."

Professor Sassel schwieg.

Sein edles Antlitz zeigte den tiefen Gram, den er stumm und unverändert seit jener Stunde durch das Leben getragen und der den schönen hochgestellten Mann keine Freude mehr finden ließ. Wie mußte ihm zu Mute sein, da er mir von seiner Liebe zu der lieblichen Carola erzählte, hier, an dem stillen Grabe, worin sie als „Schwester Cäcilie" ausruhte von allem Leid, an dem er sich selbst schuldig fühlte. Seine Augen waren in die Ferne gerichtet, als könnte sein Blick den kleinen Säulentempel im Wandar'schen Garten erreichen, wo sie einander zum letztenmal die Hände gereicht zum — Scheiden. Wie hatten sie beide das lange öde Leben ohne einander ertragen, das zwischen jener Stunde und dem wunderbaren Wiedersehen im Klostergarten lag?

„Haben Sie Carola nie wiedergesehen?" fragte ich leise.

Er schüttelte traurig den Kopf und sagte:

„Nie wieder — bis zu dem Augenblick, da sie in meinen Armen starb."

„Und Sie haben keinen weiteren Versuch gemacht, sich ihr zu nähern, ihren Sinn zu ändern?“ fuhr ich fort.

Wieder schüttelte er den Kopf.

„Keinen. — Bei einem andern Mädchen, auch dem stolzesten, unversöhnlichsten, wäre eine Möglichkeit gewesen, das Geschehene vergessen zu machen, das alte Verhältnis wieder herzustellen — bei Carola nicht. Sie hatte es ausgesprochen, so entschieden und ruhig, daß ich wußte, jede Bitte, jede Annäherung hätte nur unser beider Leid vermehrt und wäre doch vergebens gewesen. Nicht, daß Carola unversöhnlich gewesen wäre, nein, dazu war sie zu groß, zu edel; wußte sie doch, daß nur der grenzenlose Schmerz, sie zu verlieren, mich blind, mich so ungerecht gemacht; wußte sie doch, wie schwer ich selber litt; nein, sie hatte mir längst vergeben, das fühlte ich. Aber ihre Natur war zu zart, zu edel angelegt, als daß sie die geringste rauhe Berührung ertragen hätte. Wie innig und treu sie mir auch unverändert bis zum Tode ihre Liebe bewahrt — sie konnte uns nichts mehr nützen; denn das heitere unbefangene Vertrauen, die Bedingung jedes Glückes und ganz besonders des ihrigen, hatte ich verscherzt und verloren.

Lassen Sie mich schnell über die folgende Zeit hinweggehen.

Als ich meine Wohnung betrat, fand ich Kurt nicht, sondern einen Zettel von ihm, worauf er mir flüchtig mitteilte, daß er auf längere Zeit verreise; den Grund zu diesem plötzlichen Entschluß solle ich später erfahren. Es war mir lieb so; ich hätte Kurts Anblick nicht ertragen in jener Zeit.

Am nächsten Morgen schrieb ich an Herrn Wandar, um mein Verschwinden am vorhergehenden Abend zu entschuldigen

und ihm und seiner Familie Lebewohl zu sagen, da ich D. für immer verlassen würde.

Sobald ich mich daselbst frei machen konnte, verließ ich die Stadt. Vor meiner Abreise suchte ich noch den alten Professor Erhart auf und bat ihn, Carola meinen letzten Gruß zu bringen. Der alte Mann legte mir mit trübem Lächeln die welken Hände auf die Schultern und sagte, mich mit seinen treuen Augen liebevoll ansehend:

„Hätte nie gedacht, daß es in unserer prosaischen Zeit noch solche herzbrechende Geschichten gäbe, hätte Euch Beide so einander gegönnt, waret wie geschaffen für einander — müßt aber sehen, wie Ihr's tragt und damit fertig werdet. Mir altem Manne wird es das Herz brechen, das Kind, meinen Liebling, so unglücklich, so einsam sein schönes blühendes Leben hinschleppen zu sehen. Brauche ihr keine noli me tangere mehr zu schenken," fuhr er wehmütig fort, auf ihr schönes, von Gänseblümchen umrahmtes Bild, das auf seinem Schreibtische stand, deutend, „ihr liebliches Gesicht ist wie zu Stein geworden, daran wird sich kein Unberufener mehr wagen. Nun, wir müssen uns in Gottes Ratschluß fügen. Leben Sie wohl, mein armer junger Freund, Gott schütze Sie! Ihren Gruß will ich ausrichten — er wird sie freuen, trotz alledem." —

So ging ich in die Welt hinaus, rast- und ruhelos, und wanderte von einem Ort zum andern und hatte keine Freude daran; denn der nagende Gram um mein verlorenes Glück war mein treuer Gefährte und malte mir die schöne blühende Erde grau und farblos.

Eines Tages traf ich unerwartet an den Ruinen von

Pompeji mit Kurt zusammen. Er verließ, sobald er mich erblickte, seine Gefährten und gesellte sich zu mir, indem er seine Freude aussprach, mich einmal wiederzusehen.

„Du hast Dich nicht zu Deinem Vorteil verändert," meinte er, „hast Dich wahrscheinlich wieder einmal so gründlich überarbeitet bei dem menschenfreundlichen Werke, anderer Leute Krankheiten zu heilen, daß Du nun Italien durchstreifst, um Dich von dem blauen Himmel und der paradiesischen Schönheit ringsumher selbst kurieren zu lassen."

Ich antwortete mit einem Scherz — wollte ich ihm doch nicht sagen, daß mein Leid nichts heilen könne, am wenigsten Italiens ewig blauer Himmel und Sonnenschein. — Er fragte nach Wandars. Ich sagte ihm, ich wisse nichts von ihnen, da ich schon lange von D. fort sei. Ein Schatten überflog sein Antlitz, während er zögernd sagte:

„Ich bin Dir noch die Aufklärung schuldig, weshalb ich so plötzlich aus jener Gesellschaft verschwand und abreiste. Da Du nie danach gefragt, wirst Du wohl die Ursache erraten und begreiflich gefunden haben, daß es mich an jenem Ort nicht länger duldete. Carola hat mir den größten Schmerz meines Lebens zugefügt — ihre Liebe ist bis jetzt das Einzige gewesen, was ich mir nicht habe gewinnen können, aber trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb kann ich sie nicht vergessen. Ich hatte Dich eigentlich damals in Verdacht, daß Du der Bevorzugte seiest, dem sie ihr Herz geschenkt," fuhr er, mich forschend ansehend, fort, „aber es scheint nicht so — wenigstens siehst Du nichts weniger als glücklich aus."

„Laß das,“ wehrte ich ab, „das ist vorbei und abgethan. Du wolltest mir ja erzählen, weshalb Du so plötzlich abreistest.“

„Ja, Du sollst es wissen,“ sagte er hastig, „ich habe oft das Gefühl gehabt, als ob ich es Dir sagen, Dir beichten müßte: Ich hatte mir vorgenommen, an jenem Abend Carolas Jawort zu gewinnen — ich dachte gar nicht, daß sie es möglicherweise verweigern könnte. Ich wandelte mit ihr in den Gängen des Gartens und es fehlten mir ihr gegenüber zum erstenmal im Leben die rechten Worte. Ich nahm meine Zuflucht zu einem Scherz und fragte sie, ob sie wohl wisse, wen ich im Medaillon und im Herzen trage? — „Vielleicht Ihre Braut?“ sagte sie lächelnd. „Noch ist sie meine Braut nicht,“ erwiderte ich, „aber ich kam hierher, um sie mir zu gewinnen“ — und ich hielt ihr das geöffnete Medaillon vor die Augen und sagte ihr, daß ich mit Ungeduld mein Schicksal von ihr erwarte. Zu meiner großen Bestürzung verwies sie mir zürnend und heftig eine Anmaßung, zu der ich durch nichts berechtigt sei, und forderte das Bild zurück — als ich ihr dasselbe neulich scherzend aus der Hand genommen, habe sie die Sache für zu unbedeutend gehalten, um ein Wort darüber zu verlieren, weil sie gewähnt, Egons Bruder stehe zu hoch über dem Verdacht, Mißbrauch davon zu machen. Sie befahl mir, sie zu verlassen, aber ich folgte ihr bis zu dem grauen Tempel, zwang sie dort, mich anzuhören und — weinte vor Zorn und Schmerz über die einzige Niederlage, die ich jemals erlitten. Carola aber beschämte mich tief durch die Art, wie sie mich zu besänftigen suchte, und ich fühlte, während sie sprach, daß ich sie nicht verdiene, daß sie viel

zu gut, zu edel für mich sei. Ich versprach ihr, sie zu verlassen, sie nicht wiedersehen zu wollen, bis ich gelernt haben würde, ihr ruhig zu begegnen — — ich bat sie um ein einziges Andenken an diese Stunde, und sie reichte mir einen Granatblütenzweig aus ihrem Haar, während sie segnend ihre schöne Hand auf mein Haupt legte und die Hoffnung auf ein einstiges frohes Wiedersehen aussprach. — — Ich bezweifle aber sehr, daß ich sie jemals froh werde wiedersehen können — ich werde sie nie vergessen — — nie eine andere lieben!" —

Vier Wochen später erhielt ich aus Florenz seine Verlobungsanzeige mit einer „unvergleichlich schönen" Italienerin. Zugleich lud er mich zur Hochzeit ein. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich derselben nicht beiwohnte."

Er hatte mit großer Bitterkeit gesprochen und fuhr nun nach kurzer Pause ruhiger fort:

„Erst im nächsten Sommer, nachdem ich freud- und ruhelos Europa nach allen Richtungen hin durchstreift, kehrte ich nach Deutschland zurück. Ich hatte früher geglaubt, eine einsame Kindheit verlebt zu haben — jetzt erst wußte ich, was Einsamkeit war. Man hatte mir abermals die Stellung in B. angeboten und ich nahm sie jetzt an, arbeitete in angestrengtester Thätigkeit Tag und Nacht, um meiner immer mehr zunehmenden Schwermut Herr zu bleiben, und konnte doch den Gram nicht verscheuchen, der mir alle Lust am Leben nahm.

Eines Tages erhielt ich die Todesnachricht des guten alten Professors Erhart. Dieselbe berührte mich sehr wehmütig; denn ich hatte den alten Mann so lieb gehabt. Ich

fuhr nach D., um ihm die letzte Ehre zu erweisen. — Am Ausgang des Friedhofs traf ich mit Herrn Wandar zusammen. Er hatte sehr gealtert und sah bekümmert aus; doch zeigte er mir unverhohlen seine Freude, mich wiederzusehen. Ich fragte nach seiner Frau, nach — Carola — —

„Meine Carola würden Sie kaum wiedererkennen,“ sagte er, „sie hat sich sehr verändert seit jenem Tage, an dem — Sie uns für immer verließen. Was damals zwischen Ihnen vorgefallen, weiß ich nicht — Carola hat sich nie darüber ausgesprochen, — ich weiß aber, daß sie daran zu Grunde geht, und Sie, mein lieber junger Freund — Sie hat es auch nicht glücklich gemacht.“

„Um Gotteswillen!“ rief ich erschrocken, „ist Carola krank?“

Er schüttelte den Kopf und sagte trübe:

„Nicht körperlich krank, wenigstens klagt sie nie, wiewohl sie bleich und zart aussieht zum Erbarmen. Aber der heimliche Kummer nagt ihr am Leben, wie sie sich auch müht, ihn zu verbergen. Sie scherzt und lacht zwar wie sonst und singt und spielt auch, wenn sie darum gebeten wird — aber ihr Lachen thut einem weh, und wenn sie singt, so schnürt es mir wider Willen die Kehle zu —.“ Die Stimme versagte ihm.

Ich wußte nicht, ob es dem alten Manne Erleichterung gewährte, sich gegen den auszusprechen, der das Glück seines einzigen geliebten Kindes untergraben hatte, und dem er doch nicht zürnte — oder ob er fühlte, daß er mir ein schmerzliches Glück bereitete mit dem, was er mir von ihr erzählte? Klagte mich gleich jedes seiner Worte an, es war doch eine Wohlthat, wieder einmal von ihr zu hören. Ich fühlte, daß

ich etwas erwidern mußte, und konnte doch das rechte Wort nicht finden.

„Sie müssen darauf dringen, daß Ihre Tochter Zerstreuung sucht,“ brachte ich endlich mühsam hervor.

„Daran fehlt es nicht,“ antwortete er traurig. „Sie ist nicht das Mädchen danach, die Hände in den Schoß zu legen und sich zu Tode zu weinen. Sie beschäftigt sich rastlos, um den Tag zu kürzen. Mit unermüdlicher Geduld pflegt sie meine Frau, die so viel leidend ist, und wo es ein fremdes Elend zu lindern gibt, da macht sie es ausfindig Sie könnte jeden, der sie früher nicht gekannt, täuschen mit ihrer Ruhe und äußeren Heiterkeit. Allein wenn sie geschmückt zu Gesellschaften und Konzerten, zu welchen ich sie stets zu überreden suche, uns zu begleiten, ins Zimmer tritt, so schneidet es mir allemal tief ins Herz, daß ich nur totes Geschmeide an ihr glänzen sehe — eine Blume hat sie seit jenem Abend nie wieder getragen. Als ich sie einmal darum bat, antwortete sie: „Laß mir den Schmuck, er paßt besser für mich.“ Und als ich weiter fragte: „Aber liebst Du denn wirklich die Blumen nicht mehr?“ antwortete sie unsagbar traurig: „O ja, ich liebe sie noch ebenso, wie sonst — aber ich habe keine Freude mehr daran.“

„Nach dieser Antwort gab ich jeden ferneren Versuch, in sie zu dringen, auf, weil ich wußte, es war vergebens. Mir fiel eine Szene aus ihrer Kindheit ein, die ich nie habe vergessen können, weil sie Zeugnis gab von einem eigentümlichen Zuge ihres Charakters, der bei ihr schon als Kind lebhaft ausgeprägt war und sich häufig zeigte; der auch, wenn ich

nicht sehr irre, jetzt an ihrem Unglück zum größten Teil schuld ist. Sie hatte sich leidenschaftlich ein Bilderbuch gewünscht, das sie in einem Schaufenster gesehen. Ich brachte es ihr mit, wurde aber in dem Augenblick, als ich damit ins Zimmer trat, abgerufen und nahm der Kleinen das Versprechen ab, das Buch bis zu meiner Rückkehr nicht zu berühren, da ich ihr selbst die Bilder zeigen und erklären wollte. Als ich das Zimmer wieder betrat, fand ich das Buch an einem andern Platze, glaubte, die Kleine habe doch ihrer Neugierde nicht widerstehen können und strafte sie wegen ihres Ungehorsams, obwohl sie mir versicherte, sie habe das Buch nicht berührt, Mama selbst habe es fortgelegt. Ich hörte das sogleich von meiner Frau, die dazukam, bestätigt, und wollte nun Carola die Bilder zeigen. Aber sie blickte dieselben erst nach wiederholten Aufforderungen an, machte ein trauriges Gesichtchen und sprach kein Wort. Ich fragte verwundert, ob ihr die Bilder nicht mehr gefallen, sie habe dieselben doch so schön gefunden? „O ja," erwiderte sie endlich zögernd, „ich finde sie noch ebenso schön, aber ich habe keine Freude mehr daran." — Nach Wochen, Monaten, als ich glaubte, sie habe das längst vergessen, habe ich wiederholt den Versuch gemacht, sie mit dem Buche zu unterhalten, allein vergebens. Seitdem haben wir uns unendliche Mühe gegeben, ihr diese vermeintliche Empfindlichkeit, womit sie einen falschen Verdacht nachtrage, abzugewöhnen. Aber wir überzeugten uns bald, daß unsere Auffassung eine falsche war. Carola trug nie jemand eine Kränkung nach. Es war keine Empfindlichkeit, mit welcher sie etwas zurückwies, dessen Besitz man ihr mit

einem, wenn auch noch so unbedeutenden Verdacht verleidet hatte, sondern wirkliche Unfähigkeit, sich noch daran zu erfreuen. So war es im Kleinen, so ist es leider im Großen geblieben und ihr und uns zum Verhängnis geworden.“ —

Ich weiß nicht mehr, was ich dem guten alten Manne geantwortet habe, der mir so zart einen Schlüssel zu Carolas seltsamem Charakter zu geben suchte und doch meine Seelenqual nur dadurch vermehrte. — Wir waren unterdessen in die Nähe seines Gartens gekommen, dort, wo am Ende desselben sich der kleine graue Tempel auf dem Hügel erhob. Sonst hatte man von der Stelle aus, wo ich stehen blieb, um Abschied von Herrn Wandar zu nehmen, das zierliche Dach, welches auf den Säulen ruhte, über die Gartenmauer hervorragen gesehen — heute suchte ich vergebens danach. Herr Wandar fing meinen Blick auf und sagte, meine Gedanken erratend, wehmütig:

„Den kleinen Tempel hat der Blitz zertrümmert in derselben Nacht, die Ihrem Abschied von Carola folgte und ein schweres Gewitter brachte, wie Sie sich vielleicht noch erinnern. Nur eine Säule steht noch, und die Trümmer der übrigen und des Daches liegen noch so umher, wie sie der Blitz zerschlagen und fortgeschleudert — Carola duldete nicht, daß er wieder aufgebaut wurde. „Laß es so, wie es ist,“ bat sie traurig; „wie schön Du ihn auch wieder herstellen ließest, es wird doch nicht wieder der alte, liebe Tempel — laß mir die Trümmer so.“ — —

Wieder überwältigte Professor Sassel die Erinnerung.

Er stützte lange den Kopf auf die Hand und blickte starr auf den Hügel zu seinen Füßen. Dann fuhr er fort:

„Lassen Sie mich zum Schluß eilen; es ist nicht viel mehr zu sagen. — Ich lebte mein einsames Leben weiter, das nur meinem Beruf gewidmet war, und hörte nichts mehr von den mir so teuren Menschen. Nach etwa zwei Jahren erhielt ich von Kurt, zugleich mit der Geburtsanzeige seines Sohnes, die Todesnachricht seiner Frau. Kurt bat mich, Patenstelle an dem Knaben zu vertreten und ihm meinen Namen zu geben, was ich bereitwillig zusagte. —

Wieder vergingen mehrere Jahre. Da rief mich ein Telegramm nach Florenz — mein Bruder war am Nervenfieber gefährlich erkrankt und verlangte nach mir. — Ich kam gerade zur rechten Zeit, um ihm das Versprechen zu geben, an seinem Kinde Vaterstelle vertreten zu wollen, und ihm die Augen zuzudrücken. — Als ich später sein Atelier betrat, fiel mein erster Blick auf Carolas lebensgroßes Bild, das er, wie er mir damals in Pompeji mitteilte, aus der Erinnerung gemalt, in jener Zeit, da er noch um sie trauerte. Sie sollen das Bild morgen sehen. Er hat sie gemalt, wie sie an jenem Abend gewesen: im weißen Gewande, mit Granatblüten im Haar. Und hätte Kurt nichts geschaffen, als dieses eine Bild, so wäre seine Größe als Künstler doch unbestreitbar für alle Zeit. —

Ich blieb fast den ganzen Sommer in Italien, kehrte dann mit Kurts Vermächtnis: dem Knaben und Carolas Bild nach B. zurück und glaubte durch die übernommenen Pflichten für das Kind, das ich gleich herzlich lieb gewonnen, das Leben leichter ertragen zu können.

Ich hatte kein Interesse an den Ereignissen in der Heimat gehabt während meiner langen Abwesenheit, hatte daher selten deutsche Zeitungen gelesen und hörte erst durch Zufall, nachdem ich schon wochenlang zurück war, daß Carola schnell nach einander beide Eltern verloren habe. Diese Nachricht erschütterte mich aufs tiefste. Die Sorge, wie sie das alles so allein durchgemacht, wie sie diesen Verlust trage, folterte mich unaussprechlich, und ohne Aufenthalt eilte ich nach D. — Ich glaubte mich berechtigt, sie jetzt wenigstens aufsuchen und ihr meine Teilnahme versichern zu dürfen, da ich leider während ihrer Trauerzeit fern gewesen und ihr keinen Beistand hatte bieten können — wie gern hätte ich wenigstens den Versuch gemacht, ihr die Eltern zu erhalten!

Das schöne alte Haus lag da wie tot und ausgestorben. Die Fensterladen waren geschlossen und nirgend zeigte sich Leben. Dennoch zog ich die Glocke. Ein alter Diener, der mit Frau und Sohn schon lange Jahre in dem Wandar'schen Hause gelebt, öffnete mir, und von ihm erfuhr ich ausführlich alles, was ich zu wissen wünschte — nur eins nicht: wo ich Carola fände! — Er erzählte mir mit Thränen, die junge Herrin habe gleich nach ihrer Eltern Tod den größten Teil ihres Vermögens den Armen bestimmt, die Diener des Hauses alle reich beschenkt und ihm und seiner Familie die Hütung desselben mit lebenslänglichem Gehalt übertragen. Dann habe sie Abschied von ihnen genommen, ohne, trotz ihrer Bitten, ihnen oder irgend jemand zu sagen, wohin sie gehe.

„Nur, wenn Ihr es nicht wißt," habe sie gesagt, „könnt Ihr es nicht verraten. Wenn ich Eurer bedarf, werde ich

schreiben, sonst nicht. Ich vertraue darauf, daß Ihr die übernommenen Pflichten treu erfüllen werdet.“ —

Das war alles, was ich erfahren konnte, so unausgesetzt ich auch jahrelang meine Nachforschungen fortsetzte. Ich gab sie erst auf, als ich einsah, daß sie zu nichts mehr führen konnten.

Was ich gelitten seit jenem rätselhaften Verschwinden, läßt sich nicht aussprechen. Alles Vorhergehende war dagegen erträglich gewesen — lassen Sie mich davon schweigen. —

Wie ich hierher kam, wissen Sie schon. Ich hatte Professor G. in Italien kennen gelernt, hatte die väterliche Liebe des alleinstehenden Mannes gewonnen und ihm schon vor zwei Jahren, da ich ihn zuletzt sah, versprechen müssen, dereinst seine Stelle hier einzunehmen und die Erbschaft seines Hauses und seiner Kunstschätze, an denen sein ganzes Herz hing, anzutreten, damit dieselben nicht in fremde, lieblose Hände fielen.

Hätte nicht Carola jede Annäherung eines Fremden, selbst dieses guten alten Mannes zurückgewiesen, sie hätte längst erfahren, daß ich über kurz oder lang aus B. hierher übersiedeln würde; und der seltsame Umstand, daß man mich im Kloster bisher immer nur den „neuen Professor“ nannte, hat ihr bis zum letzten Augenblick verhehlt, daß ich schon viele Tage in ihrer Nähe weile.“

Er schwieg, zog dann ein beschriebenes Blatt hervor und sagte, es mir reichend:

„Das fand ich in ihrem Buche — lesen Sie selbst ihre Abschiedsworte.“

Ich las:

„Egon! Ich schreibe diese Zeilen, um Dir Lebewohl zu sagen für diese Welt; denn ich fühle, daß ich nur wenige Tage noch zu leben habe, und ich kann nicht sterben, ohne mir Deine Verzeihung zu erbitten für den Schmerz, den ich Dir bereitet, mit welchem ich Dein und auch mein Lebensglück getötet. Ich weiß nicht, ob es recht war, daß ich Deinen Bitten nicht nachgab — ich weiß nur, daß ich es nicht konnte, darum verzeihe mir, Egon! — Ich habe Dir, von jenem Unglückstage bis heute, wenig von mir zu erzählen; nur, daß ich, nicht von Tag zu Tag — nein, von Minute zu Minute mich strebend bemüht, mein selbstgeschaffenes Elend stark zu tragen, auf daß ich immer Deiner wert, Dir geistig nahe bleibe.

„Ich habe mit ungeteilter, stolzer Freude den Weg verfolgt, der Dich so schnell zum Ruhm geführt, und habe Deinen Namen gesegnet mit allen denen, die Deiner Aufopferung und Geschicklichkeit ihr Leben verdanken. Ich habe Dir und allen verheimlicht, daß ich nach meiner teuren Eltern Tod den längst gefaßten Entschluß ausführte, in ein Kloster zu gehen und mich der Krankenpflege zu widmen — um des Gefühls willen, doch zu etwas auf der Welt nütze zu sein —, weil ich zu wissen glaubte, Du würdest versuchen, mich wiederzusehen, und ich fühlte mich nicht fähig, einen zweiten Abschied von Dir zu ertragen.

„Ich bin am wenigsten unglücklich hier im Kloster gewesen, wo mich mein Beruf dem Deinigen am meisten geistig näher brachte. Du sollst diese Worte erst erhalten, wenn ich

— erlöst bin; doch weiß ich selbst noch nicht, welchen Händen ich diesen meinen Abschiedsgruß anvertrauen werde.

„Ich habe bei dem Gericht in D. eine Bestimmung niedergelegt, die ich Dich zu erheben und getreulich zu erfüllen bitte: ich habe Dir darin das Haus meiner Eltern vermacht, so wie es ist; ich möchte es gern und nur in Deinen Händen wissen. Grüße die treuen alten Diener von mir. Ich weiß, ich brauche Dich nicht zu bitten, daß Du sie bei Dir behältst.

„Dein Buch ist mein Heiligtum gewesen, aus dem ich immer wieder Kraft geschöpft, wenn die meinige zu Ende war. Ich danke Dir dafür so innig, wie für das ganze schöne Glück, das Du mir gegeben vor jener bösen Stunde — das ich nicht missen möchte, selbst wenn ich damit das Leid von zehn langen Jahren auslöschen könnte. Wie treu mein Gedächtnis Deine geliebten edlen Züge bewahrt, mag Dir Dein Bild in diesem Buche sagen! Ich habe es mit heißen bitteren Thränen gemalt, aber auch mit der ganzen unvergänglichen Liebe, die keine Trennung, keine Zeit vermindern. Meine Seele hat Dir gehört von dem Augenblicke an, da ich Dich zum erstenmal sah, und mit einem Gebet für Dich auf den Lippen werde ich meine Augen schließen. Möge Gott Dich segnen und behüten, mein Egon, und uns ein Wiedersehen, ein herzliches Willkommen bereiten dort oben in der Ewigkeit, auf die wir hoffen! Deine Carola."

Ich gab ihm das Blatt zurück, unfähig, wie er, ein Wort zu sprechen. Er hatte unverwandt auf den Grabhügel geblickt und seine Lippen bewegten sich flüsternd wie im Gebet. Jetzt wandte er sich zu mir, äußerlich mit der ganzen Selbst-

beherrschung und Ruhe, in der ihn zehn Jahre lange Übung zum Meister gemacht. Wir verließen schweigend den Friedhof, und erst als wir am Kloster angelangt waren, sagte er leise:

„Ich werde Sie morgen abholen, um Ihnen das Bild zu zeigen.“

Fast mit Zagen betrat ich am nächsten Morgen die schönen prachtvoll ausgestatteten Räume seines Hauses. Es sah alles umher so hell, so sonnig und heiter aus und war doch für den einsamen Mann an meiner Seite traurig und düster wie ein Gefängnis. Er führte mich in sein Arbeitszimmer und deutete stumm auf Carolas Bild — ja, so hatte er sie geschildert, so hatte sie ausgesehen, ehe der Schmerz dieses liebreizende Gesicht gleichsam erstarren machte. Ich betrachtete den Professor wehmutsvoll, wie er mit dem Zuge unsagbarer Traurigkeit um Augen und Mund in den Anblick des schönen Bildes verloren dastand, und fühlte, daß er immer einsam bleiben werde auf dieser Welt, daß nichts ihm ersetzen konnte, was er verloren; daß seine Seele ihr gehöre, wie ihm die ihrige, in Zeit und Ewigkeit. — —

Ein Jahr ist vergangen seitdem, und ich bin wieder ein paar Wochen im Kloster, trotzdem ich der Pflege der lieben Schwestern nicht bedarf. Aber es hat mich unwiderstehlich hierher zurückgezogen nach dem Grabe der jungen Nonne — dem ersten Opfer dieses ruhmlosen stillen Kampfes „um Leben und Tod“ — und zu dem edlen großen Dulder, der in wahrhaft erhebender Weise seinen schweren Beruf ausübt, dessen Name weit und breit mit Dankbarkeit und Verehrung genannt wird, und der inmitten aller dieser Liebe so einsam

und freudlos dahin geht, Linderung und Genesung bringt, und doch sein eignes krankes Herz nicht heilen kann; denn wenn auch seine Natur länger als die ihrige der schmerzenden Wunde Trotz bietet — tödlich ist diese Wunde nichtsdestoweniger. Und selten nur, wenn der kleine Egon die Ärmchen um seinen Nacken legt und ihm mit dem ganzen Zauber eines fröhlichen sorglosen Kindergesichts ein Lächeln abzwingt, verlieren seine Züge den Ausdruck tiefer Schwermut, der auf ihnen ruht.

Professor Sassel sagte mir, er sei inzwischen in D., in Carolas Hause gewesen, um die Bestimmung zu treffen, daß alles dort so bleibe unter der Obhut der treuen Diener; er gedenke es nur für Egon zu erhalten, der, ohne traurige Erinnerungen, es später als seinen Besitz betrachten solle. Er selbst werde nie den Ort verlassen, wo er sie wiedergefunden, wo ihre Ruhestätte sei.

Ich sprach ihm zögernd meinen Wunsch aus, mit Abänderung der Namen seine und Carolas Geschichte niederschreiben zu dürfen. Er sah mich einen Augenblick verwundert und fast unwillig an; dann neigte er zustimmend das Haupt und sagte traurig:

„Thun Sie das — vielleicht trägt es dazu bei, den Einen oder Andern daran zu hindern, daß er mit unvorsichtiger Hand sein Glück selbst zerstört.“

Armin.

Früh dämmerte der Abend des kalten stürmischen Novembertages herein, nachdem die Sonne flüchtig die in gigantischen Gebilden gen Süden ziehenden Wolkenmassen durchbrochen und über Himmel und Erde eine Farbenpracht ausgestrahlt, wie sie nur an stürmischen düsteren Tagen sichtbar. Für Augenblicke schien die Welt wie verzaubert, als im Westen plötzlich aus der Wolken Schwärze ein Stück tiefblauen Himmels geschaut, dessen Färbung lichter und lichter geworden, bis es im zartesten Grün erbleichend, wie ein klarer See inmitten der von rotgoldenem Schein übergossenen, wunderlich geformten Wolken erschien, deren Farbenglanz die Gebirgsbäche, welche reißend ihren Weg in die Tiefe bahnten, der hoch angeschwollene, das Thal durchschneidende Fluß und selbst die schweren Regentropfen an dem herbstlich bunten, schon spärlichen Laub der Bäume und Sträucher leuchtend widerspiegelten.

Auf den nassen Schieferdächern der Häuser des am Fuße des Berges liegenden Städtchens glänzten die Sonnenstrahlen, daß es das Auge blendete und in den Fenstern flammte es

wie Feuerschein. Es ging in diesem Sonnenblick eine Schönheit durch die Natur, welche auch des wenigst Empfänglichen Blick voll Zaubermacht gen Himmel zog und seine Seele — wie immer flüchtig — über das Irdische erhob, sie mit Erquickung und Freudigkeit, vielleicht auch mit wehmutsvoller Trauer erfüllend, aber einer erhebenden, läuternden Trauer.

Doch solche Schönheit ist nimmer von langer Dauer. Schneller als der Blick dem Wechsel folgen konnte, erblaßten die Farben am westlichen Horizont, wie wenn der Sturm sie ausgelöscht oder in unsichtbare Fernen fortgetragen, während im Norden das flammende Rot bereits in tiefes Violett dunkelte, das, als die Sonne hinter dem Berge versunken, in dem dichten Grau der schnell hereinbrechenden Dämmerung erstarb. Im Thal woben die Nebel ihr graues Gespinnst und der Regen rieselte wiederum in heftigen Schauern herab, die herbstliche Öde mit eintönigem Rauschen erfüllend, eine Öde, die dem Glücklichen, im Wohlstand Lebenden, wenn ihn der Zufall in sie hinausführt, Unbehagen und leises Grauen erweckt und ihn rasch in sein behagliches Heim, das ihm dann doppelt behaglich erscheint, zurückscheucht; eine Öde, die sich schwer, so schwer auf des Unglücklichen Herz legt, ihn in ihr das trostlose Bild seines eigenen Lebens schauen und in diesem müden, hoffnungsarmen Anschauen wünschen läßt, er könnte in der Erde Tiefe ausruhen von irdischem Leid.

Von der Stadt kommend, bewegte sich ein Trauerzug den Berg hinan, dem auf etwa halber Höhe desselben gelegenen Friedhofe zu — ein trauriger Zug, der düster wie nichts anderes und ähnliches in den Rahmen dieser herbstlichen

Dämmerstunde paßte. Sechs Männer trugen den roh gezimmerten Sarg, den keine Blume schmückte; kein Priester, kein Ehrengeleit; nur ein etwa dreizehnjähriger Knabe folgte. Ein paar Wanderer, die des Weges zogen, hielten unwillkürlich den Schritt an und ließen, von Grauen ergriffen, den Zug, der eben in das von einem hohen steinernen Kreuz überragte Thor des Friedhofes einbog, an sich vorüberziehen.

Ob es ein Verbrecher war, den sie also in der Dämmerstunde hier zu Grabe trugen?

Noch keuchend von der schweren Last, die sie den steilen Berg herauf getragen, durchschritten die Männer den Friedhof bis ans äußerste Ende, wo in einem Winkel der Umfassungsmauer, weit ab von den übrigen Gräbern, eine Gruft gegraben war, an welcher der Totengräber, auf sein Grabscheit gelehnt, ihrer harrte. In diese Gruft senkten sie den Sarg hinab. Mit mürrischer, scheuer Hast schaufelte der Mann die Erde hinein und warf den Hügel auf; mit gleich scheuer Hast, sichtlich froh, ihre Arbeit verrichtet zu haben und noch vor völlig hereinbrechender Dunkelheit heim zu kommen, gingen die Leute ihres Weges, kaum einen mitleidigen Blick auf den verlassenen Knaben werfend, ohne selbst das herkömmliche Gebet zu verrichten — sie hatten ja einen Selbstmörder zu Grabe getragen.

Der Knabe, des Selbstmörders Sohn, blieb allein zurück. Er hörte die Schritte der sich Entfernenden in dem Rauschen des Sturmes verhallen; er hörte von fern die Glocke am Häuschen des Aufsehers läuten: das Zeichen, daß das Thor des Friedhofes geschlossen werde; er bebte vor Kälte in den

ärmlichen durchnäßten Kleidern, aber er ging nicht hinweg. Regungslos stand er an die Mauer gelehnt und starrte mit thränenschweren Augen auf den Hügel zu seinen Füßen. War er gleich zu jung, um ganz zu begreifen, wie der Vater die That hatte begehen können, das Furchtbare dieser That erkannte er klar und empfand ahnungsvoll, daß sie einen Schatten werfen müsse auf sein ganzes zukünftiges Leben — und es mischte sich etwas wie Groll in seinen bitteren Schmerz. War nicht des Vaters Ende ein Unrecht gegen ihn, den Sohn, den er arm und schutzlos zurückließ in der Welt, der er, des Lebens und seiner selbst müde bis zum Übermaß, entflohen?

Er hatte den Vater nicht geliebt, wie sonst Kinder ihre Eltern zu lieben pflegen; er hatte noch niemand geliebt, der einsame Knabe. Die Mutter hatte er nicht gekannt. Der Vater war ein heftiger, harter Mann gewesen, der dem Knaben wenig väterliche Fürsorge erwiesen, selten ihm ein freundliches Wort geboten und denselben von Jahr zu Jahr, je schwerer das Schicksal ihn heimgesucht, je mehr verwahrlost hatte. Ursprünglich im Wohlstande lebend, der letzte Sprosse einer angesehenen Familie, war der Unglückliche durch den übermäßigen Gram über den Tod seines Weibes ein Hypochonder, ein Müßiggänger geworden. Dazu hatte ihn, unverschuldet, ein Unglück nach dem andern getroffen; traurige Erfahrungen, die er in der Not an ehemaligen Freunden und Gleichgestellten machte, nährten den Groll gegen das Schicksal, den Unglauben an den Wert der Menschen, die Unlust zum Schaffen und den Widerwillen gegen die immer drückender werdende Armut allmählich bis zum völligen Lebensüberdruß. In einer schlimmen

Stunde endete er dieses Leben und nahm somit dem Sohne auch das letzte Erbe — einen fleckenlosen Namen.

„Der Sohn des Selbstmörders!" wie oft hatte es der arme Knabe seit der Schreckensstunde vernommen. Die Bewohner des Gasthauses, wo der Vater vor einigen Tagen eingekehrt; die Leute, welche die Neugier von der Straße hereingelockt; alle, die ihm auf dem traurigen Gange nach dem Friedhofe begegnet — alle hatten es einander zugeflüstert, heimlich mit Fingern auf ihn weisend, ihn scheu oder mitleidig ansehend: „Das ist der Sohn des Selbstmörders."

Der Wirt hatte ihn mit Schmähungen überhäuft wegen des üblen Rufes, in den sein Haus durch den Selbstmord gebracht werde, und gedroht, „die Bettelbrut" hinauszuwerfen, wenn der Junge sich nochmals bei ihm sehen lasse. Seinen ganzen Zorn über den Toten hatte der rohe Mann an dem Knaben ausgelassen, der keinen Versuch gemacht, den Erbitterten zu besänftigen, sondern demselben nur finsteres Schweigen entgegensetzte, bis er plötzlich, als es der heftige Mann gar zu schonungslos trieb, mit dunkler Zornesröte auf der klaren Stirn, mit innerster Entrüstung in Blick und Gebärde ihm verwies, den toten Vater zu schmähen.

Es hatte etwas so Gebietendes und Erschütterndes in diesem plötzlichen Ausbruch edelsten Zornes, der des Knaben tiefverwundete Seele erfüllte, gelegen, daß alle, selbst der hartherzige Mann, sich davon ergriffen fühlten, welchen letzteren das ihm sonst fremde Gefühl der Beschämung zwang, auf die Beschlagnahme der geringen Habseligkeiten des Verstorbenen, die er dem Knaben angedroht, um sich für den Verlust der

Zeche zu entschädigen, zu verzichten. Doch war er fern von der Großmut, dem Verwaisten ein Obdach für die Nacht oder gar länger anzubieten. Was ging ihn der fremde Junge an? Für den mochten reichere Leute als er oder die Polizei sorgen, oder er mochte noch vor Anbruch der Nacht weiterziehen — wohin? Was kümmerte es den Mann, der behaglich in der warmen, hell erleuchteten Gaststube saß und, indem er einen Schoppen nach dem andern leerte, seinen Stammgästen zum so und so vielten Male den traurigen Hergang erzählte. Dieses Vagabundenvolk sei ja an das Nachtlagern im Freien gewöhnt, stimmten alle mit geringschätzenden oder überlegenen Mienen ein. Der Wirt that ganz recht, sich den Jungen vom Halse zu schaffen. Wer wußte denn, weshalb der Fremde sich das Leben genommen? Er konnte ja ein Verbrechen begangen haben, dessen Folgen dem menschenfreundlichen Wirte am Ende gar noch Ungelegenheiten bereiten könnten — nein, er war ein ehrlicher Bürger, der nie auf unliebsame Weise mit der Polizei in Berührung gekommen, noch dazu Lust verspürte. Der Junge mochte, wenn er vom Friedhof kam, sein Bündel holen und seiner Wege gehen, so hatte er ihm geboten und obendrein einen Zehrpfennig in Aussicht gestellt; er war eben ein großmütiger Mann, auch darin stimmten die Stammgäste dem Zufriedenen alle bei.

Wohin er sich wenden solle, fragte sich der verlassene Knabe, als das Glöckchen zum zweiten- und letztenmale ertönte. Wohl war er seit langer Zeit des Umherwanderns gewohnt, da es dem Vater nirgends lange Ruhe gelassen und ihn überdies die Not überall gar bald vertrieben. Zwar war er bisher

noch keine Nacht im Freien zu verbringen genötigt gewesen; doch war es nicht das, was ihn schreckte, es war das Gefühl gänzlicher Verlassenheit, das den an Leid und Entbehrungen jeder Art so früh gewöhnten Knaben fast überwältigte. Hatte er auch nicht mit Liebe an dem Vater gehangen, so hatte er doch das Gefühl des Schutzes gehabt, das Gefühl, er gehöre zu einem Menschen auf der Welt; wo der Vater sein Haupt zur Ruhe lege, sei die Stätte noch so ärmlich, da finde auch er seinen Platz.

Hier nun ruhte der Lebensmüde für immer.

Wenn man ihn nicht bemerkte, dachte der Knabe, und er könnte die Nacht hier am Hügel verbringen — zwar, die Kreuze sahen so gespenstig aus in der tiefer sinkenden Dämmerung und der Wind rauschte so unheimlich in den uralten Bäumen, von denen das tote Laub herabfiel, indes der Regen heftiger zu fließen begann und, ihm die brennenden Augenlider kühlend, die heißen Tropfen von den blassen Wangen hinwegspülte — ging nicht ein Wehklagen durch die Natur? Weinte sie nicht mit ihm ob seiner Verlassenheit? Es ward schauerlich hier oben auf dem düsteren, von drei Seiten mit dichtem Wald umgebenen Friedhof, der weitab lag von den Wohnungen der Menschen; aber war nicht dieser Ort besser als die Nähe der lieblosen Menschen, die ihn, den Heimatlosen, doch von sich stießen in die kalte, dunkle Nacht hinaus?

Es kam allmählich die Erstarrung über ihn, die übergroßer schmerzvoller Gemütsbewegung zu folgen pflegt; er versank in müdes, unklares Sinnen und tiefe Erschöpfung betäubte wohlthätig den heftigen Schmerz. So völlig in

Grübeln versunken stand er da, daß er nicht eher des Mannes, der sich ihm näherte, gewahr ward, bis derselbe unmittelbar am Hügel stand.

In einiger Entfernung, an einem schönen Grabmal, hatte jener Mann mit der hohen, stattlichen Gestalt, dem feinen, ehrwürdigen Gesicht schon lange gestanden, den Knaben beobachtend. Es war der Ratsherr Claudius aus dem Städtchen am Fuße des Berges. Er hatte desselben Nachmittags hier seinen Sohn, das jüngste und letzte von sechs blühenden Kindern, denen die Mutter bereits vor Jahren vorangegangen, begraben lassen. Dieser Sohn war in etwa gleichem Alter mit dem Verlassenen dort gewesen. Der Ratsherr hatte, als die Beerdigungsfeierlichkeit beendet, nicht von dem frischen Hügel seines Kindes sich trennen können, sondern war, von Schmerz gebeugt, allein dort zurückgeblieben, indes die Freunde und übrigen Leidtragenden, die Trauer des schwer geprüften Mannes ehrend, sich nach der Stadt zurückbegeben hatten. Wie lange er in Gram versunken dort geweilt, erkannte er erst, als er, durch das Geräusch von Schritten aufmerksam auf seine Umgebung werdend, den ärmlichen Trauerzug nahen sah, der in der Dämmerung so gespenstig der Mauer entlang sich bewegte, einem Schatten, einem Nebelbilde gleich. Es war nicht der schroffe Gegensatz, den dieses Bild äußerster Armut, lichtscheuer Heimlichkeit zu dem Gepränge bot, mit welchem man seinen Sohn heute zur Ruhe geleitet, es war der Anblick des einsamen, dem ungeschmückten Sarge schwankenden Schrittes folgenden Knaben, der den trauernden Mann bis ins Innerste der Seele erschütterte. Unverwandt hatte er

von fern der Beerdigung zugeschaut, für Augenblicke seines eigenen Kummers nicht achtend, der einem tiefen Mitleid, einer milden, sänftigen Regung wich, wie sie uns erfaßt, wenn wir plötzlich, da wir, mit der Gottheit hadernd, das höchste Unglück unverdient zu erdulden glauben, ein anderes schauen, das, weit größer als das eigene, zugleich warnend und versöhnend zu uns spricht. Wer war derjenige, den sie also heimlich in der Dämmerstunde zu Grabe trugen, aller, auch der gewöhnlichen Ehren bar? Wer war der Knabe, der wie gebrochen an Geist und Körper dort an der Mauer lehnte?

Der Aufseher trat, das Käppchen in der Hand, teilnehmend und ehrfurchtsvoll an den Ratsherrn heran, sagend, er müsse in fünf Minuten den Friedhof schließen.

Der Ratsherr faßte sich und erfragte von dem Beamten Auskunft über das, wovon er soeben Zeuge gewesen. Er hatte von dem Selbstmord nichts vernommen — wer hätte dem trauernden Manne von fremdem Elend mitteilen wollen, da er das Letzte, was er auf Erden geliebt, beweinte?

Der Aufseher berichtete in leisem Ton, manchmal einen bedauernden Blick auf die regungslose Gestalt des Knaben werfend, was er über den Selbstmörder von dem einen oder andern tagsüber erzählen gehört. Der Fremde sei ein Ausländer gewesen, habe, wie man aus den vorgefundenen Papieren ersehen, einer guten Familie angehört, sei, nach des Sohnes Aussage, seit Jahren von einem Ort zum andern gezogen und habe sich, so vermute man, aus Nahrungssorgen das Leben genommen. Der arme Knabe sei zu bedauern, denn er habe, dem Vernehmen nach, weder Heimat noch Angehörige, und

bei dem Toten sei auch nicht die bescheidenste Barschaft vorgefunden worden.

Der Mann sprach noch ein langes und breites über die sündhafte That und über das, was vermutlich einen so angesehenen Herrn an den Bettelstab gebracht; dann ging er auf ein Zeichen des Ratsherrn hinweg, um nochmals die Glocke zu ziehen.

Der Ratsherr war längst nicht mehr den Worten des Mannes gefolgt; er befand sich in einer Erregung, die zu fast gleichen Teilen dem eigenen Schmerz und dem Mitgefühl für den armen Knaben entsprang. Und plötzlich hob sich ein leuchtender Gedanke aus widerstreitenden Gefühlen empor, ein göttlicher Gedanke, der im Entstehen schon zum Entschluß ward. Hatte nicht die Stimme seines Sohnes zu ihm gesprochen? Mußte er ihr nicht folgen? Ja; er fühlte eine wunderbar erquickende Ruhe plötzlich in sein schmerzwundes Herz einziehen. Die Vorsehung zeigte ihm hier, wie er dem geliebten Sohne ein würdigeres Denkmal weihen könne, als der verzagende, unthätige Schmerz je zu errichten vermöchte; er fühlte, es war Gottes Fügung, Gottes Wille — fast übermannt von heftiger Bewegung schritt er hinüber nach dem Hügel, unter welchem der Selbstmörder ruhte, und ergriff des Knaben Hand.

Aus seinem Sinnen emporfahrend, leicht zusammenschreckend, hob dieser das tief auf die Brust gesenkte Haupt und blickte in das schmerzvoll erregte gute Antlitz des Ratsherrn, dessen Haar der Kummer der letzten Jahre vorzeitig gebleicht. Lange, wie träumend schaute der Knabe in dieses

Ehrfurcht erweckende Angesicht, dessen milde Augen so forschend ihn anblickten und nun plötzlich sich mit Thränen füllten — weinten die Reichen auch? War er nicht allein unglücklich?

Er ahnte nicht, der junge Fremdling, was in der Seele des Ratsherrn kämpfte, ahnte nicht, daß dieser sich bis ins Innerste ergriffen fühlte von dem müden finsteren Blick der tiefen mächtigen Augen, die aus dem schönen blassen Kindesangesicht so fremdartig ihn anschauten; er las aus diesen Augen, daß Leid des Kindes Seele früh, ach viel zu früh gereift — umdüstert habe.

„Wie heißt du?“ fragte der Ratsherr endlich.

„Armin,“ gab der Knabe zur Antwort und auf eine weitere Frage: „Armin Rudinoff.“

„Du bist fremd hier im Ort?“

„Ich bin überall fremd.“

Der Ratsherr schwieg; die Bewegung hinderte ihn zu sprechen; er glaubte nie Ergreifenderes gehört zu haben, als des verlassenen Knaben mit rührender Trauer gesprochene Worte: „Ich bin überall fremd.“

„Du hast niemand, dem du angehörst?“

Der Knabe schüttelte den Kopf.

„Der Vater ist ja — tot.“ Ein unterdrücktes Schluchzen begleitete das Wort.

„Und wohin wolltest du nun gehen?“

Wieder schüttelte der Gefragte mit der rührenden Traurigkeit den Kopf.

„Weiß nicht, wohin.“

Der Ratsherr unterdrückte gewaltsam seine tiefe Bewegung und faßte des Knaben Hand fester.

„Ich habe heute einen Sohn verloren, mein — letztes Kind! Ich stehe allein, fast so allein, wie du — komm mit mir, armes Kind, ich will dir Vater sein.“

Ob der Knabe den Sinn der Worte nicht faßte? Sprachlos blickte er den Ratsherrn an, der ihn fast gewaltsam mit sich fortführen mußte. An seines Sohnes Hügel hielt er den Schritt an und sprach mit fast versagender Stimme:

„Hier ruhen meine Kinder alle und bei ihnen die Mutter — willst du mein Sohn sein, Armin?“ Wie träumend schaute der Knabe immer noch vor sich nieder. Doch als nun der Ratsherr sanft seine Hand auf sein Haupt legte und die Frage wiederholte, da blickte er von dem blumenbedeckten Hügel zu ihm empor; und wie nun der erschütterte Mann ihn an sich zog, barg er aufschluchzend sein Antlitz an dessen Brust.

Der Ratsherr aber hob den feuchten Blick gen Himmel und siehe, da leuchtete plötzlich der Abendstern aus den sich teilenden Wolken hervor, die weiter und weiter von ihm zurückwichen, indes sein Licht in der tiefer dunkelnden Dämmerung stetig glänzender strahlte. Und aus des Ratsherrn schmerzerfüllter Seele stieg ein Gebet gen Himmel, das alle Bitterkeit mit hinwegnahm, ein Gebet, lauter und schön, wie des Sternes Strahlen, dessen plötzliches Erscheinen in diesem geweihten Augenblick ihn wie mit heiliger Zuversicht erfüllte.

Schweigend führte der Ratsherr den Knaben den Berg hinab. Erst als sie sich der Stadt näherten, richtete er Fragen, seine Herkunft und Vergangenheit betreffend, an ihn. Des

Knaben Antworten ergänzten und bestätigten größtenteils die Erzählung des Aufsehers und erregten in dem Ratsherrn nur noch lebhafter die Teilnahme an des Knaben hartem Geschick, wiewohl keine Klage über dessen Lippen kam, sondern derselbe nur wahrheitsgemäße Auskunft gab, aber in einer, Kindern sonst nicht eigentümlichen, kurzen, den Ratsherrn fremdartig berührenden Ausdrucksweise, die von einem Nachdenken zeugte, das bei des Knaben Jugend überraschen mußte. Es drängte sich dem Ratsherrn gar bald die Wahrnehmung auf, er habe sich eines zwar armen und sehr vernachlässigten, aber höchst begabten Knaben angenommen, und er gelobte sich, ihn zu erziehen, wie er seinen eigenen Sohn würde erzogen haben.

Er gelobte es sich, der edle Mann, nicht ahnend, wie schwer ihm die Erfüllung dieses Gelübdes werden sollte.

Eines der alten Giebelhäuser, die den Marktplatz der kleinen Stadt umgaben, gehörte dem Ratsherrn zu eigen. Wieder wollte ihn der Schmerz überwältigen, als er die Schwelle überschritt, über welche man vor wenigen Stunden seinen Sohn hinausgetragen. Wohl schloß er des fremden Knaben Hand fester in die seinige, gleich als wolle er sich ermannen an der Gewißheit, er habe ja wieder einen Sohn, den er lieben, für den er sorgen dürfe, — aber die Thränen füllten nur um so brennender seine Augen, es war doch nicht sein Kind, an dem er mit fast krankhafter Zärtlichkeit gehangen, auf das er alle Liebe gehäuft, die er den früher Verstorbenen nicht mehr hatte bieten können.

Scheu, fast furchtsam folgte ihm der Knabe durch den hellerleuchteten Flur, die Treppe hinauf, in das obere Stock-

werk. Befangen und ängstlich blickte er um sich, kaum wagend, mit seinen nassen, unsauberen Schuhen den weiß gescheuerten Fußboden des Vorplatzes zu betreten.

Wie freundlich und wohnlich sah alles hier aus; nirgends mehr eine äußere Spur, die auf den Trauerfall hingedeutet hätte. Von sorgfältigen Händen war bereits alles beseitigt, was dem Heimkehrenden schmerzlich hätte ins Auge fallen können. Eine von der Decke herabhängende Lampe erhellte den geräumigen Vorplatz, der noch nach alter deutscher Sitte als Speisezimmer benutzt ward, ein für zwei Personen gedeckter Tisch nahm die Mitte ein. Vor dem breiten, der Treppe gegenüberliegenden Fenster waren die Vorhänge herabgelassen; ein mächtiger Kachelofen verbreitete behagliche Wärme. Zwischen den schweren Eichenthüren der sich um den Vorplatz reihenden Wohnräume hingen Ölgemälde, die stattlichen Ahnen des Hauses in Lebensgröße darstellend, und bildeten nebst den Gipsbüsten des Landesherrn und berühmter Männer einen würdigen Schmuck dieses Versammlungsortes der Familie.

Aus einer der Thüren trat jetzt eine in tiefe Trauer gekleidete Dame von etwa vierzig bis fünfzig Jahren, eine stattliche und doch abstoßende Erscheinung mit würdelosen, hastigen Bewegungen: Fräulein Seefeld, eine entfernte Verwandte der verstorbenen Rätin, welche seit einigen Jahren der Haushaltung vorstand. Sie mochte des Ratsherrn Schritt auf der Treppe vernommen haben und trat ihm eilig entgegen, ihn zu begrüßen. Aber die Worte, die ihm ihre Sorge wegen des langen Ausbleibens kundgeben sollten, erstarben plötzlich auf ihren Lippen. Staunen, unangenehmes Staunen prägte

sich in ihren noch jugendlichen hübschen Zügen aus, indes ein stechender Blick ihrer lebhaften Augen den fremden Knaben musterte.

Der Ratsherr kam ihrer Frage zuvor, indem er ihr das Kind entgegenführte, erzählte, wie und wo er dasselbe gefunden, und daß er beschlossen, die arme Waise an Sohnes Statt anzunehmen.

Sprachlos blickte die Dame bald ihn, bald den Knaben an. Während sie letzteren mit unbeschreiblicher Geringschätzung und einer demselben sehr fühlbaren Gehässigkeit musterte, lag in dem Blick, der nun den Herrn des Hauses traf, ein Ausdruck, als zweifle sie, ob der Ratsherr oder ob sie selbst den Verstand verloren. Doch nicht lange währte dieses stumme Zweifeln und Staunen. Als der Ratsherr schwieg und sie völlig begriffen, um was es sich handelte, sprach sie ihre Entrüstung in einer Art aus, die weder der im Hause herrschenden Trauer, noch ihrer Stellung dem Ratsherrn gegenüber angemessen war. Mit außerordentlicher Zungenfertigkeit stellte sie ihm vor, wie unerhört es sei, einen Betteljungen in sein Haus nehmen, ihn gewissermaßen seines Sohnes Stelle einnehmen lassen zu wollen, und redete sich, durch des Ratsherrn sanfte Beharrlichkeit noch mehr erbittert, in solch heftigen Zorn, daß jener sich endlich gezwungen sah, der häßlichen, für ihn wie für den Knaben gleich peinlichen Szene ein energisches Ende zu machen, indem er die erboste Dame ersuchte, künftighin nicht mehr zu vergessen, daß er Herr im Hause, dessen Willen in diesem und jedem Falle maßgebend sei. Er müsse annehmen, sie wisse nicht, was sie in der Auf=

regung gesprochen, und werde es ihr daher nicht nachtragen. Den Knaben aber wolle er als sein Kind betrachtet wissen, und er werde nicht dulden, daß derselbe je wieder durch ein verächtliches oder unzartes Wort über seines Vaters Unglück, seine Armut gekränkt werde.

Die Dame war langsam zur Besinnung gekommen; sie erkannte an dem ungewohnten befehlenden Ton des Ratsherrn, sie sei zu weit gegangen, so weit, daß offenbar nur noch eine schwache Anreizung fehlte, um den erregten Mann zu dem Gebot hinzureißen, sie möge sein Haus verlassen, wenn sie nicht willens sei, den Knaben gebührlich, wie er es wünsche, zu behandeln. Mochte sie nun ihr Benehmen bereuen oder es für ratsam halten, sich den Anschein davon zu geben — sie stimmte plötzlich einen andern, sehr sanften Ton an, sprach einige Worte der Entschuldigung und drang nun flehentlich in den Ratsherrn, er möge ihr nicht den Kummer bereiten, einen Fremden die Stelle ihres verstorbenen Lieblings einnehmen zu sehen. Doch als der Ratsherr auf seinem Entschluß beharrte und deutlich bekundete, seine Geduld sei völlig erschöpft, ergab sie sich tiefgekränkt und, wie sie beteuerte, mit blutendem Herzen in das Unabänderliche; doch prophezeite sie dem Ratsherrn, er werde diese That bald bitter bereuen, wenn auch die Einsicht, wie recht sie gehabt, zu spät kommen werde. Ob der Junge in eine der Dachkammern gebracht werden solle, oder ob er gar beabsichtige, demselben des Verstorbenen Zimmer einzuräumen?

Die Antwort, welche der Ratsherr auf diese Frage gab,

mußte ihn große Überwindung kosten, denn er zögerte lange damit. Dann aber sprach er ruhig:

„Ja, er soll in Erichs Zimmer wohnen.“

Und um einen abermaligen Widerspruch zu verhindern, nahm er ein Licht und führte selbst den Knaben hinauf in das obere Stockwerk, wo er dem Hausmädchen rief, das mit rotgeweinten Augen herzueilte. Sie hatte oben an der Treppe stehend, mit ähnlicher Entrüstung wie die Dame unten, des Herrn Gebot vernommen, und wenn sie auch nicht wagte, gleich der ersteren ihrer Entrüstung Worte zu geben, so zeigte doch ihre Miene deutlich genug, wie widerwillig sie der freundlich ausgesprochenen Bitte, den fremden Knaben in Erichs Zimmer zu führen und Sorge zu tragen, daß er seine nassen Kleider mit trocknen vertausche, willfahrte. Nachdem der Ratsherr ihr noch eingeschärft, für den jungen Fremdling zu sorgen, wie sie für Erich zu sorgen gewohnt gewesen, ihm das Abendbrot auf das Zimmer zu bringen und ihn dann ruhig sich selbst zu überlassen, sprach er dem Knaben freundlich zu und ging dann wieder in das untere Stockwerk hinab — er fühlte sich doch nicht stark genug, seines Sohnes Zimmer jetzt zu betreten. Er schloß die Thür seines Gemaches hinter sich und überließ sich ganz seinem Kummer. Selbst als das Mädchen an seine Thür klopfte, meldend, das Abendbrot sei bereit, öffnete er nicht, sondern erwiderte nur, er werde heute nicht zum Speisen kommen. Als sie bat, ob sie nicht wenigstens ihm eine Tasse Thee bringen solle, verweigerte er auch das; er wolle nichts zu sich nehmen und ungestört bleiben.

Er bedurfte des Alleinseins, der schmerzgebeugte Mann, nicht nur, um mit dem, was hinter ihm lag, abzuschließen, sondern auch, um die Zukunft zu bedenken, die nicht mehr nur öde und liebeleer vor ihm lag, wie vor einer Stunde noch, sondern auch neuer Sorgen voll; mußte er doch nach der eben stattgehabten Szene befürchten, mit des Knaben Eintritt in sein Haus sei der Friede daraus gewichen.

Nach etwa einer Stunde erhob sich der Ratsherr und ging, um nach dem Knaben zu sehen. Er besorgte, auch Lene, das Dienstmädchen, möge ihm nicht freundlich begegnet sein. Der arme Knabe! Wie wehe mochten ihm die lieblosen Worte, die er vernommen, gethan haben. Seine Besorgnis erwies sich schnell als gerechtfertigt. Lene begegnete ihm auf der Treppe und antwortete auf die an sie gerichtete Frage ziemlich mürrisch, der fremde Junge sitze in Erichs Zimmer, wie der Herr Rat befohlen, aber er scheine selbst zu fühlen — ihre Miene sagte: unbegreiflich, daß der Herr Rat das nicht fühlt! — daß er nicht dahinein gehöre, wenigstens habe er sich nicht von der Stelle gerührt, auch nicht die Kleider, die sie ihm — auf des Herrn Rats Befehl — gebracht, angezogen, noch die Speisen berührt.

Der Ratsherr war nicht in der Stimmung, der Dienerin den ungebührlichen Ton zu verweisen, um so weniger, als doch ihre Thränen unablässig um sein geliebtes Kind flossen, das sie treulich pflegen geholfen. Er sagte ihr ein paar gütige Worte, die ihre Stimmung sichtlich milderten, und hieß sie hinab in die Gesindestube gehen, während er in seines Lieblings Zimmer trat. Der Anblick desselben rief seinen Schmerz

so heftig hervor — doch der fremde Knabe nahm sogleich seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Als derselbe seiner ansichtig ward, stand er schnell auf und sagte hastig:

„Ich will fort von hier, sogleich — ich habe nur gewartet, bis ich Euch danken könnte — Ihr seid gut, o, so gut zu mir gewesen, wie noch niemand — ich will's nie vergessen, nie! Aber bleiben kann ich hier nicht — ich bin ein Bettelkind und gehöre auf die Gasse — ich bringe Schande in Euer Haus, das Mädchen hat's gesagt, und das Fräulein wollte schon sorgen, daß ich so schnell hinausgebracht werde, wie ich hereingekommen —"

Die Stimme versagte ihm. Besorgt blickte der Ratsherr in das todesblasse Antlitz des heftig zitternden Knaben, dessen Augen fieberhaft glänzten; auch seine Hände waren fieberheiß, während der Frost ihn schüttelte.

Der mit Krankheiten in seinem Familienkreise so schwer heimgesuchte Mann erkannte sofort, daß der Knabe krank sei; das ließ alles andere für den Augenblick zurücktreten. In liebreichster Weise redete er ihm zu und suchte sein verletztes Gemüt zu beruhigen, was ihm auch bald gelang. Güte war dem armen Verwaisten etwas nie Gekanntes; sie wirkte wohlthätig, fast betäubend auf ihn. Mechanisch that er, was sein Wohlthäter verlangte, trank den köstlich duftenden Thee, den derselbe ihm reichte, und legte endlich die nassen Kleider ab.

Der Ratsherr brachte in dieser Stunde, als er für den fremden Knaben sorgte, wie für sein eigen Kind, ein schweres Liebesopfer, vielleicht das schwerste seines Lebens. Das mochte

doch auch Lene fühlen, denn sie ging ihm ohne Murren und gutwillig zur Hand, als er sie dieses und jenes zu thun und zu holen beauftragte, und in ihrem Blick lag Mitleid, als sie den Herrn über das Bett des Knaben gebeugt sah, der bald in unruhigen Schlummer sank. Wie so viele Nächte vordem, suchte der Ratsherr auch diese Nacht nicht sein Lager, sondern wachte bei dem Kranken, der in fieberhaftem Schlummer unaufhörlich von dem in seinem Blute schwimmenden Vater phantasierte. Erst am frühen Morgen, als das Fieber nachzulassen schien und der Schlaf des Knaben ruhiger ward, begab sich der Ratsherr in sein Zimmer.

Lene aber, die freiwillig sich erbot, nach dem Kranken zu sehen, schaute ihrem Gebieter kopfschüttelnd nach, der Herr hatte sich doch wohl zu viel zugemutet diese Nacht; er schien ihr gebeugt und hinfällig wie ein Greis.

* * *

Noch jemand im alten Giebelhause hatte die Nacht in heftigen inneren Kämpfen durchwacht, wenn auch denselben weniger edle Ursachen zu Grunde lagen: Fräulein Seefeld. Die Dame hatte zur Zeit, da der Rat sich um seine nachmalige Frau beworben, in dem Elternhause derselben eine Freistatt gefunden, da sie verwaist und gänzlich mittellos war. Des jungen Claudius Besuche auf sich selbst beziehend, hatte sie bereits im stillen sich als dessen Erwählte betrachtet, als seine Verlobung mit der Tochter des Hauses sie plötzlich dieser Täuschung entriß. Obwohl sie nicht die geringste Neigung zu ihm gefaßt — ihr böses, selbstsüchtiges Herz war keiner liebevollen Neigung zu irgend jemand fähig —, fühlte sie sich doch

schwer gekränkt und verwand die Täuschung um so weniger, als es ihr im Laufe der Jahre auch nicht gelang, die gehaßte abhängige Stellung mit der selbständigen einer Ehefrau zu vertauschen. Da starb die Rätin. Sofort richtete sie nun ihre Aufmerksamkeit auf den Witwer, wußte durch zarte Teilnahmsbezeugungen auch die seinige auf sich zu lenken und spann neue Hoffnungen — was damals nicht gelungen, konnte ja noch werden. Und siehe da! Eines Tages erhielt sie von ihm eine Depesche mit der mystischen, verheißungsvollen Anfrage, welche er umgehend zu beantworten bat: „Sind Sie noch frei? Und werde ich Sie morgen Nachmittag zu Hause antreffen?" Diese Depesche versetzte sie in die freudigste Aufregung — natürlich antwortete sie sofort mit „Ja". Wie zufrieden sie war, daß ihre List gelungen! Sie hatte nämlich ihm mitgeteilt, daß sie eine Stellung in einem befreundeten Hause anzunehmen gedenke, und es war klar, daß er sich entschlossen, bevor sie andere Pflichten übernahm, ihr den längst erwarteten Antrag zu machen. Solche Freude konnte sie nicht für sich allein behalten. Sämtliche Basen wurden mit stolzem Triumph von ihrem Glück in Kenntnis gesetzt und stellten sich Nachmittags vollzählig ein, um das Brautpaar sogleich würdig beglückwünschen zu können. Der Ratsherr kommt pünktlich von seinem einige Stunden entlegenen Wohnort an, wird von dem Fräulein allein, glückstrahlend empfangen, während die Basen in festlichen Kleidern und Hauben im Nebengemach Kaffee trinkend und Verlobungskuchen essend der Dinge harren, und nach einer ziemlich langen Vorrede, während welcher der Erwartungsvollen schon ein wenig unbehaglich zu Mute ward,

trägt er harmlos seine Bitte vor: sie möge die Stelle seiner — Haushälterin, die er plötzlich zu entlassen genötigt sei, einnehmen. Daß Fräulein Seefeld durch langjährige Übung in der Heuchelei es zur Meisterschaft gebracht, kam ihr in jenem verhängnisvollen Augenblick zu statten. Es gelang ihr so gut, sich zu beherrschen, daß der Ratsherr ebenso ahnungslos nach Hause zurückkehrte, wie er gekommen. Das Resultat der vernünftigen Erwägungen, welche dem hochflutenden Zorn der Enttäuschten folgten, war, daß sie nächstfolgenden Tages ihre Stellung in des Ratsherrn Hause antrat, und zwar mit dem festen Willen, doch noch Frau Rätin zu werden. Zu dem Zweck mußte sie dem schwerfälligen Rat beweisen, daß sie seinen Kindern die treueste Mutter und die musterhafteste Vertreterin seiner Haushaltung sei — folglich war sie beides. Die liebevolle Sorgfalt, mit der sie ihn und seine Kinder umgab, mußte in einem so seelenguten Manne, wie der Rat, aufrichtige Dankbarkeit erwecken; und während er sie für das aufopferndste, uneigennützigste aller Wesen hielt, weil sie jeden kleinsten seiner Wünsche erriet und nur sein und der Kinder Wohlbefinden als ihre Lebensaufgabe zu betrachten schien, befand sich der Harmlose längst in schwer lösbaren Fesseln, die sich täglich fester schlossen, ohne daß er nur eine Ahnung davon hatte.

Heute zum erstenmal war ein schwacher Strahl der Erkenntnis in diese seine unbewußte Gefangenschaft gefallen, während des Auftrittes, den Fräulein Seefeld des fremden Knaben wegen hervorgerufen; das durfte letztere aus seiner bisher noch nie vernommenen gestrengen Mahnung an seine

hausherrlichen Rechte schließen. Sie hatte in der maßlosen Entrüstung, die sie so unvorbereitet ergriffen, die Unvorsichtigkeit begangen, ihn zu erinnern, daß er einen eigenen Willen und — denselben ungebührlich lange nicht mehr zur Geltung gebracht habe. Sie verhehlte sich nicht, daß diese unzeitige Erkenntnis leicht ihre heimliche, sorgfältige, jahrelange Arbeit, weit schneller als dieselbe gefördert worden, zerstören könne, wenn es ihr nicht baldigst gelänge, den schlimmen Eindruck, den er von ihrem Benehmen mußte empfangen haben, zu verwischen. Vielleicht auch hatte er bereits ihre so ungewohnte Heftigkeit in seiner alle schonenden und alles beschönigenden Güte aus ihrer großen Liebe für den Verstorbenen, der es heftig widerstrebt, einen Fremden an dessen Stelle zu sehen, hergeleitet, nicht aber aus welch immer anderen, am wenigsten unlauteren Gründen. Wie auch hätte er solche argwöhnen können? Sie hatte ja den kurzsichtigen Mann zu überzeugen verstanden, daß ihr Wirken und Sorgen um und für ihn durchaus selbstlos sei — nur so konnte sie ja ihr Ziel erreichen; sie hatte den Charakter des Ratsherrn zu gut studiert, um sich darüber zu täuschen, daß sein Erkennen ihrer Absicht dieselbe aufs entschiedenste vereiteln würde. Sie wußte, daß ihn nichts an sie fesselte, als seine eigene unendliche Herzensgüte, sein völlig blinder Glaube an eine gleiche Güte ihrerseits, Dankbarkeit für ihren aufopfernden Beistand in guten und bösen Tagen und endlich — was sie wohl nicht mit Unrecht für das Entscheidendste hielt — das physische Wohlbehagen, das sie täglich neu ihm durch ihre aufmerksame unermüdliche Fürsorge zu erwecken verstand. Auch nicht die

schwächste Neigung für die freilich unentbehrlich scheinende Fremde hatte neben der reichen Liebe für seine Kinder Raum in seinem Herzen gefunden; jetzt aber hatte er keins mehr zu lieben, so hatte sie gerechnet, und ein so gemütvoller Mann, wie der Ratsherr, mußte sich herzlich an einen Menschen, sei es der fremdeste, anschließen. War es da nicht nächstliegend, daß er sich an sie, die den Platz in seinem Herzen und Hause doch gewißlich sich wohl verdient hatte, anschloß? Sie glaubte, bis auf den letzten Schritt ihr Ziel erreicht zu haben. Es galt nur noch, den geeigneten Moment geschickt herbeizuführen und — zu benutzen; und dazu war diese Trauerzeit die allergünstigste, wo gemeinsames Leid um ihrer beider Liebling den verlassenen Vater und die treue, des Trostes gleich ihm bedürftige Pflegerin mehr denn je aufeinander anwies.

Da plötzlich tritt ein unerwartetes Hindernis auf, der fremde Knabe, den der Ratsherr an Sohnes Statt anzunehmen in einem Augenblick höchster schmerzvoller Ergriffenheit sich gelobt hatte. Wie nun, wenn der Knabe sich des Ratsherrn Liebe erwarb und wirklich ihm Sohn wurde? Dann wäre die Leere seines Herzens ausgefüllt, und sie — sie blieb nach wie vor Haushälterin! Zwar wäre das erstere der unbegreiflichste Widerspruch zu der zärtlichen tiefen Liebe, mit der er an seinem jüngsten und letzten Kinde gehangen; aber war nicht schon der im heftigsten Schmerz gefaßte Entschluß, einen wildfremden Knaben dessen Stelle einnehmen zu lassen, ein solcher Widerspruch? Sie empfand, daß doch etwas in des Ratsherrn, wie in jedes guten Menschen Inneren geborgen lag, daran der Böse nicht reichen kann. Allein so wenig sie fähig

war, sich in einen Seelenzustand zu versetzen, aus welchem allein ein Entschluß, wie dieser, sich entringen konnte, so überzeugt war sie, daß um der Stunde willen, in der dieser Entschluß gefaßt worden, der Ratsherr nun und nimmer demselben untreu werden würde, wenn nicht ein Etwas sich fände, das seine Seele stärker erschütterte, als die Ereignisse des heutigen Tages, und in dieser Erschütterung den edlen Vorsatz wanken machte, vielleicht gar vernichtete.

Und ihr ahnte plötzlich, es werde sich ein solches Etwas finden.

Mit offenem Widerstande richtete sie in diesem Falle am wenigsten aus; aber ein ehrlicher, offener Widerstand war auch ihre Sache nicht; sie war gewohnt, mit den kleinlichen Werkzeugen heimlicher Bosheit, freundlicher List zu arbeiten, und die kaltblütigste Ausnutzung der Schwächen anderer lieh ihr stets hilfreiche Hand dabei. Mittels derselben würde sie auch dem Eindringling den Weg zu dem Herzen des schwachen alten Mannes verschließen und ihn unschädlich machen.

Mit diesem Entschluß, dessen Ausführung vor allem die frömmste Miene zum mißliebigen Spiel erforderte, erhob sie sich vom Lager, kleidete sich an und begab sich mit dem Ausdruck tiefer Bekümmernis, den der Trauerfall bedingte, zu dem Kranken, um denselben zu pflegen und so den Rat am schnellsten zu versöhnen.

Als sie den Vorplatz überschritt, kam eben Lene die Treppe herauf, unter dem Arm ein Bündel Kleidungsstücke und einen länglichen braunen Kasten tragend. Fräulein Seefeld blieb stehen und warf einen fragenden Blick auf das, was jene brachte.

„Sind die Sachen des Jungen, die der Herr gestern Abend aus dem Gasthof zu holen befahl," erklärte das Mädchen, ein freundliches Gesicht ziehend. Sie haßte die Haushälterin, durfte es ihr aber nicht zeigen, wollte sie nicht ihres Dienstes verlustig werden.

Fräulein Seefelds Blick haftete einen Augenblick starr auf dem Kasten und leuchtete dann plötzlich in triumphierender Freude auf. Allein noch bevor das Mädchen diesen Blick gewahren konnte, erlosch derselbe in künstlicher Bestürzung und Besorgnis.

„Um Gotteswillen!" rief sie, auf den Kasten deutend, „was bringen Sie denn da?"

Lene zuckte die Schultern:

„Ja, was ich bringe! War auch nicht schlecht erschrocken!" sagte sie flüsternd. „Aber der Herr hatte befohlen — sie betonte das Wort mit besonderem Nachdruck, weil es so selten war, daß der Herr selbst befahl, was eigentlich sonst nur noch durch den Mund des Fräuleins geschah — alle Habseligkeiten dem Jungen aufs Zimmer zu bringen, auch die ärmlichsten, und dem Wirt die Zeche zu zahlen. Da mußt' ich doch das unselige Ding auch mitbringen; aber ich dächt', 's wär' besser, 's käm' dem armen Herrn nicht vor die Augen."

„Recht, ganz recht, Lene," stimmte das Fräulein eifrig bei. „Es darf ihm nicht vor die Augen kommen. Aber seinem Befehl — auch sie betonte nun das Wort — müssen Sie doch nachkommen. Folgen Sie mir leise, denn der arme Kranke darf nicht aus dem Schlummer geweckt werden; wir

stellen den Kasten in einen Winkel, wo der Herr seiner nicht ansichtig wird.“

Und noch ehe Lene ihr Bedenken über das „nicht ansichtig werden“ äußern konnte, hatte das Fräulein ihr den Kasten aus der Hand genommen und schritt eilig voran, die Treppe hinauf.

Lene wunderte sich über die Sorgfalt, womit sie die Thür öffnete, um jedes störende Geräusch zu vermeiden. „Wird wohl ihre Gründe haben zu der plötzlichen mitleidigen Teilnahme für den „armen Kranken“, dachte sie, und gute gewiß nicht.“

Dann schlich sie sachte hinaus, um ihrer Arbeit nachzugehen.

Lange betrachtete Fräulein Seefeld das schöne Antlitz des Knaben; Mißgunst und Gehässigkeit sprachen aus ihren Zügen; dann überflog dieselben plötzlich ein unschönes Lächeln: sie wandte den Blick nach dem Winkel, wo sie die Habseligkeiten des Knaben niedergelegt, und zwar so, daß die Kleidungsstücke den Kasten verdeckten.

„Ich denke, das wird besser wirken, als meine Bitten,“ lachte sie leise vor sich hin. „Ich weiß, wo Sie verwundbar, sehr verwundbar sind, Herr Rat! Das Schicksal scheint mir Ihnen hier einen gar wunderlichen Streich zu spielen — bin neugierig auf den Augenblick, wo du den Kasten da öffnest, armer Junge!“

* *
*

Eine Woche war vergangen. Alles war allmählich in das alte gewohnte Geleis zurückgekehrt. Erst als die üblichen

Besuche der Teilnehmenden ihr Ende erreicht, zog die öde Ruhe in das Haus, welche die Zurückgebliebenen so traurig an ihren Verlust mahnt. Und doch that dem gebeugten Vater diese Ruhe wohl. Die Beileidsbezeugungen waren ihm diesmal nicht nur schmerzlich, sondern auch peinlich geworden. Man hatte kaum von Erich, vielmehr voll Neugier und Verwunderung von dem Sohne des Selbstmörders gesprochen. Ob es denn wahr sei, daß der Rat denselben an Sohnes Statt anzunehmen gedenke? Das Gerücht hatte im Städtchen fast allgemeine Entrüstung hervorgerufen; einige anerkennende Stimmen konnten nicht durchdringen, wenigstens erreichten sie nicht des Ratsherrn Ohr, während er Mißbilligung, Staunen und Spott aus aller Mienen las und aus Fragen und Bemerkungen deutlich genug vernahm.

Fräulein Seefeld — welche durch ihre sanfte Freundlichkeit gegen den Knaben, zu welcher sie sich in des Rates Gegenwart zwang, diesen längst versöhnt und ihn des unliebsamen Auftritts hatte vergessen machen — unterließ nicht, diese allseitige Entrüstung heimlich zu schüren. Sie wußte, daß die öffentliche Meinung eine gar mächtige Verbündete war, und sie sorgte dafür, daß dieselbe dem Rat seine großmütige Absicht schleunigst und kräftigst verleidete. War er gleich nicht der Mann, der sich durch Ratschläge, Vorwürfe, Spott oder öffentliches Gerede in seinen Entschlüssen beirren ließ, so kostete ihn doch die Festhaltung dieses Entschlusses eine so große Selbstverleugnung, daß er alle Kraft seines wunden Gemütes aufbieten mußte, um nicht wankend zu werden.

Und nun vereinigten sich alle, um ihm die schwere Liebeslast, die ihn um so fühlbarer drückte, je tiefer der Schmerz an seinem Herzen nagte, noch schwerer zu machen. Zwar richtete das Bewußtsein, recht zu thun, ihn auf, aber nicht hoch und stolz, wie sonst; er fühlte, daß seine Kraft in der Todesstunde seines Sohnes gebrochen, daß er den Anforderungen, die sein edles Werk an ihn stellte, nicht mehr gewachsen sei; daß er das Gelübde, welches er in einer aufs äußerste gesteigerten Erregung gethan, nicht mehr aus jener heiligen Überzeugung, sondern nur aus Rechtlichkeit halte. Und zu all seinem Leid fügte nun der, andere so mild, sich selbst aber so streng richtende Mann quälende Selbstvorwürfe.

Fräulein Seefeld durchschaute ziemlich klar, was in der Seele des gebeugten Mannes vorging, aber sie rührte nicht mit tröstendem Zuspruch daran — es schien ja alles so ganz nach Wunsch zu gehen. Und der Ratsherr dankte ihr im stillen diese zarte Schonung; bewies dieselbe doch, daß sie die einzige war, die ihn verstand.

* *
*

Es war am achten Tage nach seinem Eintritt in seines Wohlthäters Haus, als Armin zum erstenmal das Bett verlassen hatte und, da er allein war, begann, die einzelnen Gegenstände im Zimmer, die während seines Krankseins ihm besonderes Interesse erweckt, näher anzuschauen. Noch scheu und unsicher fühlte er sich in dem wohnlichen Raume; noch konnte er nicht glauben, er solle immer hier bleiben, nicht mehr hungern und frieren, wozu er nicht selten gezwungen gewesen; noch wirkte das Entsetzen über des Vaters Ende

und was demselben gefolgt war, in seiner Seele ängstigend nach — aber die neuen Eindrücke, das gute, milde Wesen des Ratsherrn und das kaum mehr gekannte Gefühl des Geborgenseins übten doch bereits einen besänftigenden und neu belebenden Einfluß auf sein empfängliches Gemüt. Manchmal, während er wachend auf seinem Bette geruht, war ihm gewesen, als habe er alle die Schrecknisse, die bittere Not, die er erfahren, nur geträumt. Es tauchten in dieser Umgebung Erinnerungen aus seiner frühesten Kindheit auf, wo auch alles um ihn her so sonnig und wohlig erschienen, wo er auf einem weichen Lager, gleich diesem, geruht und so gern in ein helles Kaminfeuer geschaut und dem Knacken und Singen der Holzscheite gelauscht. Auf dem Sims hatten Figuren gestanden — wie hier auch — er sah sie deutlich vor sich: zwei vergoldete Porzellanfiguren, ein Mann in schön gemaltem Wams, Mantel und Federhut, auf einer Guitarre spielend, und ein Mädchen, Blumenkränze windend. Er erinnerte sich, wie er den Vater geplagt, ihm eine Guitarre zu kaufen.

Plötzlich traf der Blick des im Zimmer umherwandelnden Knaben das Bündel, welches Fräulein Seefeld am Morgen nach seiner Ankunft in den Winkel neben den schönen, alten, reich mit Schnörkeln verzierten Bücherschrank gelegt. Hastig hob er die Kleidungsstücke empor und stieß einen leisen Schrei freudigster Überraschung aus: der böse Wirt hatte nicht seine Drohung wahr gemacht, hatte ihm nicht das einzige genommen, das er besessen, das letzte Kleinod aus einer längst vergangenen glücklichen Zeit, daran er mit der ganzen leidenschaftlichen Liebe seines Kinderherzens — die ja niemand

begehrte — gehangen, um das sich zu erhalten er willig gehungert, das selbst in seinen bösesten Stunden der Vater ihm zu nehmen nicht übers Herz gebracht: seine Geige. Mit zitternden Händen öffnete er den Kasten, nahm die verblaßte Seidendecke von dem Instrument ab und forschte, ob auch wirklich dasselbe unversehrt sei. Er begann zu stimmen und dann zu spielen. Erst leise, ganz leise zitterten die Klänge des schönen Instrumentes durch das stille Gemach; es war kein kunstvolles, geschultes Spiel, aber ein ergreifender Ton, ergreifend und seelisch wie des Knaben Angesicht, schwermutvoll wie sein düsterer, jetzt seltsam leuchtender Blick. Immer herrlicher sang die Geige, immer voller und klarer durchzogen die Klänge das stille Trauerhaus; nie hatte ihr Ton so schön geklungen, nie, so dünkte ihn, hatte er seine Geige so geliebt, wie eben jetzt — da wurde hastig die Thür aufgerissen: der Ratsherr stand auf der Schwelle. Bleich, wortlos starrte er den mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen dastehenden Knaben an; abwehrend, heftig streckte er die Hand gegen ihn aus, mühsam nach Atem ringend und zu sprechen versuchend. Aber nur unartikulierte Laute brachen von seinen Lippen; er wankte und sank besinnungslos in die ihn stützenden Arme des Hausmädchens, das, wie auch Fräulein Seefeld, die Geigenklänge eiligst herbeigezogen.

Als sie nun den Ratsherrn in sein Zimmer brachten, folgte ihnen Armin schüchtern und noch bebend von dem jähen Schrecken. Was war seinem Beschützer geschehen? Starb er auch? Warum hatte er ihm so heftig abgewehrt? War er gar schuld an der Aufregung, in welcher er den alten Mann ein-

treten sah? Was aber hatte er gethan? Gespielt! Durfte er hier nicht spielen? Und weshalb nicht?

Anfangs unbeachtet von der sich eifrig um den Bewußtlosen bemühenden Haushälterin, stand er unschlüssig und ratlos da; plötzlich aber bemerkte sie ihn, als sie nach der Thür stürzte, um zu sehen, ob denn Lene noch nicht mit dem Arzte, den sie zu holen fortgelaufen, zurückgekommen. Heftig ergriff sie den Knaben am Arm und schob ihn aus dem Zimmer, ihn schüttelnd und schmähend, er sei an dem Unglück schuld, mit seinem Geigenspiel habe er den guten Herrn ums Leben gebracht; und dabei weinte und jammerte sie laut.

Nachdem sie den „Bettelbuben" in sein Zimmer mehr gestoßen als geschoben und die Thür heftig hinter ihm zugeschlagen, eilte sie wieder die Treppe hinab und traf auf dem Vorplatz den Arzt. Lene hatte ihn glücklicherweise in seiner ganz nahe gelegenen Wohnung anwesend gefunden und ihm bereits den Hergang erzählt.

Dr. Hagen war ein freundlicher, phlegmatischer Mann, der nicht leicht sich aus der Fassung bringen ließ und auch in den dringendsten Fällen nie einen Schritt schneller, als ihm bequem, zu gehen pflegte, was ihm nun freilich hinsichtlich seines ungewöhnlichen Körperumfanges nicht übel zu nehmen war. Heute aber beeilte er sich doch und ächzte fast von der ungewöhnlichen Anstrengung. Daß der Ratsherr die Thorheit, sich einen fremden Waisenknaben ins Haus zu holen, mit einem Schlaganfall, den die Aufregung über dessen Spiel hervorgerufen, büßen sollte, that ihm doch leid, wie rücksichts-

los er jene „Thorheit“ auch verdammt hatte, als er des Ratsherrn Bitte, nach seinem Schützling zu sehen, ziemlich unwirsch nachgegeben.

„Hätte lieber gleich dableiben sollen,“ murrte er, während Fräulein Seefeld ihm in heftigster Aufregung wiederholte, wie es sich zugetragen; „’s vergeht ja doch kein Tag, an dem Ihr mich hier nicht braucht.“

Als sie eintraten, kehrte dem Ratsherrn bereits die Besinnung wieder und Dr. Hagen konnte zu Fräulein Seefelds aufrichtiger Freude und Beruhigung einen nur leichten Anfall feststellen, der keine schlimmen Folgen zurücklassen werde.

„Aber sorgen Sie dafür, daß dem Mosje Thunichtgut da oben das Fiedeln untersagt wird,“ bemerkte er beim Fortgehen; „für einen zweiten Fall möchte ich nicht einstehen.“

Das Fräulein ballte im Zorn die Hände nach der Richtung, wo des Knaben Zimmer lag, als der Doktor den Rücken gewandt, und murmelte halblaut Verwünschungen. Sie hatte ja Ähnliches kommen sehen, als sie den Geigenkasten erblickt, hatte gehofft, die ersten Klänge, die voraussichtlich unvorbereitet des Ratsherrn Ohr träfen, würden das Etwas sein, das ihn bis ins Innerste der Seele treffen, ihn vielleicht reizen würde, in einer Erregung gleich jener, in der er sich des Knaben angenommen, ihn gehen zu heißen. Daß aber die Erschütterung eine so gewaltige sein, daß sie ihm das Leben kosten könnte, hatte sie nicht bedacht. Sie zitterte noch bei dem Gedanken daran. Wenn der Ratsherr starb — was würde dann aus ihr? Sein Vermögen fiel an seinen einzigen in Amerika lebenden

Verwandten, und sie? Sie mußte sich eine andere Stellung als Haushälterin suchen. Und das wäre das Ende ihrer stolzen Pläne!

* * *

Armin stand inzwischen noch immer wie betäubt an der Thür und grübelte über das Geschehene. Begriff er gleich nicht, wie sein Spiel schuld an des Ratsherrn Unfall sein konnte, so hatte er doch aus den Schmähungen des Fräuleins verstanden, daß es der Fall. Traurig legte er nun seine Geige in den Kasten zurück und stellte diesen in den Winkel; das Fräulein hatte ihm ja mit solch bösen Worten verboten, sie je wieder anzurühren. Den Kopf in die Hand gestützt, stand er am Fenster, traurig sinnend ins Leere schauend.

Plötzlich lenkte etwas, das sich am Fenster des gegenüberliegenden Hauses bewegte, seine Blicke dorthin. Ein kleines Mädchen stand dort und suchte, indem sie ihre große Puppe hin- und herschwenkte, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Als ihr das gelungen, öffnete sie, auf das Fensterbrett steigend, eine Luftscheibe und rief etwas herüber. Nun öffnete auch Armin sein Fenster und vernahm von heller Stimme, die zwar vorsichtig gedämpft, aber doch deutlich über den schmalen, die beiden Häuser trennenden Hof klang, die Frage:

„Bist du der fremde Junge?"

Armin nickte.

„Komm doch 'mal zu mir herüber!"

Armin schüttelte den Kopf.

„Gehst durch den Hof und das Pförtchen da," beschrieb nun die Kleine, „dann brauchst du nicht über die Straße."

Als Armin keine Antwort gab, fuhr sie fort: „Willst nicht?“ Und als käme ihr plötzlich ein richtiger Gedanke, setzte sie hinzu: „Ach so, du bist wohl noch krank? Warte, ich komme zu dir!“

Weg war sie vom Fenster und als Armin das seinige schloß, weil ihn die naßkalte Herbstluft durchschauerte, sah er sie, in ein blaßrotes Tüchlein gehüllt, die Puppe im Arm, eiligst über den Hof laufen, und eine Minute später klinkte sie die Thür seines Zimmers auf, als sei sie hier ganz zu Hause. Zwar schien sie nun doch ein wenig verlegen dem fremden Jungen gegenüber, der kein Wort sprach, sondern nur mit seinen großen dunklen Augen sie unverwandt anschaute, als habe er noch nie ein kleines Mädchen gesehen. Bald aber überwand sie diese, ihr sonst ganz fremde Verlegenheit und begann in einer reizend naiven Art zu plaudern und zu fragen, indem sie den „fremden Jungen“ auch ihrerseits einer genauen Prüfung unterwarf. Sie erzählte, daß der Doktor, der soeben zum Ratsherrn gerufen und der auch ihn wieder gesund gemacht, ihr Vater sei, und ihre Mutter schon lange tot; daß sie und Erich täglich zusammen gespielt und daß letzterer ein sehr guter Junge gewesen sei. Doch schien dessen Tod nicht einen sehr tiefen Eindruck auf ihr kleines Herz gemacht zu haben, oder der fremde Junge nahm ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß der Gedanke an Erich davor zurücktrat. Dann fragte sie ihn lebhaft aus nach dem, was sie freilich schon zu wissen schien: nach seinem Vater, wie derselbe gestorben, warum er sich totgeschossen, wo er, Armin, herkomme

und ob es ihm hier gefalle. Endlich aber versiegte doch der Redestrom der Kleinen und fast ärgerlich sagte sie:

„Aber du thust ja den Mund gar nicht auf! du scheinst nichts zu können als Nicken und Kopfschütteln — sprich doch!“

Ein flüchtiges Rot färbte Armins bleiches Antlitz.

„Weißt du, was den Ratsherrn krank gemacht hat?“ fragte er plötzlich.

Die Kleine nickte überlegen.

„Ja wohl weiß ich das: du hast Geige gespielt und da hat er vor Schreck einen Schlaganfall gekriegt — zeige mir doch deine Geige 'mal! Kannst du eben so schön geigen, wie Erich?“

In Armins Seele dämmerte leises Verständnis auf.

„Erich! Hat Erich auch Geige gespielt?“ fragte er hastig.

Die Kleine schien sehr zufrieden, daß der schweigsame Junge endlich „den Mund aufthat“. Sie zog ihr Tüchlein von den Schultern, wickelte die Puppe hinein und sagte dann, die blonden Locken zurückschüttelnd, mit wichtiger Miene:

„Natürlich hat Erich Geige gespielt — weißt du denn das nicht? Weißt du,“ fuhr sie leiser und geheimnisvoll fort, alles ausplaudernd, was sie den Papa und Käthe, ihre treue Wärterin, das eine und andere Mal über diesen Gegenstand sagen gehört, „weißt du, Erich sollte ein Künstler werden, hatte sein Vater gewollt, weil er so schön spielen konnte. Aber dazu mußte er sehr viel lernen, und da hat er denn so lange geübt, bis er krank wurde und starb. Käthe sagt, er wäre doch gestorben, weil er immer kränklich war; aber Papa sagt, er hätte noch lange leben können, wenn er sich nicht

krank gespielt hätte, und Papa muß das doch wissen. Er sagt, nun mache sich Papa Claudius Vorwürfe und gräme sich, daß er schuld sei an Erichs Tod. Papa hat ihm das nun freilich ausgeredet, aber Käthe sagt, im stillen gräme er sich doch. Nun kommst du und fängst auch zu geigen an, und da hat ihn der Schlag gerührt."

Als die Kleine geendet und keine Entgegnung erhielt, setzte sie sich mit ihrer Puppe auf einen Schemel und spielte still für sich, wie sie es zu thun gewohnt, wenn Erich geigte oder Aufgaben machte und sie ihn nicht stören durfte. Doch ließ sie Armin nicht aus den Augen und wunderte sich nicht wenig, daß derselbe wie träumend in die Kaminflamme starrte und sie ganz zu vergessen schien. So in den Tag hineingeträumt hatte Erich nie — woran er nur denken mochte? Ein merkwürdiges Gesicht hatte er. Er war kleiner als Erich, aber er sah viel älter aus. Papa hatte gesagt, das käme von den finsteren, traurigen Augen — ob der arme Junge immer so traurig aussah? Aber das war doch eigentlich gar sehr langweilig! Erich hatte immer ein Wort für sie gehabt, auch im eifrigsten Arbeiten und Spielen. Der würde doch kein so guter Spielgefährte werden! Das war recht schade! Sie hatte sich schon lebhaft auf den fremden Jungen gefreut und war so neugierig gewesen, ihn zu sehen, da alle so viel über ihn gesprochen hatten, und nun fühlte sie sich gar nicht wohl in seiner Nähe. Des Doktors redseliges Töchterlein war auch stumm und nachdenklich geworden.

In Armins Seele hatte ein Wort einen halb erstickten Funken zur Flamme entfacht: „Erich sollte Künstler werden,

weil er so schön spielte!“ O, wie er wünschte, immer gewünscht hatte, schön spielen zu lernen, ein Künstler zu werden! „Unsinn,“ hatte der Vater stets erwidert, wenn Wunsch und Bitten sich ihm auf die Lippen gedrängt. Hart und teilnahmlos hatte er dieses glühende Verlangen in des Knaben Seele zu ersticken versucht, indem er, nicht an dessen ungewöhnliches Talent glaubend, seine Weigerung begründete, er besitze kaum die Mittel zum Lebensunterhalt, geschweige denn für solchen Luxus, wie Musikunterricht, mittels dessen er doch nur ein mittelmäßiger Stümper werden würde. Auch auf Fremder Rat, die hier und da den Knaben zufällig spielen hörten und ein bedeutendes Talent zu erkennen glaubten, hörte der geistig abgestumpfte Mann nicht; er empfand nur noch Überdruß, Ekel gegen alles, was das Leben ihm ehedem begehrenswert hatte erscheinen lassen, und in seiner stets wachsenden Erbitterung ward er immer fühlloser und gleichgültiger gegen andere, gegen seines armen Kindes Wohl und Wehe.

Armin aber lernte früh, alles, was sein tief und heftig empfindendes Gemüt bewegte, in sich zu verschließen; denn des Vaters alles verneinende, alles in den Staub der Nichtigkeit ziehende, alles, wofür der Knabe sich begeisterte, woran seine Seele erglühte, herb verspottende Verachtung verletzte ihn unsäglich, fast so unsäglich, wie ihn dieses brennende, ungestillte Verlangen nach der Kunst marterte. Zwar hinderte der Vater ihn nicht, zu geigen, ja im Widerspruch zu dem Gesagten hatte er selbst in der bittersten Not es nicht übers Herz gebracht, die Geige zu veräußern; und am Abend vor seinem Ende, als er den Knaben einige Familienpapiere verwahren

hieß für den Fall seines plötzlichen Todes, worauf der Knabe, wie von einer Ahnung ergriffen, ihn flehentlich gebeten, nicht von seinem Tode zu sprechen, da hatte der Unglückliche, seine Hand segnend auf seines Kindes Haupt legend, weich und traurig erwidert: „Du bedarfst meiner nicht, Armin, — du hast ja deine Geige!“ Alles, was der Knabe mit und durch den Vater gelitten, wich zurück vor der Erinnerung an diesen Augenblick, der erst nach dem in der Nacht erfolgten Selbstmorde eine so schwere Bedeutung für ihn erhalten. Und wie er dessen nun gedachte, ergriff der Schmerz ihn aufs neue so heftig, daß er schluchzend sein Gesicht in den Händen barg.

Das kleine Mädchen war äußerst betroffen und spürte die Neigung, mitzuweinen. Ihre Puppe lag längst auf dem Fußboden; sie hatte dieselbe über den stummen traurigen Jungen vergessen.

Armin sann, den Kopf in die Hände gestützt, ohne ihrer zu achten weiter. „Du hast ja deine Geige,“ hatte der Vater gesagt — was half ihm denn seine Geige? Wohl sagten fremde Leute, er habe Talent; auch war er glücklich, wenn er geigte; aber er war doch alt genug, um zu fühlen, daß er, gleich Erich, tüchtig studieren müsse, um ein Künstler zu werden. Und wie sollte er das werden! In seines Wohlthäters Hause würde er noch unglücklicher sein, als er bei dem Vater gewesen, denn hier durfte er nicht einmal geigen; das böse Fräulein hatte ihm die schwerste Strafe angedroht, wenn er je wieder das Instrument anrühre.

Und der gute Ratsherr, würde der es ihm gestatten? Das durfte er nicht hoffen, nun er wußte, was den Schlag=

anfall des alten Mannes herbeigeführt. Würde derselbe je ohne gleiche schädliche Aufregung den Klang seiner Geige hören können, da er das Geigenspiel für die Ursache zu Erichs Tod hielt? Nein, so gewiß nicht, wie er nie, nie den Knall einer Pistole würde hören können, ohne voll Entsetzen des schrecklichen Endes seines armen Vaters zu gedenken. Er mußte den Ratsherrn bitten, ihn gehen zu lassen, denn ohne seine Geige würde er sterben, dachte er. Aber wäre das nicht Undank gegen den, der sich seiner im tiefsten Elend so liebevoll angenommen? Er wußte es nicht; er wußte nur, daß er sehr unglücklich sei und daß er wünschte, der Vater hätte ihn mit hinweggenommen aus dem Leben, das wie bisher so auch ferner für ihn nur Leid bringen werde.

Da rührte ihn leise ein weiches Händchen an, und als er aufblickte, schauten ihn ein Paar tiefblaue Augen aus einem süßen Kindergesicht an, und diese Augen standen voll Thränen.

„Warum weinst du?“ fragte Armin, erst jetzt wieder des Kindes Anwesenheit sich erinnernd, bestürzt.

„Ich weiß nicht,“ lautete die zögernde Antwort. „Du weinst ja so bitterlich, und da mußte ich mit weinen.“

Und mit einem noch halb weinerlichen, halb schelmischen Lächeln bat sie:

„Sei doch nicht so traurig; es soll dir schon gut bei uns gefallen, wenn wir uns nur erst besser kennen. Papa Claudius ist so gut; er wird mir erlauben, mit dir zu spielen wie mit Erich; und dann hilfst du mir bei meinen Aufgaben und dafür sitze ich ganz stille, wenn du deine machst; und Sonntags gehen wir nach dem Friedhofe und bringen Erich Blumen

und deinem Vater auch. So lange du noch nicht ausgehen kannst, komme ich zu dir; aber nachher mußt du auch zu mir kommen und meinen Vogel sehen und —“

„Wie heißt du?“ fragte jetzt Armin; seine Augen hatten unverwandt auf dem lieblichen Antlitz der kleinen Schwätzerin geruht und, ihm selbst unbewußt, war ein Lächeln über seine Züge geglitten, das nun einen hellen Widerschein auf des Mädchens Antlitz hervorrief. Froh ihres kleinen Sieges, rief sie: „Erna heiß' ich!“ horchte dann auf eine vom Hofe heraufschallende Stimme, die ihren Namen rief, zog das blaßrote Tüchlein mit einem erklärenden: „Sonst schilt Käthe“ um die Schultern, nahm ihre Puppe vom Boden auf, nickte ihm nochmals fröhlich zu, und fort war sie.

* * *

Des Doktors Ausspruch erwies sich als richtig. Der Ratsherr genas bald und der Schlaganfall hinterließ keine bösen Folgen, keine sichtbaren wenigstens. Wohl war der Rat nicht mehr der körperlich rüstige, geistesfrische Mann — doch diese Veränderung war nicht allein von dem Schlaganfall herzuleiten, vielmehr aus dem untröstlichen Schmerz über den Verlust seines Kindes und wohl aus den quälenden Selbstvorwürfen hinsichtlich dieses Verlustes, die an seiner Lebenskraft zehrten.

Was Erna ihrem neuen Freunde heimlich mitgeteilt — das ganze Städtchen flüsterte es sich laut zu. Der Ratsherr maß sich selbst die Schuld an dem Tode seines Sohnes bei, indem er dessen krankhaften Eifer bei der Erlernung des Geigenspiels trotz des Arztes Mahnung nicht zu mäßigen versucht,

sondern, der steten Versicherung des Knaben, er fühle sich wohl und kräftig, glaubend, und von dem lebhaften Wunsche beseelt, dessen großes Talent künstlerisch auszubilden, ihn selbst zu unermüdlichem Vorwärtsstreben angespornt und gegen die unvermeidlichen Folgen, die selbst fremde Augen nahen sahen, blind gewesen, bis es zu spät war.

Vergeblich war nun der tröstende Zuspruch des Doktors und anderer wohlmeinender Freunde; vergeblich auch Fräulein Seefelds — jetzt aus Sorge um sein Leben halb ehrliche — Bemühungen, und gleich vergeblich sein eigenes Bestreben, seine Seele von diesem herben Vorwurf zu befreien, der langsam und heimlich den Schmerz in Gram verwandelte.

Als an jenem Morgen, da er eben wieder gegen diesen sich seiner immer mehr bemächtigenden Vorwurf gekämpft, der erste Ton von Armins Geige an sein Ohr gedrungen, war ihm gewesen, als habe dieser Ton etwas in seinem Innersten zerrissen, das nie mehr heilen könne. So sehr er sonst das Geigenspiel geliebt, so unertragbar war es ihm jetzt. Obwohl er noch an demselben Tage Armin zu sich beschieden und ihm das Versprechen abgefordert, nie mehr die Geige zu berühren, verfolgte ihn doch die stete Angst, der Knabe könne seines Versprechens uneingedenk sein und der Versuchung erliegen. Und obenein sagte er sich, er begehe an Armin ein schwer zu verantwortendes Unrecht. Fräulein Seefeld hatte ihm die Geige wegnehmen wollen, wohl sehend, daß er, nur dem Zwange sich fügend und des Widerspruchs ungewohnt, das Versprechen gab. Da aber hatte Armin so flehentlich, so außer sich gebeten, man möge ihn fortlassen, unverzüglich; er wolle lieber

auf der Landstraße Hungers sterben, als sich von seiner Geige trennen, so daß das Fräulein sie ihm gelassen, um dem Ratsherrn weitere Aufregung zu ersparen. Es war ein bitteres Geschick, und es schien dem sich Härmenden wie eine grausame Strafe für sein an dem Sohne begangenes Unrecht, daß der junge Fremdling das gleiche Talent, die gleiche Leidenschaft für Musik besaß, die jenen getötet. Und wenn er aus Schwäche für den geliebten Sohn gegen diesen eine nie zu tilgende Schuld auf seine Seele geladen, so beging er nun aus Schwäche gegen sich selbst eine gewiß gleich große gegen den armen Knaben, der nichts auf der Welt besaß noch liebte, als seine Geige; der vielleicht berufen war, dereinst ein großer Künstler zu werden — seine Erregung, als Fräulein Seefeld ihm die Geige nehmen wollte, war kein kindisch eigensinniger Trotz, der lieber ein Spielzeug zerbricht, als es aus den Händen gibt, gewesen; das hatte mit fast erschreckender Gewalt sich aus der tiefsten Tiefe seiner Seele losgerungen, und es hatte in jenem Augenblick, als der Ratsherr in des Knaben düster leuchtende, wunderbar schöne Augen geblickt, ihn leise gemahnt: aus diesen Augen leuchte eine Seele, die des Genius heiligender Hauch geweiht.

Er versuchte, versuchte redlich, die Schwäche zu besiegen, die, um sich selbst zu schonen, den Unschuldigen unverantwortlich wollte büßen lassen. Allein er erlag jedem solchen Versuche. Diese Unfähigkeit, dem ihn dann überwältigend erfassenden Jammer Widerstand zu leisten, um gut und gerecht zu handeln, und die ihn tief beunruhigende Beschämung über diese Unfähigkeit nahmen ihm allmählich nicht nur jede Freude

an seinem guten Werk, sondern auch den Seelenfrieden hinweg. Dann suchte er wohl sich zu überreden, Armins wieder und immer wieder in Worten und noch beredterem Blick ausgesprochene Bitte, die erst schüchtern und dann immer dringender zum Ausdruck kam, ihn mit seiner Geige ins Weite ziehen zu lassen, sei nicht die zwingende Sprache des Genius, der die Fesseln doch früher oder später gewaltsam brechen würde, sondern Armin nehme ein bißchen Liebe zur Musik nur zum Vorwand, sich aus der ihn beengenden und drückenden Lebensweise in seinem Hause, wo strengste, ihm ungewohnte Ordnung herrschte, zu befreien. Es sei das Wanderblut, das ihm nicht Ruhe lasse, redete Fräulein Seefeld dem Ratsherrn beständig vor; in wessen Adern das rolle, der sei für einen rechtlichen, zufriedenen Bürger verloren. Sie stichelte und bearbeitete das kranke Gemüt des unglücklichen Mannes unablässig, ihm ratend, Armins Wunsch nachzugeben, ihn ziehen zu lassen; es werde doch nichts besseres als ein musizierender Vagabund aus ihm, trotz allem, was der Ratsherr an seine Erziehung wende. Doch ihn von sich zu lassen, verweigerte der letztere entschieden. Ob er wirklich den Knaben so lieb gewonnen, hätte er in dem steten Widerstreit seiner Empfindungen selbst kaum zu sagen gewußt. Aber in eben diesem Widerstreit, der gleich fühlbar, wie der Gram, an ihm zehrte, suchte er nach einem Halt, nach einem festen, ihm Sicherheit leihenden Entschluß und er glaubte, den rechten zu finden, indem er seinem Worte streng getreu blieb und Armin erzog, wie er seinen eigenen Sohn würde erzogen haben.

Wohl sagte er sich, daß er auch außerhalb seines Hauses

diese Erziehung zu seinem eigenen und Armins Besten konnte vollenden lassen und zugleich dessen heißen Wunsch erfüllen, ohne selbst dadurch seinen Schmerz zu nähren. Aber seltsam, er wies diese so einfache Lösung, trotzdem er fühlte, es sei die einzig rechte, mit krankhafter Hartnäckigkeit von sich, um so hartnäckiger, je mehr er unter dem traurigen Seelenkampfe litt. Die Selbstanklagen wurden zur Selbstquälerei. Der klare, geistige Blick wurde durch das tiefe Seelenleiden getrübt. Er meinte, nicht Armins wegen wünsche er, denselben aus seinem Hause zu entfernen, sondern nur um seiner selbst, um seiner inneren Ruhe willen; und da er sich längst beredet, alles, was er durch den an dem Grabe seines Sohnes an sein Herz genommenen Knaben litt, sei des Schicksals furchtbare Strafe für seine Schuld an dem ersteren, den er um eines Nichts willen — wie ihm die ehedem angebetete Kunst nun scheinen wollte — geopfert, so scheute er sich, diese gerechte Strafe selbst zu erleichtern, wähnend, nur durch standhaftes stilles Ertragen derselben könne er sich endlich mit sich selbst versöhnen und werde es dann über sich gewinnen, des Knaben gerechtem Verlangen nachzugeben. Er sehnte sich verzehrend nach dieser Versöhnung, denn er fühlte, sein Leben gehe langsam zur Neige.

Auch Armin litt unsäglich, und je mehr, je älter er ward. Fräulein Seefeld hatte so ganz unrecht nicht, wenn sie sagte, es rolle Wanderblut in seinen Adern — aber Künstler-, kein Vagabundenblut. Sein Geist strebte aus der Unfreiheit, die ihm in der peinlich kleinlichen Anschauungsweise seiner Umgebung die Schwingen lähmte; seine Seele verlangte mit

immer mächtiger erglühendem Sehnen nach — Musik; sein äußerst empfindsamer Stolz empörte sich, immer schwerer zügelbar, gegen die erniedrigende Behandlung, die er, sobald der Ratsherr nicht zugegen, von Fräulein Seefeld erdulden mußte; sein Gemüt ward stetig düsterer und reizbarer durch die heimlichen empfindlichen Kränkungen, mit denen sie es beständig verletzte, bis aus dieser Reizbarkeit bitterer Haß erwuchs.

Fräulein Seefeld hatte längst einsehen müssen, ihr Bemühen, den Ratsherrn zu bewegen, daß er Armin fortschicke, sei erfolglos und werde es bleiben; und da es ihr nicht gelang, ihm zu schaden, ihn aus ihrem Wege zu räumen, wollte sie wenigstens ihn quälen, so viel es in ihrer Macht stand — vielleicht auch hoffte sie, ihn dadurch zu einem verzweifelten Entschluß, zum heimlichen Davonlaufen, zu drängen; dann mußte sich der Rat ein für allemal von dem Undankbaren lossagen. Sie vergiftete des Knaben Leben, wie eben ein böser Mensch, der stärkere, einem guten, dem schwächeren, das Leben vergiften kann; mit jedem Worte, jedem Blick, jeder Gebärde — mit jedem Atemzug!

„Sie mordet mich!" rief der leidenschaftliche Knabe einst in zornigster Verzweiflung, als er der kleinen Erna sein übervolles Herz ausschüttete, „sie mordet mich!"

Es gibt einen groben und feinen Mord. Der erstere ist strafbar vor Gott und den Menschen, der letztere vor Gott allein; der eine tötet den Leib, der andere die Seele, und der feine Mord ist aller Verbrechen niedrigstes und feigstes. Der grobe Mord setzt selbst in dem Verworfensten zum mindesten persönlichen Mut voraus, welchen schon die hinter dem Ver-

brechen stehende weltliche Strafe bedingt, wenngleich er dieser gegenüber nicht immer standhält; der feine Mord aber wird verübt unter dem Schutze weltlicher Straflosigkeit, nicht mit dem schneidigen Dolch, nicht mit schnelltötender barmherziger Waffe, sondern mit all den heimlichen, den Augen der Welt meist unsichtbaren Folterqualen, welche Bosheit erfinden, welche Selbstsucht, Herzlosigkeit, Haß oder Rachsucht eine arme an sie gefesselte Menschenseele können erdulden lassen. Und die Bosheit ist des feinen Mordes liebstes Werkzeug. Bosheit aber war der vorherrschendste Trieb in Fräulein Seefelds niedriger Seele, und zwar bewußte Bosheit, die aus dem ihrem Opfer verursachten Schmerz ihre vergiftende Nahrung zieht; die ihr Opfer quält um keines Nutzens, keines andern Zweckes als der Freude am Quälen willen. Jede Schwäche, jedes Irren ist menschlich, und die Leidenschaften, die mehr oder weniger in eines jeden Menschen Seele verborgen ruhen, können durch unzählige innere oder äußere Einflüsse geweckt, veredelt, geläutert — oder gefährlich mißleitet, unheilbringend entfesselt werden, zu den höchsten Thaten, wie auch zu den verabscheuungswürdigsten Verbrechen führen; stets aber, auch im letzteren Falle, sind sie auf rein Menschliches, in der Natur des Menschen begründetes, oder aus ihr zu erklärendes Irren zurückzuführen. Bewußte Bosheit aber ist nicht menschlich — dem großen Geiste der Natur sei Dank dafür! — sie ist eine Geburt der Hölle, und zwar ihre fluchwürdigste.

Das Wehethun war Fräulein Seefeld nicht nur eine Freude, sondern auch ein unentbehrliches Lebensbedürfnis. Und nicht nur Armin, alle hatten von ihrer Bosheit zu leiden,

ausgenommen der Ratsherr, welchen sie, wie auch dessen Kinder, von Anbeginn so sehr für sich einzunehmen gewußt, daß niemand es je gewagt, sie bei ersterem anders als sehr schüchtern anzuklagen, was der Ratsherr, der ungern Böses von anderen glaubte und überdies von der Beschuldigten nur das Lobenswerteste sah, als Verleumdung streng zurückgewiesen. Und da die furchtsamen Kläger obenein aufs empfindlichste fühlen mußten, wie das Fräulein sich zu rächen wußte, wagte bald nicht einer mehr, ihrer Bosheit sich auszusetzen; denn sie wußte jeden an seiner verwundbarsten Stelle zu treffen und ihre böse Zunge stiftete viel Unheil. Ein jeder haßte die Haushälterin, aber ein jeder fürchtete sie gleich sehr; ein jeder wünschte ihr im Herzen all das Schlimme, das sie redlich verdiente, aber ein jeder war sorgfältig bedacht, sie das nicht merken zu lassen. Nichts gewährte dem Fräulein größere Freude, als dies allseitige, oft recht sichtbar mißglückende Bemühen, ihr mit höflicher Zuvorkommenheit, freundlicher Vertraulichkeit, oder gar unterwürfiger Schmeichelei zu begegnen.

Man verdammte den Ratsherrn wegen seiner Blindheit gegen die Unwürdigkeit seiner Haushälterin, aber keiner hatte den Mut, ihm mit kühner Hand die Binde von den durch übergroße Gutmütigkeit geschwächten Augen zu nehmen, ihn sehen zu heißen. Vielmehr trug jeder sein Teilchen Schuld an dieser Blindheit; denn den mächtigen Einfluß, den Fräulein Seefeld auf den Ratsherrn übte, kennend, fürchteten alle, wenn — wie voraussichtlich — es doch nicht gelänge, ihn zu überzeugen, durch diesen ihren Einfluß seine Gunst, Freundschaft,

Liebe oder sein Vertrauen einzubüßen. Und so gaben die Guten und Besten der niedrigen Kreatur auch noch die Berechtigung, sie zu mißachten und in dem Bewußtsein, den ganzen Kreis, in welchem der Ratsherr sich bewegte, zu beherrschen, den sich also beherrschen Lassenden ungestraft Hohn bieten zu dürfen. Daß die Schlechtigkeit so wenige offene, mutige Gegner hat, die, ihre Krallen nicht fürchtend, ihr die Heuchlerlarve vom mißgestalteten Antlitz reißen und es beherzt der Welt bloßstellen — das gibt derselben ihr gefährliches Übergewicht. Die Feigheit der Guten ist die Stärke der Schlechten, ihre Pflegerin, ihr Schutz.

Auch Armin hatte nicht den Mut, seine Peinigerin anzuklagen, aber aus edlerem Beweggrunde als Furcht: aus Rücksicht für den guten, leidenden Ratsherrn; daß diese Rücksicht keine Wohlthat für denselben, das einzusehen, war er zu jung. Anfangs hatte er einige Male den Versuch gemacht, dem Ratsherrn sein erbittertes Herz auszuschütten, aber nur den Versuch. Der Ratsherr schien kaum zu verstehen, was er eigentlich wolle — Fräulein Seefeld? Sie hatte ihn gekränkt? Unmöglich! Er sah ja täglich mit eigenen Augen, wie liebevoll sie für Armin sorgte; doch hatte sie sich schon manchmal bekümmert über dessen große Empfindlichkeit ausgesprochen, die ihn jedes zum Üblen auslegen und in allem eine Bezüglichkeit auf seine Herkunft und Vergangenheit argwöhnen lasse. Er selbst hatte das bisher nicht beachtet; nun überzeugte er sich davon. Begütigend, aber fast mit Strenge suchte er Armin zum Einsehen seines Unrechts zu bewegen und gebot ihm unbedingte Höflichkeit und Folgsamkeit gegen das gute Fräulein.

Also unverstanden und auch sich scheuend, dem traurigen alten Manne noch neuen Kummer zu bereiten, verschloß Armin fortan auch das in sich. Aber er war unglücklich. Die Leiden, welche er in früheren Jahren zu erdulden gehabt, schienen gegen die jetzigen gering. Mit Sehnsucht gedachte er der Armut, in der er Freiheit und Glück sah. Unzählige Male faßte er den Entschluß, mit seiner Geige heimlich auf und davon zu gehen; aber wenn dann der alte Mann, den brennenden Wunsch aus seiner Seele lesend, ihn mit den traurigen Augen so gut und wie um Vergebung bittend anschaute und wehmütig sagte: „Du sollst gewiß Musik lernen, Armin, gewiß — nur gedulde dich noch eine Zeitlang — ich kann noch keine Geige hören — es — es bricht mir das Herz —", dann mußte Armin an den schrecklichen Anblick denken, wie der Ratsherr, vom Schlage getroffen, vor ihm zusammengebrochen war, und jedesmal trat zugleich der Augenblick vor seine Seele, wo der Ratsherr ihn, den Ausgestoßenen, Verlassenen, in der bittersten Stunde seines jungen Lebens auf dem Friedhofe an sein leiderfülltes Herz geschlossen und gefragt hatte: „Willst du mein Sohn sein?" Nein — nein! Er konnte diese Liebesthat nicht mit Undank lohnen und davon laufen! Er mußte seinem Wohlthäter Sohn sein und dem Vertrauen, das derselbe in ihn gesetzt, Ehre machen.

Die böse Haushälterin sollte nicht von ihm sagen dürfen: ein Vagabund fühle sich nur auf der Landstraße wohl, sie habe ja immer gesagt, daß er mit seiner Fiedel in die Spelunken und Herbergen gehöre, nicht aber in ein achtbares Haus. — Wer bürgte ihm denn auch dafür, daß das stolze und hohe

Vertrauen auf seine Befähigung, welches ihn manchmal erfüllte, nicht Selbsttäuschung war? Vielleicht war es nur, weil die Frucht verboten, daß sie ihm so köstlich erschien, wie nichts anderes in der Welt? Und es gesellten sich in den Stunden äußerster Verzweiflung tiefe Mutlosigkeit, der Zweifel und Unglaube an sein Ideal zu der dankbaren Liebe, mit welcher er an seinem Wohlthäter hing, er stellte seine Geige mit abgewandtem Angesicht in den Winkel und — blieb.

Daß noch ein anderes als Dankbarkeit ihn hielt, machte er sich nicht klar. Erst viel, viel später erkannte er, daß er doch nimmer die Kraft, der Musik so lange zu entsagen, noch auch die Schlechtigkeit der Haushälterin zu ertragen, würde gefunden haben, wäre nicht — Erna gewesen.

Des phlegmatischen Doktors lebhaftes Töchterlein hatte gar bald das Herz des sich tief unglücklich und einsam fühlenden Knaben mit seinem holdseligen Zauber gefesselt — gefesselt für sein ganzes Leben. Auch Erna hatte den „fremden Jungen“ bald sehr lieb gewonnen, „fast so lieb wie Erich“, versicherte sie ihm oft. Anfangs war sie täglich zu ihm gekommen, hatte ihre Spielsachen oder Bücher mitgebracht und, sich höchlich über die Unwissenheit des großen Jungen, der ihr nicht einmal bei den leichtesten Aufgaben helfen konnte, wundernd, es sich angelegen sein lassen, ihm von ihrem kleinen Wissensschatze auf die wunderlichste Art mitzuteilen, glaubend, ihm gar sehr als kluges Lehrmeisterlein zu imponieren. Und das war so ziemlich der Fall.

Armin erglühte vor Scham, als er seine gänzliche Unwissenheit in fast allen Dingen, die dem so viel jüngeren

Mädchen längst bekannt und geläufig waren, von Tag zu Tag mehr erkannte. Mit rastlosem Eifer gab er sich dem Studium hin und holte mit überraschender Schnelligkeit seine Altersgenossen ein, um sie dann weit zu überflügeln. Doch fand er keinen Freund unter ihnen. Der Kleingeist des Städtchens sah — trotz des Ratsherrn — immer nur den „Betteljungen“ in ihm, der nicht in die Schule gehöre, wo nur die Söhne der reichsten und angesehensten Bürger Aufnahme fanden. Und als nun gar zu diesem Ärgernis das größere kam, daß der so ungewöhnlich Begabte von den Lehrern vor allen bevorzugt und zum Vorbild aufgestellt ward, da rümpften die wohllöblichen Väter und Mütter äußerst beleidigt die Nasen, und die Herren Söhne wurden vollauf ermächtigt, dem hergelaufenen Landstreicher den Unterschied zwischen einem solchen und ehrbaren Bürgerssöhnen recht verständlich zu machen. So fehlte es auch in der Schule nie an Kränkungen empfindlichster Art, und immer mehr zog sich Armin in sich selbst zurück. Nur Erna erschloß er sein Herz mit all seinem Leid, seinem Sehnen und Wünschen, und Erna verstand ihn. War er traurig, so tröstete und liebkoste sie ihn, bis sie ihm ein Lächeln entlockt, wie an jenem ersten Morgen; sie weinte wohl auch mit ihm, wenn er in leidenschaftlichem Schmerz oder Zorn den Thränen nicht zu wehren vermochte. Zwar war sie durchaus nicht immer liebenswürdig, noch geduldig, sondern schalt oft sehr böse auf den langweiligen Jungen, der manchmal stundenlang „den Mund nicht aufthat“, sondern träumend ins Leere schaute oder Noten auf Papier kritzelte. Gegen dieses Nichtbeachten ihrer kleinen Person war Erna äußerst empfindlich,

und noch mehr erzürnte es sie, daß Armin nachher nicht einmal sein Unrecht einsehen wollte und Abbitte thun. Sie that ihm dann auch oft bitter weh, indem sie im Zorn ausplauderte, was sie häufig genug aus dem einen und andern Munde über den „Betteljungen“ vernahm. Aber das reute sie allemal schneller als sie sich hatte dazu hinreißen lassen und solche kleine Szenen endigten stets damit, daß sie dem düster blickenden Knaben doch wieder ein Lächeln abschmeichelte.

In diesen täglichen Verkehr trat eine Armin beglückende Änderung ein, als Erna von ihrem Vater die Erlaubnis erlangte, Armin möge zu ihr herüber kommen und seine Geige mitbringen. „Ist dem armen Jungen zu gönnen, wenn er 'mal aus den Krallen der Hexe schlüpfen kann,“ dachte er gutmütig. Sonst fehlte ihm das Verständnis für das Naturell des Knaben, dessen heimliche, durch Erna angeregte Hoffnung, der Doktor werde vielleicht eine Vermittlung zu der Erfüllung seines heißen Wunsches finden, getäuscht ward. Musik war für den braven, aber überaus prosaischen Mann nur ein — Geräusch; daß ein Mensch sich danach krank sehnen könnte, erklärte er für eine Art von Geistesstörung, die sich mit vernünftigen Vorstellungen heilen lasse und überdies harmloser Natur sei. Aber er wehrte Armin nicht, zu „kratzen“ so viel er wolle, sobald er, der Doktor, nicht daheim sei.

Mit welcher Dankbarkeit erfüllte diese Erlaubnis den Knaben, mit welchem Jubel die kleine Freundin, welche stolz war, daß Armin ihr seine Geige zur Aufbewahrung anvertraute. Jede freie Minute widmete er nun dem geliebten

Instrument. Vergessen war alles Leid, vergessen seine Unfreiheit, vergessen seine Peinigerin, vergessen auch war Erna, wenn er spielte. Andächtig saß sie — und neben ihr oft die treue Käthe mit dem guten, faltigen Gesicht — ohne ihn zu stören, stundenlang und hörte ihm zu, wenn er, was halb klar, halb unverstanden seine junge Seele erfüllte, in Tönen ausklingen ließ. Aber sobald sie, nachdem er geendet, lebhaft ihre Freude aussprach, und sagte, er spiele viel, viel schöner als Erich gespielt, erlosch seine Begeisterung, und verzagend fühlte er, daß sein Spiel nichts, nichts sei als „Stümperei". O, wie beneidete er Erich, daß er hatte lernen dürfen, so viel er gewollt! Zwar war es traurig, sterben zu müssen, ehe er das Ziel seiner Sehnsucht erreicht — aber er hatte doch danach streben dürfen! Er selbst hatte nur als ganz kleiner Knabe Unterricht gehabt; dann hatte der Vater eines Tages sein Haus und alles was sein war verkauft, hatte jenes unstete Wanderleben begonnen und ferner für die Erziehung des Knaben nichts mehr gethan. Was Armin von seinem Vater vergeblich erfleht, das hatte der Ratsherr seinem Sohne in reichstem Maße gewährt, und daß er es gewährt und unterstützt, lastete nun, so sagten die Leute, als untilgbare Schuld auf seiner Seele. Aber auch sein Vater hatte — durch das Gegenteil — eine Schuld an ihm begangen, das fühlte er klar, und der Ratsherr beging nun die gleiche an ihm — welche war die größere? Er grübelte viel darüber, ohne sich klar zu werden. So glücklich er war, während er geigte, so düster und unzugänglich war seine Stimmung, nachdem er die Geige beiseite gelegt, und Erna war dann eifersüchtig auf

diese. Wenn er ihr aber seine Gedanken darzulegen versuchte, verstand sie ihn und sprach ihm Trost zu.

Über die Geige hatte Erna anfangs jedes andere Spielzeug vergessen. Nach und nach aber mußte Armin auch all ihre kleinen Herrlichkeiten bewundern, und unter diesen war ein hübscher Käfig von glänzendem Messing, und darin saß ein kleines, unscheinbares Vöglein mit traurig gesenktem Köpfchen.

Als Armin dessen ansichtig ward, rief er fast heftig: „Eine Nachtigall! Erna! wie kannst du eine Nachtigall in einen Käfig sperren!“

Erna war sehr bestürzt und noch bestürzter, als Armin, ehe sie ihn hindern konnte, den Käfig und dann das Fenster öffnete und leuchtenden Blickes dem Tierchen nachschaute, als es mit Tönen, wie heller Jubel, sich in die Lüfte erhob und schnell in den Bäumen eines benachbarten Gartens entschwand. Und sein Blick trübte sich: eine gefangene Nachtigall! Sie, der die beiden höchsten Gaben von der Natur verliehen: Gesang und — Freiheit! Er hatte unter all den ihm durch sein frühes Wanderleben so vertrauten Stimmen der Natur keine so geliebt, wie die der Nachtigall, der er zu lauschen nie müde geworden, und nichts in der Welt war ihm, dessen einzig mächtiges Verlangen von früh auf durch harten äußeren Zwang gefesselt und erdrückt worden — nichts war ihm je so neidens-, so begehrenswert erschienen, wie Freiheit! Und der Vogel war ja das freieste der Geschöpfe, das Bild der Freiheit selbst. Wie oft hatte er, im Wald auf weichem Moos ruhend, laut hinaufgejubelt in den fröhlichen Sängerchor, ihre Lust mit empfindend, und heißes Sehnen hatte ihn erfaßt, wenn er sie

auf ihren leichten Schwingen sich von Ast zu Ast, über die Spitzen der höchsten Bäume, höher und immer höher in den klaren sonnenglänzenden Äther erheben sah, bis ihr Gesang für sein Ohr erstarb und sie seinem Blick entschwanden. Wie hatte er sich Schwingen gewünscht, ihnen folgen zu können, Schwingen, die ihn in hehrem Fluge emportrügen in ein ungekanntes, aber geahntes Reich — das Reich der Seligkeit! Nie hatte er einen gefangenen Vogel sehen können, ohne Schmerz zu empfinden. Wußten denn die Menschen nicht, was sie thaten, welche Grausamkeit sie begingen, indem sie ein Geschöpfchen, dessen Reich der hohe blaue Himmel, in ein Haus, in ein Zimmer, in einen Käfig sperrten! Wußten sie denn nicht, was es hieß, Flügel haben und nicht fliegen dürfen, hinaus, in die Freiheit, gen Himmel streben, und gefangen sein — gefangen ein Leben lang? Nein! Wie könnten auch die Guten diese bittere Grausamkeit begehen und sich des Leides eines wehrlosesten, unschuldigsten Geschöpfes freuen, wüßten sie, was sie thun!

Drüben flötete die Nachtigall in dem blühenden, seine Zweige weit über den Hof des Nachbarhauses erstreckenden Fliederbaum. Und wieder füllte das Sehnen nach Freiheit überwältigend Armins junge Seele.

„Siehst du,“ sagte er traurig zu Erna, die ganz bekümmert nach dem Fliederbaum hinüberschaute und lauschte, „so geht mir's auch, wie der Nachtigall, die du eingesperrt.“

Und Erna mußte ihm versprechen, nie wieder einen Vogel gefangen zu halten.

Armin unterdrückte wohl heute, wie so oft vordem, dieses

Sehnen; er unterdrückte es gewaltsam Jahr auf Jahr, aber es ward nichtsdestoweniger mächtiger und unbezwinglicher von Tag zu Tag; und endlich ward es stärker als sein Wille und er trug den Zwang nicht mehr.

Eines herrlichen Frühlingstages, als Fräulein Seefeld wieder einmal all ihre Bosheit über ihn ausgeschüttet und seine Erbitterung aufs höchste gesteigert, reifte sein lange heimlich gehegter Vorsatz, des Ratsherrn Haus zu verlassen, zum Entschluß. Er hatte mehr erduldet, als er selbst für möglich gehalten, um nicht an seinem Wohlthäter zum Undankbaren zu werden; denn die Dankbarkeit gegen ihn, den ersten Menschen, der gut gegen ihn gewesen, der ihm Liebe geboten, der ihn aus Armut und Unwissenheit, der Welt zum Trotz, zu der Stellung seines Sohnes emporgehoben und ihm die Quellen des Wissens eröffnet, ihm jede Wohlthat — außer einer — gewährt, diese Dankbarkeit war so mächtig in ihm, daß sie selbst jetzt noch aufs heftigste gegen seinen Entschluß kämpfte; aber das Maß war voll, und er fühlte, er müsse nun fort von hier. Doch nicht heimlich, wie er es so oft geplant, wollte er seines Wohlthäters Haus verlassen — er wollte Abschied von ihm nehmen, ihm sein ganzes Herz eröffnen und dann mit oder auch ohne seinen Willen ins Weite ziehen.

Doch Gott hatte es anders beschlossen.

Als Armin im Begriff war hinabzugehen, trat plötzlich der Ratsherr zu ihm ein — das erste Mal seit jenem Morgen, da ihn der Schlag gerührt; er hatte es nie über sich vermocht. Aber in dieser Stunde hatte er plötzlich ein unbezwingliches

Verlangen empfunden, seines Sohnes Zimmer wiederzusehen, und nachdem er in einem letzten müden Seelenkampfe endlich zögernd den Entschluß gefaßt, Armins Wunsch nachzugeben, da hatte ihn plötzlich ein gewaltiges Sehnen ergriffen, eine Geige zu hören, und kaum wissend, wie ihm geschah, suchte er Armin auf.

Als er nun in Erichs Gemach stand und Armin, der seinen Augen kaum trauend ihm entgegenstürzte, stumm in seine Arme schloß, da weinte der alte Mann zum erstenmal seit langer Zeit heiße Thränen. Und wie er weinte, ward ihm plötzlich so leicht, so ruhig, so schmerzlos im Gemüt; es war, als hebe eine sanfte Hand die schwere Leidenslast von seiner Seele, als atme er eine balsamische Himmelsluft: Das war seines Sohnes Hand — das war die so lang und qualvoll ersehnte, nun endlich errungene Versöhnung!

„Vergib mir, Armin," sagte er nach langem Schweigen mild und liebreich, ihm in die feuchten seelenvollen Augen blickend, die voll tiefer Liebe und ahnungsvoller Erwartung an ihm hingen. „Wir haben beide schwer gelitten."

Und als Armin, unfähig, ein Wort über die zuckenden Lippen zu bringen, ihn immer nur voll höchster Spannung ansah, setzte er leise hinzu:

„Hole deine Geige, Armin, ich — will — dich spielen hören."

Da sank Armin mit einem Laut, halb Jauchzen, halb Schluchzen, ihm zu Füßen, preßte des alten Mannes Hand an seine Lippen und stammelte Worte des Dankes und kind-

licher Liebe, die den Ratsherrn tief bewegten und ihm unendlich wohlthaten.

Als er leise seinen Wunsch wiederholte, stürmte Armin fort, seine Geige aus des Doktors Haus zu holen, kehrte nach wenigen Minuten zurück und begann auf einen Wink des Ratsherrn, der still und mit müdem aber mildem Lächeln im Lehnstuhl saß, zu spielen. Wohl faßte der tieferschütterte alte Mann mit zuckender Hand nach dem Herzen, als die ersten Töne weich und leise den Saiten entschwebten, aber sein Auge hing unverwandt an Armins Antlitz; seine Miene ward ruhiger und heiterer, und immer ruhiger wurden die schweren Atemzüge.

Armin vergaß bei den Klängen seiner Geige alles um sich her; er spielte, er wußte nicht, wie lange, denn leuchtende Bilder zukünftigen Glückes zogen an seiner Seele vorüber. Als er aber den Bogen sinken ließ und wie aus einem Traume erwachend zu dem Ratsherrn trat, da war der alte Mann, ein Lächeln auf den Lippen, sanft entschlafen.

* *
*

In der fünften Nachmittagsstunde eines kalten Novembertages — viele Jahre später — schritt ein junger Wanderer die Landstraße, welche von M. nach X. führt, entlang, bald eiligen Schrittes, wie wenn lebhafte Ungeduld ihn vorwärts treibe, bald zögernd, den Schritt gewaltsam zügelnd, wie unschlüssig, ob er vorwärts oder ob er zurückgehen solle. Was ihn nach dem Städtchen, das nun, als er die Spitze des Berges erreicht, zu seinen Füßen lag, hinzog, mußte wohl mächtiger sein, als die leise Besorgnis, die ihn dann und

wann zaudern machte; denn nach jedem Zaudern schritt er nur um so eiliger vorwärts.

Einen Augenblick machte er droben Halt. Es malte sich in seinen ernsten, ausdrucksvollen Zügen eine tiefe Bewegung, halb wehmutsvoll, halb freudig, indes sein Blick auf dem Friedhof ruhte, der auf halber Höhe des Berges gelegen, und dann über das reiche Thal glitt. Und plötzlich entblößte er sein Haupt, streckte die Arme gegen das Thal aus und seine Lippen bewegten sich wie in leisem Gebet. Doch nicht lange weilte er. Die Dämmerung, die drunten im Thale bereits ihre Schatten wob, während die Höhe, auf welcher er stand, noch von goldig lichtem Schein umflossen war, mahnte ihn zur Eile. Jede Biegung des Waldes bot ihm ein anderes Bild, andere Gegenstände, die, ihm so wohl bekannt und doch im Laufe der Zeit verändert, immer neue Erinnerungen weckten.

Nun erreichte er das Thor des Friedhofes und trat ein. Einem schmalen Seitenpfade längs der Mauer folgend, schritt er einem Hügel zu, der, weit abgelegen von den übrigen Gräbern, dem Uneingeweihten die Frage aufdrängen mußte: weshalb man den, der darunter schlief, ausgestoßen aus den Reihen der Toten? Je mehr er sich dem Hügel näherte, je schneller ward sein Schritt, je lebhafter die Spannung in seinen Zügen. Und plötzlich wich die Trauer aus denselben. Sein Auge strahlte eine Freude wieder, die in Betracht des Ortes und Gegenstandes, darauf es ruhte, befremden mochte; eine Freude, die, aus der Tiefe der Seele quellend, einen verklärenden Schein über sein fast düster ernstes Angesicht breitete: ein frischer Kranz von Herbstblumen lag auf dem Hügel.

„Erna,“ flüsterte er, „Du hast mein nicht vergessen! Du hast meines armen Vaters Grab gepflegt — diese Blumen, sie sind von Deiner Hand — Erna! wie lieb' ich Dich!“

Doch schnell erlosch der Strahl emporwallender Freude. Traurige, schreckenvolle Bilder zogen an seiner Seele vorüber, und fast gewaltsam mußte er sich endlich aus schmerzvollem Sinnen emporraffen. Feuchten Blickes, im Herzen ein versöhnendes Gebet, verließ er die traurige Stätte, nachdem er noch ein anderes, reichgeschmücktes Grab aufgesucht und dem darin Ruhenden still und gleich ergriffen, wie an dem schlichten Hügel, seine Erinnerung geweiht.

Als er das Thor durchschritten und die Landstraße wieder betrat, lag das Städtchen drunten bereits in dichte Nebel gehüllt, und als er es erreicht, war die Dunkelheit völlig hereingebrochen. Eilig, voll freudiger Erwartung und doch mit wehmütigen beunruhigenden Empfindungen, wie sie dem nach langjähriger Abwesenheit Heimkehrenden sich aufdrängen, ging er durch die engen Straßen, in denen noch rege Geschäftigkeit herrschte, über die Brücke, welche den das Städtchen durchschneidenden Fluß überspannt, und hielt, auf dem Marktplatze angelangt, abermals den Schritt an. Sein Blick wanderte vorüber an dem Brunnen, wo die Mägde eben ihre Gefäße füllten und das herkömmliche Plauderstündchen hielten, und haftete lange auf einem der schmalen hohen Giebelhäuser, die den Platz umgaben. Aus dem Erkerfenster schimmerte Licht.

„Wer mag jetzt dort wohnen?“ dachte er.

Langsam schritt er durch den tiefen Bogengang des altertümlichen Rathauses, aus dessen kleinen vergitterten gefängnis-

artigen Fenstern heller Lichtschein auf den sonst völlig dunklen Platz fiel; es war zur Zeit Vollmond, und dann pflegte das Städtchen die Beleuchtungskosten zu sparen, auch wenn der Mond, wie eben jetzt, völlig unsichtbar. Im Schatten der letzten Säule des Bogenganges blieb der Fremde zum andern Male stehen. Von hier konnte er eine auf den Marktplatz mündende Gasse überblicken, die, weil man auch hier keine Laternen angezündet und der Mond immer noch hinter den Wolken sich verbarg, nachtschwarz dalag; nur hier und da blinkten Lichter aus unverhüllten Fenstern in die Dunkelheit hinaus.

Eines der ihm nächstliegenden Häuser — das, an welchem sein Auge spähend hing — hatte alle Fenster erleuchtet, festlich, so schien es, und aus der offen stehenden Hausthür fiel ein breiter Lichtstrom in die Straße. Die weißen Vorhänge der Fenster waren herabgelassen; hinter denselben bewegte sich anscheinend eine zahlreiche Gesellschaft — dem Lauscher war, als vernähme er den Klang fröhlicher Stimmen. In dem breiten Flur liefen geschäftig Diener ab und zu, treppauf, treppab. Jetzt traten noch einige Gäste in das Haus — es mußte eine große Festlichkeit dort gefeiert werden, denn neugierige Nachbarn standen gruppenweis bei einander, lugten nach den Fenstern empor und schwatzten laut genug, um von dem im Schatten der Säule Verborgenen verstanden zu werden. Aber er verstand aus allem, das sein Ohr erlauschte, nur Eines, dieses Eine klang wieder und immer wieder in seinem Innern, und doch konnte er es nicht fassen: daß die Tochter des Hauses drüben Braut sei und heute ihre Verlobung festlich

begehe. Noch immer stand er dort, als es in der Straße längst einsam und still geworden.

Da trat eine alte Frau in den hellen Flur, sprach mit einem Diener und trippelte dann mit kleinen, schnellen Schritten auf die Hausthür zu, hinausschauend in den jetzt mondglänzenden Abend, um, wie es schien, mit Behagen einen Augenblick die erfrischende Luft einzuatmen. Wie sie nun sich in den Flur zurückziehen wollte, stand ein fremder Herr neben ihr, so plötzlich und unerwartet, daß sie fast erschrak.

„Ach Du Herr Jeses! Was wünschen denn der Herr?"

Ihre saubere Schürze glatt streichend, sah sie ihn verwundert, fast ein wenig mißtrauisch an — ein Fremder im Städtchen war etwas Seltenes. Doch da kam ihr ein Gedanke:

„Der Herr wünschen wohl den Herrn Doktor zu sprechen? Da treten Sie nur gefälligst ein," und sie knixte ihn behend in des Doktors zu ebener Erde gelegenes Sprechzimmer, schraubte die trübe brennende Lampe höher, rückte einen Stuhl näher an den Tisch und schwatzte während dessen: ob es sehr eilig sei? Es klang, als wäre dies gar sehr unerwünscht. Der Herr müsse nämlich wissen, daß man droben Verlobung feiere, des Doktors einzige Tochter, so schön und gut; und der Bräutigam ein so braver Herr und so reich — plötzlich fiel es der eifrigen Erzählerin auf, daß der vermutliche Patient merkwürdig geduldig und stumm zuhöre; es mußte wohl so eilig nicht sein. Wen sie denn ihrem Herrn melden dürfe, fragte sie nun höflich.

Da reichte der Fremde der betroffenen Alten die Hand und fragte mit einem unsagbar traurigen Lächeln:

„Ihr kennt mich nicht mehr, gute alte Käthe?“

Nur eine kurze Weile forschten die noch scharfblickenden klaren Augen der Frau in dem schönen Antlitz des Fragenden — diese Augen — ja, die kannte sie, und diese edel geformten, fremdartigen Züge — die hatte sie, wenn auch anders, weicher, knabenhafter, schon früher gesehen — wär's denn möglich? Könnte denn wirklich aus dem schmächtigen Knaben ein so vornehm aussehender Mann geworden sein? „Ich bin Armin,“ kam ihr dieser lächelnd zu Hilfe, sehend, daß die sonst so geschwätzige Zunge vergeblich nach Worten suchte und die Aufregung der Alten selbst den Atem zu versagen schien. „Armin? Armin? Ist's denn möglich? Hab' ich's doch immer gesagt: der wird 'mal so ganz unverhofft wiederkommen! Und nun gerade heute, wo's so fröhlich bei uns hergeht! Aber jetzt kommen Sie geschwind, Herr Armin, geschwind mit hinauf zu Erna und dem Herrn Doktor! Ach, werden die sich freuen!“

Alles das mehr hervorstoßend als sprechend und ihm in freudigster Aufregung die Hände schüttelnd, zog sie ihn nach der Thür. Doch er wehrte ihr. Es that ihm wohl, mit solch unverstellter Freude von der Alten empfangen zu werden, und doch war ihm so weh im Herzen — Erna!

„Und Erna ist — Braut?“ fragte er, nachdem er der Alten gesagt, er wolle den Doktor und seine Tochter nicht zuerst in fremder Gesellschaft wiedersehen; er sei nur gekommen, zu erkunden, ob es ihnen wohl gehe, und werde sie bald — er könne nicht sagen, wann — besuchen; Käthe möge ihnen heute nur seine Grüße und — Glückwünsche bringen. Zwar

wollte Käthe davon nichts hören; doch gelang es ihr nicht, ihn eines anderen zu bereden. Um so eifriger willfahrte sie nun seiner Bitte, ihm, wenn sie noch ein Weilchen droben entbehrlich sei, zu erzählen, was in den Jahren seiner Abwesenheit sich hier zugetragen.

Die Gesellschaft sei noch bei Tische, da bedürfe man ihrer nicht, sagte sie, und berichtete nun ausführlichst, was er zu wissen und auch gar vieles, das er nicht zu wissen wünschte. Wie er sich erinnern werde, habe der Ratsherr nur einen entfernten Verwandten gleichen Namens gehabt, der dazumal in Amerika gewesen; diesem sei das Erbe zugefallen. Der Haushälterin habe derselbe eine beträchtliche Summe aus dem Nachlasse des Verstorbenen überwiesen, die ihr in ihrem Heimatsorte auf großem Fuße zu leben erlaube; sie habe es verstanden, dem Erben die würdige Belohnung ihrer vieljährigen treuen Dienste als Ehrenpflicht ans Herz zu legen. Das ganze Städtchen sei froh, die böse Person los zu sein, die wahrlich kein so reiches Vermächtnis verdiene. Nun sei vor etwa einem halben Jahr Herr Siegmar Claudius aus Amerika in X. angekommen, mit der Absicht, wenn es ihm gefalle, hier seinen Wohnort zu nehmen und die Führung seines Geschäfts in Amerika in andere Hände zu legen oder dasselbe vielleicht ganz aufzugeben. Und es habe ihm gar sehr gefallen — das heiße: nicht wohl eigentlich das Städtchen — sondern des Doktors schönes Töchterlein. Das habe denn auch Gefallen an dem stattlichen Amerikaner — wie man ihn hier nenne, obwohl er ein braver Deutscher — gefunden, mit dem es freilich nicht Einer im Städtchen aufnehmen könne. Als er

beim Vater um ihre Hand angehalten, habe sie nicht, wie schon bei manchem anderen, „nein“, sondern freudig „ja“ gesagt, obwohl er schon in reiferen Jahren, und somit dem guten Vater, der viel kränkle, seine einzige Herzenssorge abgenommen. Von dem Armin sei in des Doktors Hause oft, sehr oft gesprochen worden und es habe Erna stets bekümmert, daß er nach jenem ersten und einzigen Briefe aus L. nichts mehr habe von sich hören lassen; doch habe sie immer behauptet, er werde einmal ein großer Künstler werden und dann sein Versprechen halten und sie zu besuchen kommen. So oft sie ihrer Mutter Grab geschmückt, habe sie auch Armins Vater gedacht; noch an diesem Morgen sei sie droben gewesen und habe, als sie heimgekehrt, gesagt: was wohl aus Armin geworden?

Und von neuem suchte nun die Alte den willkommenen Gast zu überreden, daß er noch heute die glückliche Braut überrasche. Er aber verweigerte es, er müsse noch heute Abend nach L., wo er sich während der nächsten Zeit aufzuhalten gedenke, zurück, und da er bis M. zu Fuß zu gehen beabsichtige, habe er nicht viel Zeit zu verlieren, wolle er nicht den Zug dort versäumen.

Fast kränkte es die treue Alte, daß er nicht einmal eine Erfrischung zu sich nehmen wollte; doch versöhnten seine freundlichen Worte sie schnell. Sie versprach, seine Grüße auszurichten, und ließ ihn mit dem wiederholten Versprechen, recht bald wiederzukommen, endlich gehen. Ein schöner Mann ist er geworden, dachte sie, als sie eilends die Treppe hinauftrippelte, um Erna die Neuigkeit zu verkünden; und gut und brav ist er geblieben, das liest man ihm aus den Augen.

Aber glücklich ist er wohl nicht — so traurig konnte er schon als Knabe aussehen; ob er doch kein Künstler geworden? Hätt's gern gefragt!

Armin stand noch eine Weile drüben im Dunkel des Bogenganges und schaute nach den Fenstern des Doktorhauses hinauf. Er sah die Schatten sich hinter den weißen Vorhängen bewegen, vernahm Gesang und Gläserklingen; — da wandte er sich hinweg und ging langsamen müden Schrittes den gleichen Weg zurück, den er gekommen. Er ging ihn unbewußt, nicht achtend dessen, was ihn umgab. Ihm war, als wäre all das heiße Blut in seinen Adern erstarrt, das junge kräftige Leben in ihm erstorben, als sei die Vergangenheit versunken, die Zukunft ein Nichts, die Gegenwart eine Leere. Er konnte nichts denken, als daß das Mädchen, das er so treu geliebt, eines anderen Braut sei.

„Erna — Erna!" rang es sich in bitterem Schmerz von seinen Lippen.

Er erschrak vor dem Widerhall seiner Stimme und blickte um sich, dort lag wieder der Friedhof vor ihm. Er sah die Kreuze schimmern in dem matten Licht, das der durch leichte Wolken verhüllte Mond verbreitete. Im Hintergrunde dehnte sich der Wald unabsehbar aus und tief unter ihm glänzten die Lichter der Stadt. Wie er heraufgekommen — er wußte es nicht. Er fühlte sich müde, als müßte er hier rasten und ließ sich auf eine Ruhebank am Wege nieder. Wie war es so still um ihn her; wie weh und einsam war ihm im Herzen. Die dort unten waren fröhlich, sie scherzten und lachten — Bräutigam und Braut. Er aber hatte umsonst gehofft, um-

sonst geliebt. „Ich vergesse dich gewiß nicht, Armin, und ich warte auf dich," hatte sie ihm gelobt, als er an dem Tage, da man den Ratsherrn beerdigt, das Städtchen verlassen, um im Vertrauen auf Gott und seine eigne Kraft in die Fremde zu gehen und ein Künstler zu werden.

Nicht eher kehre er zurück, bis er sein hohes Ziel erreicht, hatte er zum Abschied gesagt, und er werde es erreichen, das fühle er, dann aber werde er kommen, sie zu holen, um mit ihm in die schöne weite Welt zu ziehen und ihn spielen zu hören. Wie kühn und reich hatten sie sich in jener Stunde die Zukunft gemalt; er vom edelsten Streben nach dem Höchsten erfüllt, mit der begeisterungsvollen Zuversicht seiner jungen empfindungsreichen Seele an die Verwirklichung seines stolzen Ideals glaubend und sich der Liebe zu der treuen kleinen Gefährtin schon halb bewußt; sie noch ein völlig unbefangenes, aber tief und heftig empfindendes Kind, das schluchzend an seinem Halse hing, glaubend, es könne nie mehr lachen und fröhlich sein, nun er fortgehe, und das einige Tage später fast so glücklich ohne ihn war, wie es vordem mit ihm gewesen.

Zwar vergessen hatte sie ihn nicht, sondern viel, noch heute seiner gedacht — aber wie gedacht! Nicht in Liebe, wie er gewähnt — o, wie thöricht dieser schöne Wahn! Und doch hätte er ihn nicht entbehren dürfen. War es nicht dieser Wahn allein, der ein freundlich Licht auf den langen mühe- und dornenvollen Weg geworfen, den er seit jenem Tage, seine höchste Kraft sammelnd und zum Erringen seines hohen Zieles einsetzend, erklommen? Hätte er ohne den Gedanken an

Erna all das, was hindernd, oft erdrückend sich ihm entgegengestellt, überwunden? Hätte er mit gleicher Willensstärke Armut, Entbehrungen bitterer Art und die fast übergroße unablässige Anstrengung ertragen, die er selbst sich auferlegt, um, was er in zehn verlorenen Jahren versäumen mußte, in weniger als der Hälfte der Zeit nachzuholen? Würde er, ohne den Gedanken an Erna, seinem Ziele schon jetzt so nahe sein, wie er es war? Ja, o ja, er würde auch ohne sie im Dienste seiner hohen Kunst mit gleicher Seelenkraft gerungen haben, ihrer ersten Jünger einer zu werden, und er würde, auch ohne Erna, es erreicht haben — das durfte, das mußte er sich gestehen. Aber sein Weg hätte des Sonnenscheins entbehrt, der ihn sanft über Müdigkeit hinweggetäuscht, ihn glückverheißend vorangelockt, der sein Herzenstrost in schweren Stunden gewesen. Und nun er gekommen war, das Wort, das er, noch halb ein Knabe, ihr einst gegeben, einzulösen — nun war ein anderer ihm zuvorgekommen, und er war einsamer in der Welt denn je.

Durfte er ihr einen Vorwurf machen? Nein, wie konnte er verlangen, wie hatte er nur träumen können, sie werde im Laufe der Jahre ihm, nur ihm ihr Herz, das einst in kindlicher Fröhlichkeit an ihm gehangen, bewahren, ihm, den sie nie wiedergesehen, noch von ihm gehört. Was war er in ihrem an Freuden und äußerer Abwechslung reichen Leben, das so viele mit Liebe ihr zu schmücken bedacht gewesen, was war er für sie unter all den ihr Näherstehenden, als eine Erinnerung aus der Kindheit, die sie gern, vielleicht lieber als andere, gepflegt.

Wie hatte er nur mit solch zweifelloser Gewißheit annehmen können, aus dieser Erinnerung müsse auch in ihrem Herzen eine Liebe erwachsen sein, die mit gleicher Treue „auf ihn gewartet“, wie er zu ihr hingestrebt. Er hatte nicht bedacht, daß sie vielleicht täglich etwas erlebte, das ihr Interesse, wohl gar ihr Herz fesselte, das für sie von größerer Bedeutung, als es das mehrjährige Zusammenleben mit einem älteren Spielgefährten gewesen, indes er nichts erlebt hatte, das die Erinnerung an jene Zeit hätte verwischen können; dieselbe hatte immer den gleichen Wert für ihn behalten, weil sie die einzige wertvolle war. Er hatte in dem Gedanken an die kleine Spielgefährtin gelebt, gehofft, gestrebt, weil er sonst niemand hatte, für den er selbst nur in Gedanken hätte leben und streben können.

In dem jedem Menschen innewohnenden Verlangen, sich an ein anderes Wesen liebend anzuschließen, und sei es nur im geistigen Verkehr, hatte er sich ein Trugbild geschaffen, dem sein lebhaftes Empfinden Lebendigkeit verliehen. Aber dieser Selbsttrug war ein süßer, wohlthätiger gewesen; nun er ihn erkannte, schreckte ihn die Leere, in die er schaute.

Und seine Kunst?

Er atmete tief auf — sie schien ihm in diesem Augenblick bitterer Enttäuschung herrlicher, begehrenswerter denn je. Er sagte sich überzeugungsvoll, daß sie kein Trug, daß sie in ihm so mächtig, um allein und ganz sein Leben auszufüllen.

Seines unglücklichen Vaters letzte Worte kamen ihm in den Sinn: „Du bedarfst meiner nicht — du hast ja deine Geige,“ und gewaltsam suchte er sich emporzuraffen an dem

Gedanken, der ihm so oft neue, zuversichtliche Kraft verliehen — aber nun stellte sich diesem ein anderer entgegen. So hatte sein Vater gesprochen, so hoch hatte er selbst die Kunst gestellt und doch — er war aus Gram um den Verlust der geliebten Frau krank an Leib und Seele und, von Stufe zu Stufe sinkend, zum — Selbstmörder geworden.

Heute in dieser Stunde erst verstand er den Unglücklichen; es that ihm weh, zu denken, welches Maßes von Seelenleid es wohl bedurft, um den einst so lebensfrohen Mann zu dem zu machen, der er geworden. Und leise durchzuckte ihn der entsetzliche Gedanke: ob er auch enden könnte wie sein Vater?

Es durchschauerte ihn. Dort hinter der Mauer, wo die mächtige Trauerweide ihre Zweige bis auf den Boden herabsenkte, lag dessen Grab. Ihm war, als sähe er Ernas Gestalt, wie sie den Kranz von Herbstblumen auf den Hügel legte — und wieder mußte er denken, daß sie ja drunten ihre Verlobung feiere und glücklich sei mit einem andern. Er versuchte, sich ihres Glückes zu freuen, es dem andern, der ihm unbekannt, nicht zu mißgönnen, aber wie er es sich nun vorstellte, dieses Glück, da überwältigte ihn das Gefühl gänzlichen Verlassenseins, wie an jenem Abend, da man in heimlicher, scheuer Hast seinen Vater zu Grabe getragen und er so sehnsüchtig, wie jetzt, gewünscht, auch sterben zu können. Das Bild war in seiner Seele eingebrannt mit schrecklicher nie zu verwischender Deutlichkeit.

Eine Wolke trat vor den Mond, daß die weißen Kreuze drüben nur im matten Dämmerlichte schimmerten; der Wind rauschte leise in den alten Bäumen, das herbstliche Laub herab-

schüttelnd — ging nicht auch heute ein Wehklagen durch die Natur, geweckt durch den heftig ringenden Schmerz eines trauernden Menschenherzens, das sein Leid weit hinweg getragen von den Menschen, hinauf nach dieser friedvollen Stätte des Todes?

Armer Fremdling, der du in öder, nächtiger Einsamkeit dein junges Haupt in überwältigendem Weh an die feuchtkalte Friedhofsmauer lehnst — es sind bittere Thränen, die ein Unglücklicher weint um eines andern — Glück.

Zur selben Stunde erklang Armins Name im Doktorhause von aller Lippen.

Als Käthe fast atemlos der schönen jungen Braut ins Ohr geflüstert, wer ihr Gruß und Glückwunsch sende, hatte diese in fröhlichem Jubel ihrem Vater die überraschende Neuigkeit mitgeteilt. Die Gesellschaft, bestehend aus den Angesehensten des Städtchens, hatte fast sämtlich den Pflegesohn des verstorbenen Ratsherrn gekannt; es folgte daher ein allgemeines Staunen und Fragen. Käthe sollte erzählen, was sie von ihm erfahren; allein da die gute Alte schlechterdings nichts von ihm zu sagen wußte, als wie er aussehe, und immer nur wieder berichtete, was sie ihm erzählt, begann man, eigene Erinnerungen an jene Zeit auszutauschen. Doch wieder verstummte plötzlich das lebhafte allgemeine Gespräch, als Siegmar Claudius den aufs höchste Erstaunten mitteilte, daß er in einer heute eingetroffenen ausländischen Zeitung Berichte über einen jungen Geiger, Namens Armin Rudinoff, gelesen, der in Italien, wie auch in London und Wien die außerordentlichsten Erfolge errungen und plötzlich die Augen der ganzen

Welt auf sich gezogen, da er von sämtlichen, auch den schärfsten Stimmen der Kritik als ein Auserwählter bezeichnet werde, der sich in einer Eigenart, der man nichts Ähnliches zur Seite stellen könne, hoch über das moderne Virtuosentum erhebe. Er, Claudius, habe dann seine Braut fragen wollen, ob das etwa gar ihr Spielgefährte, seines Verwandten Pflegesohn sei; doch habe in eben dem Augenblick die Ankunft der Gäste ihn seine Frage und den Gegenstand derselben vergessen lassen. Man umdrängte nun den Bräutigam, um Näheres zu erfahren, wunderte sich, daß man erst heute von dieser Berühmtheit höre, die schon seit einigen Monaten — nach dem Zeitungsbericht — in aller Munde sei, und interessierte sich für diese junge Berühmtheit aufs lebhafteste.

Zwar zeichnete sich das Städtchen nicht etwa durch Kunstsinn und im besonderen durch die Pflege der Musik aus — im Gegenteil; aber es war doch recht angenehm, daß ein junger Künstler, dem man die glänzendste Zukunft prophezeite, gewissermaßen aus dem Städtchen hervorgegangen war. Ein jeder erfreute sich plötzlich der Empfindung, als erhöhe dieser Umstand nicht nur die Bedeutung der lieben Vaterstadt, sondern auch die Wichtigkeit der eigenen Person. Den „Betteljungen", den jeder der Anwesenden seine Geringschätzung fühlen zu lassen sich einst berechtigt geglaubt, schien man — merkwürdig genug — vergessen zu haben. Ein jeder wollte von Anbeginn überzeugt gewesen sein, daß etwas ganz Besonderes in dem finster und träumerisch dreinschauenden Jungen stecke. Der eine rühmte die edle — vormals so übel beredete — That des Ratsherrn; der andere erinnerte seinen sehr verblüfft und

verlegen dreinschauenden Sprößling, daß er ja mit Armin in der Schule auf besonders freundschaftlichem Fuße gestanden, welchen Vorzug jedoch ein anderer gleich wahrheitsliebender Vater für seinen Sohn in Anspruch nahm, der gleichwohl ehrlich genug war, den gedächtnisschwachen Papa zu berichtigen: er habe ja den Rudinoff nie leiden können; derselbe sei ein solch hochnasiger Junge gewesen, den er und seine Freunde geärgert, wo nur möglich. Ja, man scheute sich nicht, dem guten Doktor Vorwürfe zu machen, daß er den Pflegesohn seines Freundes damals so mir nichts dir nichts in die Welt habe ziehen lassen, worauf der biedere Mann sich gemütlich verteidigte: die Anwesenden seien ja auch „Freunde" des seligen Claudius gewesen, weshalb denn nicht einer von ihnen auf den Gedanken gekommen, den „Landstreicher" — als Erbe des Freundes — an Sohnes Statt anzunehmen? Die zornigen Blicke der verehrlichen Mütter, das verlegene, mißvergnügte Hüsteln und Räuspern der Väter und ein bittender Blick aus den Augen seines schönen Töchterchens erinnerten den Doktor, es sei nicht höflich, seinen Gästen bittere Pillen zu schlucken zu geben. Er rief ihnen daher in launiger Weise ins Gedächtnis zurück, daß er Armin durchaus nicht habe bewegen können, nach der Beerdigung seines Wohlthäters auch nur eine Stunde länger in dessen, noch in seinem Hause zu bleiben. Er wollte nicht in neue Abhängigkeit, weder von dem Erben des Ratsherrn, noch von ihm, dem Doktor, oder irgend jemand treten, habe er gesagt; er sei nun alt genug, sich seinen Weg selbst zu bahnen und es gebe für ihn nur einen Weg, den Weg zur Kunst.

Ob er nicht dazumal Armin ein Empfehlungsschreiben an einen Bekannten mitgegeben habe, fragte einer.

Der Doktor bejahte. Als er eingesehen, daß alles Zureden vergeblich, habe er ihm das Reisegeld aufgezwungen und ihn zu dem bekannten Virtuosen N. in L. gesandt, den er, als derselbe noch ein armer Musikus gewesen, einmal unentgeltlich von schwerer Krankheit kuriert, und — ihn nun dessen bescheidentlich gemahnend — den jungen Kollegen seiner Großmut empfohlen. Der berühmte Mann habe jedoch sich nicht mehr erinnern können, je in so trauriger Lage gewesen zu sein, mithin auch keine Verpflichtung noch Lust gefühlt, der unliebsamen Empfehlung Beachtung zu schenken und sich des Jünglings anzunehmen. Doch sei zufällig der Kapellmeister X., eine gar gewichtige Persönlichkeit, zugegen gewesen, habe Armin geprüft, sogleich dessen Talent erkannt und ihn mit nach W. genommen, woselbst er ihn eine Zeitlang unterrichtet; doch sei er höchst unzufrieden mit ihm gewesen, weil er sich durchaus nicht in die ihm vorgeschriebene Bahn habe zwingen lassen, sondern, immer wieder seiner Eigenart folgend, dem strengen pedantischen Meister viel Verdruß und Ärger bereitet. Es sei einige Male sogar im Konzertsaal während der Aufführungen zu kleinen Szenen zwischen dem Kapellmeister und seinem Schützling gekommen, bei welchen sich letzterer freilich passiv verhalten, während ersterer zum Schrecken des ganzen Orchesters und unbekümmert um das Publikum seinem Zorn Ausdruck gegeben. Endlich sei dem Gestrengen die Geduld ausgegangen. In der Generalprobe für ein Konzert, das vor höchsten Herrschaften stattfinden sollte, habe er mit den zürnenden Worten:

„Da ist eine Geige, die eilt!“ so heftig den Taktstock auf sein Pult geschlagen, daß derselbe zerbrochen; und als am Abend der Schuldige, trotz der angedrohten Strafe sofortiger Entlassung, wiederum im prestissimo sich von der Begeisterung habe hinreißen lassen, den ihm viel zu mäßig dünkenden Schwingungen des Taktstocks nicht die gebührlich strenge Folge zu leisten, da sei der Meister unversöhnlich gewesen. Zwar habe er nicht den Künstler in dem Ungelehrigen verkannt, aber „er könne keinen Künstler in einer Kapelle brauchen“, habe er den Entlassenen beschieden; wer durchaus seine eigenen Wege gehen wolle — nun, der möge seiner Wege gehen, und Gott befohlen!

So erzählte der Doktor in heiterster Laune, hinzufügend, dies und dergleichen mehr habe Armin in einem Briefe geschrieben, der zugleich der erste und der letzte gewesen. Da er nie wieder von ihm gehört, habe er, trotz Ernas Versicherung vom Gegenteil, geglaubt, es sei doch nichts Bedeutendes aus ihm geworden.

Der Bräutigam entsann sich nun, zugleich gelesen zu haben, der junge Geiger werde morgen im Künstlerhause zu L. spielen, und schlug seiner Braut vor, hinüber zu fahren, um ihren Freund zu hören und ihn zu begrüßen. Auch er wünsche lebhaft, den ehemaligen Schützling seines Verwandten kennen zu lernen und ihm, wenn möglich, nützlich zu sein.

Erna willigte freudig ein; selbst der Doktor erklärte sie zu begleiten sich bereit, und die Neugier veranlaßte die meisten der Gäste sich ihnen anzuschließen.

Noch lange, nachdem letztere sich entfernt, plauderte Erna

mit ihrem Verlobten und dem behaglich angeheiterten und deshalb gesprächigen Papa von ihrer Kinderzeit; und ihre Freude, den lieben Gefährten derselben nun wirklich als Künstler wiedersehen zu sollen, ließ sie Nachts nicht Schlaf finden.

* * *

Der Konzertsaal des Künstlerhauses zu L. war fast überfüllt. Der Name Rudinoff hatte nicht nur alle Musikliebenden herangelockt, sondern auch gar viele Neugierige, die weniger ihn zu hören, als ihn zu sehen kamen. Was bisher nicht in das Kleinstädtchen gedrungen — in L. und anderorts kannte man längst das Aufsehen, das der junge Künstler überall, wo er gespielt, erregt; und zugleich hatte man, dem Namen nachforschend, den Schleier, der düster seine früheste Jugend umhüllte, gelüftet. Der Wahrheit hatten, wie das zu gehen pflegt, geschäftige Zungen viel Dichtung hinzugefügt und das Interesse an dem Erwarteten zu höchster Spannung gesteigert.

Der Ouvertüre wurde nur halbe Aufmerksamkeit geschenkt. Als sie beendet, erhob sich wieder und lebhafter als vordem das Flüstern im Saal, die wachsende Unruhe des Publikums verratend. Da trat Armin vor und zugleich trat lautlose Stille ein. Keine Hand regte sich zum Empfang des jungen Geigers — man pflegte in L. erst selbst zu prüfen, bevor man in ein den Künstlern etwa vorangehendes Lob einstimmte; war doch das Urteil, das man hier über einen Neuling fällte, maßgebend für die musikalische Welt, und man urteilte daher gleich vorsichtig wie streng — aber gespannt und bewundernd hingen aller Augen an der schlanken, mittelgroßen Gestalt mit der lässig stolzen Haltung und dem idealisch schönen, leicht ge-

senkten Kopf. Wie tief ernst dieses edle durchgeistigte Antlitz! Wie fesselnd der Ausdruck dieser Züge, wie ergreifend die düstere Schwermut in dem ruhigen, fast träumerischen Blick, der nun langsam über die Zuhörer hinglitt, indem er sich leicht vor ihnen neigte. Und nun setzte er den Bogen an und begann zu spielen: Beethovens Konzert.

Hatte man das herrliche Werk je so spielen gehört? Mit gleich tadelloser Technik vielleicht, nicht aber mit diesem in die tiefste Tiefe der Seele dringenden Ton. Es war auch nicht die glänzende Technik — die Neuzeit setzt diese als selbstverständlich voraus —, die seinen Ruhm schon beim ersten Auftreten begründet und dasselbe zu einem Ereignis nicht nur für ihn selbst, sondern auch in der Kunstwelt gestaltet; es war eben dieser weiche seelische Ton, die düstere, leidenschaftliche Glut seines Vortrags und die Eigenart seiner Auffassung, die zwar hier und da Widerspruch hervorrief, aber selbst die Widersprechenden mit magischer Gewalt fesselte.

Man erwartete mit Spannung, wie er diesen und jenen Satz wiedergeben werde, und in Spannung und Erregung erhielt er seine Zuhörer bis zum Verklingen des letzten Tones — aber unbewußt, wie auch die Eigenart seines Vortrages unbewußt war und wohl eben deshalb eine so wunderbar tiefe Wirkung auf den Zuhörer ausübte. Mit dem ersten Bogenstrich schwand ihm jeder störende äußere Eindruck und er versenkte sich so völlig in den Geist der Komposition, daß er aus diesem heraus, je nach der augenblicklichen Seelenstimmung, stets ein neues lebendiges Etwas schuf; sein Spiel war nimmer die bloß äußere würdige Wieder-

gabe eines Werkes: was seine Geige sang, das klang aus seiner Seele wieder, aus deren reicher Tiefe er den Zauber schöpfte, der so mächtig fesselte und ergriff, den Zauber, den ihm keiner ablernen konnte.

Dieser Zauber umfing und besiegte auch die gestrengen, mißtrauenden Kritiker von L. und rief am Schluß einen Beifallssturm höchster Begeisterung hervor, wie man ihn kaum je in dieser geweihten Ruhmeshalle deutscher Musik vernommen; er gab selbst dem guten Doktor Hagen, dem wider Willen die Augen hinter der Brille feucht geworden, eine Ahnung, Musik sei doch wohl mehr als ein — Geräusch, sei doch wohl ein Etwas, nach dem man sich krank sehnen könne, und er würde Den, der da eben gespielt, wohl nimmer mit Vernunftgründen von dieser Krankheit kuriert haben.

Als er nun sich zu seiner Tochter wandte, schaute er in ein todesblasses Gesichtchen. Wie geistesabwesend starrte Erna immer noch nach der Stelle, wo Armin gestanden und, den Wünschen des aufgeregten Publikums nachgebend, soeben wieder, sich dankend verneigend, erschien. Auf des Doktors besorgte Frage beugte sich nun auch Siegmar, der, gleichfalls tief ergriffen, bisher keinen Blick von dem jungen Geiger gewandt, zu seiner Braut — aber schon kehrte die rosige Farbe in ihre Wangen zurück und mit strahlenden Augen gab sie ihrem Entzücken Ausdruck.

Aber der Herr Papa meinte, das alles solle sie doch lieber Armin selbst sagen; er schlage vor, nicht bis zum Schlusse des Konzertes zu warten, sondern lieber gleich jetzt den jungen Freund im Versammlungszimmer der Künstler zu

begrüßen. Siegmars Einwand ließ er nicht gelten, sondern beharrte darauf, Armin jetzt die Hand drücken zu wollen — auf dem Programm stand eine Symphonie, und eine solche, so schwebte es dem guten Doktor dunkel in der Erinnerung, war „endlos“ lang; die Hitze im Saal erdrückend, und überdies zu seiner Linken eine alte Nachbarin, welche fast soviel Platz, wie er selbst, einnahm und ihm seinen engen Sitz durch die außerordentlich jugendliche Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen noch enger und unbequemer machte. Wer hätte es dem gemütlichen Doktor verdenken wollen, wenn er die beste Gelegenheit, sich außerhalb des Saales von der einen Strapaze zu erholen und zugleich der andern zu entgehen, erfaßte. Zu seiner heimlichen Freude war Erna seiner Ansicht, und Siegmar gab bereitwillig nach.

Eben erklang der erste Akkord von Beethovens A-dur-Symphonie, als die Drei in das „Künstlerzimmer“ traten. Es befanden sich darin außer Armin noch mehrere, im Konzert mitwirkende, wie auch nur als Zuhörer anwesende Künstler, welche zum größeren Teil den jungen Geiger umdrängten, ihm glückwünschend die Hände schüttelten und mehr oder weniger lebhaft Lob und Bewunderung spendeten. Ein kleinerer Kreis hatte sich um eine Sängerin gebildet, die in leichtem, scherzendem Geplauder ihre Verehrer unterhielt und ihre Huldigungen entgegennahm, ohne jedoch deren Aufmerksamkeit ganz von dem Helden des Abends auf sich lenken zu können, was sie vielleicht nur deshalb verzieh, weil derselbe auch ihr Interesse und Wohlgefallen so lebhaft erregte.

In dem Augenblick, da Armin sich ein wenig aus dem Kreise zurückzog, tippte eine Hand leise auf seine Schulter.

„Doktor Hagen!" rief er freudig bewegt, nachdem er nur sekundenlang in das gutmütige Gesicht des letzteren geblickt, der ihn ohne weiteres in die Arme schloß und ihm so schöne Dinge sagte, wie er — ohne die anregende Hilfe eines guten Glases Wein — in seinem ganzen Leben noch nicht über die Lippen gebracht.

Wie im Traum vernahm Armin die herzlichen Worte; mechanisch nur erwiderte er Siegmars Verbeugung und warmen Händedruck; was die beiden Männer zu ihm sprachen, was er antwortete — er wußte es nicht; er sah nur das holdselige Geschöpf im blaßroten Seidenkleide, mit der Rose in den blonden Locken, dessen Hand er fest in der seinen hielt, dessen tiefe Augen von warmem, leuchtendem Blau zu ihm aufschauten, freudig, erwartungsvoll und dann plötzlich scheu und furchtsam, wie betroffen von einem Etwas in seinem Blick, das den ihrigen gewaltsam gefesselt hielt, daß sie ihn nicht zu senken vermochte, wiewohl die seltsame Erregung, die sich ihrer zum erstenmal während Armins Spiel bemächtigt, auch jetzt wieder ihr Angesicht bis in die Lippen erblassen ließ. Ihre Hand zitterte in der seinen und ihr Herz schlug so heftig, daß ihr die Rede versagte.

Da kam ihr der Doktor mit einem Scherz zu Hilfe, ihre Worte, mit welchen sie ehedem so oft den schweigsamen Spielgefährten gescholten, gebrauchend:

„Aber Ihr thut ja beide den Mund nicht auf! Junger Freund, geigen haben Sie gelernt, weiß Gott! aber das Reden

scheint noch immer nicht Ihre Sache zu sein — und Erna? Du verstehst es doch sonst, das geht ja den ganzen Tag wie ein — ja so!“ unterbrach er sich lachend, zu Siegmar, dessen Blick voll Interesse auf dem Angesicht Armins ruhte, gewendet, „ja so, die beiden wissen nicht, wie sie einander anreden sollen, ob „Du“ oder „Sie“, und eins wundert sich, daß das andere so groß und — hübsch geworden. Ist's nicht so?“

Über Armins Antlitz glitt ein schönes, tiefinniges Lächeln: „Erna!“ sagte er leise, aber seine Stimme bebte.

Der Doktor klopfte mit väterlichem Stolz seinem schönen Töchterchen auf die Wange und setzte heiter hinzu:

„So ist's recht: „Erna“ und „Du“. Fehlte noch, daß so alte Bekannte einander wie Fremde behandeln, weil sie sich ein paar Jahre nicht gesehen!“

Erna hatte ihre Unbefangenheit wiedergefunden. Mit erglühendem Angesicht und noch schneller pochendem Herzen, aber fröhlich und offen sprach sie ihre Freude über dieses Wiedersehen aus.

Auch Armin hatte seine tiefe Befangenheit überwunden. Ohne seine Erregung zu verraten, vermochte er auf das einzugehen, was der Augenblick und die von Erna geweckten Erinnerungen anregten, sie hatte auch heute noch die Macht, ein Lächeln in seinen düster ernsten Zügen hervorzurufen — das war von seltsamem Reiz, und wie ehedem mühte sie sich, dieses Lächeln, das stets so schnell schwand, zu fesseln. Es machte sie so glücklich, zu sehen, wie bei ihrem Geplauder sein Antlitz sich erhellte, wie es ihm wohl zu thun schien, in ihrem Gedächtnis auch das Unbedeutendste bewahrt zu finden,

und sie bot ihren ganzen Liebreiz auf, um den immer wiederkehrenden Schatten düsterer Schwermut, der ihr Schmerz verursachte, zu verscheuchen — wie schön er war, wenn er mit diesem stummen und doch so tief beredten Lächeln sie anschaute und ihr zuhörte, während Siegmar und der Vater durch einen der anwesenden Künstler, der dem ersteren von Amerika bekannt war, in Unterhaltung mit den übrigen gezogen wurden. Oder lauschte er nur auf die Klänge, die aus dem Konzertsaal herübertönten? Er hatte ja auch als Knabe, sobald Musik an sein Ohr schlug, alles um sich her vergessen — gewiß, er antwortete so fremd, nur mechanisch, und vernahm wohl kaum, was sie, was die anderen redeten.

Drüben im Saale begann das wunderbar traurige Allegretto, bei welchem der Kapellmeister R. einst seiner Kapelle zurief: „Nicht spielen, meine Herren, das will gehaucht sein!"

Und wie ein Hauch klang das Pianissimo herüber, die Worte von den Lippen bannend, Andacht heischend. Selbst das übermütige Lachen der Sängerin und ihrer Umgebung sank zu einem vorsichtigen Flüstern herab: der Meister sprach! Und so lange er sprach, ward kein Wort mehr laut in dem kleinen Kreise. Doch als die Symphonie geendet, atmete der dicke Doktor tief auf — ihm war ein wenig schläfrig geworden.

Die Sängerin ging, als nun der Kapellmeister in der Thür erschien, mit ihrem riesigen Blumenstrauß grüßend vorüber; ihr folgten die meisten der Künstler in den Konzertsaal, und während sie mit den zierlichen Staccatos und Trillern einer italienischen Arie das Publikum entzückte, ward die Unterhaltung der Zurückgebliebenen zwangloser.

Siegmar begegnete Armin mit warmem Interesse und einer Herzlichkeit, die letzterer vergebens zu erwidern sich bemühte, obgleich ihn der stattliche Mann mit dem klugen, wohlwollenden Gesicht und dem schlichten, vornehmen Wesen anzog; aber ihm war, als habe er demselben ein Unrecht zu verbergen und das machte ihn noch zurückhaltender und schweigsamer, als er sonst war. Siegmar forderte ihn auf, mit nach X. zu kommen und bei ihm zu wohnen.

„Das alte Giebelhaus ist das Ihre so gut, wie meines," sagte er gütig, „und ich habe auch ein gewisses Anrecht an Sie, das Sie mir bis zu dieser Stunde entzogen, das ich aber von jetzt an um so mehr behaupten werde."

Der Doktor stimmte bei: er müsse gleich heute Abend mitfahren, eine Weigerung werde gar nicht angenommen; ob er in L. oder X. wohne, sei ganz gleich, da die Entfernung so gering; Siegmars Wagen werde ihm gewiß jederzeit zur Verfügung stehen, und er könne so oft nach L. hinüberfahren, wie er wolle.

Auch Erna unterstützte ihres Verlobten Bitte, doch nur schüchtern; schloß sie aus seiner entschiedenen Weigerung, er werde sich nicht bewegen lassen, oder fühlte sie bereits, daß er nicht nachgeben durfte? O nein; ihre Erregung galt ja nur der Überraschung, daß ihr Spielgefährte, welcher in ihrer Vorstellung immer noch als der Knabe fortgelebt, und der allbewunderte junge Künstler, der soeben durch sein Spiel die Menge zu solcher Begeisterung hingerissen, eine Person sei. Sie fühlte sich stolz und beglückt, daß er sein hohes Ideal

verwirklicht und so glänzend das errungen, wonach seine Seele, schon als er noch ein Kind, sich verzehrend gesehnt. Aber eine schmerzliche Empfindung schlich sich in diese Freude, sie hatte sich doch das Wiedersehen anders vorgestellt. Er stand ihr so fremd gegenüber — es war Armin — o, sie hätte, auch ohne zu wissen, daß er es sei, ihn erkannt — und doch war er ein anderer. Es war, als stehe etwas zwischen ihnen, das ihre Unbefangenheit in Scheu verwandelte, und der traurig düstere Blick seiner Augen that ihr weh im Herzen — war er nicht glücklich? Aber er hatte doch alles erreicht, wonach er gestrebt, und gewiß mehr. Der Lorbeer schmückte bereits sein junges Haupt, der Ruhm hatte seinen Namen so schnell, wie kaum je einen andern emporgehoben und durch die Welt getragen, wo er gespielt, da hatte man ihm den Preis zuerkannt, ihm Huldigungen und Auszeichnungen dargebracht, und hier in L., wo schon mancher vorschnell geerntete Ruhm zerschellt, hier hatte sein Spiel eine Aufregung hervorgerufen, welche die Künstler soeben als etwas nie Dagewesenes bezeichnet.

Und plötzlich sagte sie sich, es sei der „Künstler“, der entfremdend zwischen ihr und dem ehemaligen Gespielen stehe. Er, der von allen umdrängt, umworben, bewundert, begehrt, plötzlich so hoch über ihrer eigenen Lebenssphäre stand — was durfte sie denn weiter von ihm verlangen, als eine freundliche Erinnerung aus trauriger Zeit? Wie konnten nur der Vater und Siegmar so hartnäckig in ihn dringen, X. als seine Heimat zu betrachten! Was könnte ihn, dessen Heimat die weite Welt, vermögen, auch nur kurze Zeit die schon vor

Jahren ihn fast erdrückenden Verhältnisse ihres Kleinstädtchens zu ertragen?

„So hilf doch den Eigensinnigen bewegen, daß er uns wenigstens ein paar Tage zum Opfer bringt,“ rief ihr der Vater zu, als Armin sagte, er werde nicht lange in L. bleiben, sondern bald nach Italien gehen. „Man hat doch gegen alte Freunde auch Pflichten, und nach dem Süden kommt der Wandervogel noch früh genug.“

Armin blickte zu ihr hinüber — sie wußte nicht, was in seinem Blicke lag, aber sie deutete es auf Ungeduld und Verstimmung über des Vaters Beharrlichkeit, die ihm wohl lästig ward. Sie mußte an die Nachtigall denken, der er als Knabe in zorniger Erregung die Freiheit gegeben, und halb lächelnd schüttelte sie den Kopf:

„Ich habe ihm einst feierlich versprochen, nie einen Vogel einzusperren,“ sagte sie.

Siegmar wollte wissen, bei welcher Gelegenheit dieses Versprechen gegeben worden und sagte, als Erna die kleine Szene geschildert, scherzend:

„Nun, dann müssen wir warten, bis der Singvogel seinen Flug freiwillig nach unserem Thal nimmt.“

„Ich komme, ehe ich L. verlasse,“ versprach Armin.

Es kränkte doch alle ein wenig, daß er sich so fremd und unzugänglich zeigte, wenn auch alle fühlten, daß es nicht Hochmut sei. Der Doktor dachte: er ist noch wunderlicher geworden, als er zu werden versprach — sind wohl alle ein bißchen wunderlich, die Künstler. Siegmar meinte, Armins Benehmen gebe ihm den Eindruck, als habe dieses Wiedersehen

überwältigend traurige Erinnerungen geweckt, deren er nicht Herr zu werden vermöchte; er fand das begreiflich und es erregte seine Teilnahme für den jungen Künstler nur lebhafter. Erna jedoch war im Herzen bekümmert, daß ihr Zusammentreffen so wenig Bedeutung für ihn zu haben schien; hatte er doch ihrem Geplauder aus der Kinderzeit nur stumm zugehört und kein Wort der Freude geäußert, sie wiederzusehen; war es ihm so gleichgültig, daß er nichts darüber zu sagen wußte?

O, er sagte ihr alles, was seine Seele erfüllte, als er bald darauf wiederum vor dem Publikum stand und die Klänge seiner Geige alle mehr denn zuvor bezauberten — er spielte nur für sie, die sein Blick schnell in der Menge gefunden, und deren Auge mit scheuer Bewunderung unverwandt an ihm hing. Er sagte ihr, wie er sie liebte, klagte ihr sein tiefes hoffnungsloses Leid und mahnte sie mit süßen, herzergreifenden Klängen an die Kinderzeit, an den Abschied, wo sie unter Thränen ihm gelobt, seiner warten zu wollen, um, wenn er sie zu holen komme, mit ihm in die Welt zu ziehen und ihn spielen zu hören — und wie er nun so einsam und unglücklich sei.

Ob sie ihn verstand?

Im Innersten erschüttert lauschte sie diesen Klängen; ein leises Ahnen dessen, was ihnen entströmte, zog durch ihre Seele und erfüllte sie mit unnennbarem Entzücken. Es war, als träumte sie einen märchenhaften Kindertraum, als säße sie daheim im traulichen Stübchen zu Armins Füßen und lauschte, wie ehedem, seinem Spiel, das ihr, nur ihr allein galt — war nicht der Traum Wirklichkeit geworden? Wie er dastand:

so herrlich, so fern, so unerreichbar — so war er ihr stets erschienen, sobald er mit dem Bogen die Saiten berührt und verklärten Angesichts den Klängen gelauscht, die er ihnen entlockte. Es hatte sie dann jedesmal mit Angst erfaßt, er werde den Zwang nicht länger tragen und heimlich davon gehen — schluchzend hatte sie dann sich an ihn geschmiegt, und er hatte sich zu ihr gebeugt, sie tröstend und —

Es war Siegmar, der besorgt ihre Hand erfaßte, fragend, ob das Spiel sie so sehr erregt?

„Ach was, die schlechte Luft ist's," sagte der Doktor aufstehend.

„Armin kann sich bedanken, daß ich seinetwegen so lange ausgehalten."

Erna blickte, Siegmar lächelnd beruhigend, noch wie betäubt nach der Thür, durch welche Armin, dem stürmischen Hervorruf folgend, wieder eintreten mußte. Aber sie wartete vergeblich, und vergeblich war das immer lauter und ungeduldiger kundgegebene Verlangen des Publikums. Der junge Geiger trat nicht wieder vor.

Als Siegmar draußen nach ihm fragte, hieß es, derselbe habe bereits das Künstlerhaus verlassen.

Auch die Künstler, welche ihm zu Ehren ein Festmahl veranstaltet, mußten verwundert und mißvergnügt mit dem Bescheid fürlieb nehmen, Armin Rudinoff lasse sich entschuldigen.

Der junge Geiger aber, dessen Name und Ruhm von aller Lippen, aus aller Herzen klang, den man, gleichviel beneidet wie bewundert, den glücklichsten der Sterblichen wähnte — er wanderte planlos durch Sturm und Schneegestöber in

die Nacht hinaus; gestern hatte er um ein zerstörtes Traumbild geweint, heute rang er mit der Wirklichkeit. Dem Traumbild hatte er entsagt; nun es aber verkörpert vor ihm gestanden, schöner und reizender als seine Einbildungskraft es je zu schaffen vermocht, jetzt fühlte er sich zum Entsagen unfähig, und Herz und Ehre kämpften lange vergebens um den Sieg.

Wenige Tage später kam Armin nach X., um seinem Versprechen gemäß lebewohl zu sagen, bevor er L. verließ. Er hatte sich entschlossen, abzureisen.

Doch wie er nun in dem kleinen Kreise saß, fühlte er sich plötzlich so heimatlich wohl bei den guten Menschen, daß sein Entschluß schwankend ward. Die einfache Häuslichkeit, die ihm von allen gebotene Herzlichkeit — alles, was er lange Jahre so schmerzlich entbehrt, fand er hier, und es that ihm so wohl, daß er für Augenblicke ganz vergessen konnte, Erna sei Siegmars Verlobte — freilich nur für Augenblicke, denen schmerzliches Erinnern der Wahrheit folgte. Dennoch gewann er es nicht über sich, beim Abschied den dringenden Bitten, er möge seine Abreise noch verzögern, zu widerstehen. Er fühlte, er durfte nicht bleiben — aber da traf ihn ein traurig vorwurfsvoller Blick Ernas, und er gab nach.

Täglich kam er nun einige Stunden von L. herüber; täglich mit dem Vorsatz, es müsse das letzte Mal sein, und immer ward er seinem Vorsatz untreu. Was war der Schmerz, den er sich selbst dadurch aufs neue zufügte, gegen das Glück, in der Geliebten Nähe zu sein, sie sehen zu dürfen, herzlich

von ihr willkommen geheißen und mit gleichem Bedauern entlassen zu werden.

Es ist kein Unrecht, sagte er sich — was geht es Siegmar an, ob ich Erna liebe? Er ist ja der Glückliche, der sie sein nennen darf, der ihre Liebe besitzt — aber dann tauchte, erst leise und dann stärker und beharrlicher der Zweifel auf: besitzt er wirklich ihre Liebe? Wie konnte er daran zweifeln! Kein Schatten schien das Glück der beiden zu trüben. Siegmar verriet in seinem ganzen Wesen die innigste Liebe für seine reizende Braut, der er die Wünsche aus den Augen las und mit einer Aufmerksamkeit erfüllte, die bewies, wie gut er in ihrer Seele zu lesen verstand. Überhaupt war sein Wesen von einer Güte und Geradheit, besonders aber von einem freien, edlen Vertrauen in jedermann, das Armin häufig an seinen verstorbenen Wohlthäter erinnerte und ihm die innigste Achtung abgewann. Manchmal fand er sich mit Beschämung auf dem Wunsche, Ernas Verlobter möchte weniger ihrer Liebe würdig sein, und wieder nahte dann der Versucher: der Zweifel, ob sie wirklich ihn liebe? Allem Anscheine nach, ja. Das Glück strahlte ja aus ihren Augen; ihr Lachen klang so goldig rein; ihre Herzlichkeit gegen Siegmar trug den lauteren Stempel aufrichtigen Empfindens — und dennoch beharrte der Zweifel. Strahlte das Glück immer aus ihren Augen? Nein! Es erlosch oft ganz plötzlich, um einem Ausdruck zu weichen, wie Angst und Schmerz, wenn er davon sprach, L. zu verlassen oder, seiner Stimmung nicht mächtig, ihr durch ein Wort verriet, daß er unglücklich sei.

Einmal, als Siegmar ihn gebeten, seine Geige mitzu-

bringen, hatte sie fast angstvoll abgewehrt; auf ihres Verlobten verwunderte Frage hatte sie verwirrt zu scherzen versucht: Armin vergesse alles um sich her, wenn er geige; komme er aber zu ihnen nach X., so solle man gemütlich plaudern, und er spiele schon ohnehin viel zu viel, er möge seine Besuche lieber als eine Erholung betrachten, worin ihr die anderen beigestimmt. Weshalb wollte sie ihn nicht spielen hören?

„Sie haben Erna fast krank gespielt," hatte Siegmar scherzend gesagt; „sie war so erregt, daß wir ernstlich für sie fürchteten —"

„Bah! die Hitze im Saal und die kalte Nachhausefahrt!" hatte der Doktor behauptet.

Auch Erna hatte gelacht, aber die Farbe war jäh aus ihrem Antlitz gewichen, als sie seinem Blick begegnet.

Zwar waren dies gewiß keine Beweisgründe, daß sie Siegmar nicht liebe — aber konnten es nicht Beweise sein, daß sie auch ihn — er wagte nicht, es auszudenken, es war gleich Sünde wie Thorheit!

Aber was das Herz glühend erwünscht, damit beschäftigen wir uns nichtsdestoweniger immer aufs neue — trotz Sünde und Thorheit. Wenn sie nun Siegmar nur mit der herzlichen Zuneigung zugethan wäre, die man so oft für Liebe hält? Wenn sie ihm ihr Jawort gegeben, ohne die Liebe, die des Menschen ganzes Sein erfüllt, die echte Liebe, die des Menschen Leben bedingt, zu kennen? Wenn sie in dem Augenblick, da sie sich zum erstenmal gegenübergestanden, solche Liebe aus

seinem Auge gelesen und — selbst empfunden hätte, wenn auch vielleicht ohne ihr Herz zu verstehen?

Er mühte sich vergebens, diese Gedanken zu bannen; sie kehrten wieder — trotz Sünde und Thorheit!

Er sah sie vor sich stehen, wie ihre Augen freudeleuchtend zu ihm aufgeschaut und sie dann, wie ins Innerste getroffen, tief erblassend und leise bebend, langsam zurückgewichen und doch den Blick nicht von ihm zu lassen vermocht — was war in ihrer Seele erwacht, vor dem sie selbst erschrak, wenn nicht — Liebe? Und war er nicht solchem Blick aus ihren Augen häufiger begegnet? Wenn er ein trauriges, herbes Wort fallen ließ, forschte dann nicht ihr Blick gleich bang nach der Lösung? Und leuchtete nicht ihr Auge ganz anders auf, wenn er kam, als wenn Siegmar ins Zimmer trat? Zwar konnte er sich irren, sich wiederum mit einer Selbsttäuschung betrügen — aber, wenn er sich nicht irrte, hätte er dann nicht ein besseres Recht als Siegmar, das einzige Recht an sie?

Wenn die Erregung, die solche Fragen in ihm hervorriefen, sich mäßigte, so schalt er sich einen Ehrlosen, der Siegmars edles Vertrauen, das keinen Schatten eines Zweifels an seiner Braut noch ihm selbst zuließ, mißbrauche und ihm das Kleinod seines Lebens zu entwenden suche. Dann ging er wohl ein paar Tage nicht nach X., faßte wieder den Entschluß, abzureisen — und blieb dennoch.

War es nicht Feigheit, wenn er ging, mit der immer mehr zur Gewißheit werdenden Hoffnung, sie liebe ihn mehr — anders als Siegmar? Noch war ja das ewig bindende Wort nicht gesprochen; noch konnte das bereits gesprochene

zurückgenommen werden. Er suchte sich einzureden, Siegmar liebe Erna nicht so, wie er; derselbe würde um ihren Verlust trauern, nicht aber daran zu Grunde gehen; und er sei so edel, daß er ihr lieber entsagen, als sie unglücklich machen würde. Es vergingen Wochen in diesem Schwanken, Zweifeln und Hoffen.

Eines Tages erzählte der Doktor eine ergötzliche Geschichte von einem Bräutigam, der dem Städtchen durch seine Eifersucht unerschöpflichen Stoff zum Gerede gab. Siegmar hatte nicht in des Doktors Lachen eingestimmt, sondern, als derselbe gesagt: Eifersucht sei ein Hauptbestandteil der Liebe, ernst den Ausspruch gethan:

„Eifersucht ist der Liebe unwürdig; denn sie sucht das zu erzwingen, was dem edlen Menschen nur als ein freies Geschenk von Wert sein und ihn beglücken kann; sie setzt einen Mangel an Vertrauen sowohl auf sich selbst, als auf die Liebe des andern voraus und beschimpft, wenn sie unbegründet, nur den Eifersüchtigen, nicht den Beargwöhnten.“

„Ganz schön, Herr Schwiegersohn!“ scherzte der Doktor in komischem Ernst. „Ganz schön, wenn sie unbegründet. Wie nun aber im Gegenteil? Möchte doch sehen, ob nicht gerade soviel vom Othello in Ihnen steckte, wie in jedem andern Manne, wenn die Kleine da sich's einfallen ließe, dem „ersten Gebot“ untreu zu werden; möchte doch sehen, ob Sie da gleichgültig und gemütsruhig zuschauten!“

Ohne Ernas erregten, solche Scherze verweisenden Einwurf zu beachten, erwiderte Siegmar mit so tiefem Ernst,

daß Erna erblaßte und Armin sich wie von einer feierlichen Warnung betroffen fühlte:

„Gemütsruhig! Papa, verwechseln wir nicht Eifersucht mit dem Schmerz um — gebrochene Treue.“

Der Doktor, verwundert über den Ernst, mit welchem Siegmar seine Neckerei aufnahm, bemühte sich, wieder eine heitere Stimmung hervorzurufen; diese kehrte wohl scheinbar wieder, aber der Ernst wollte von keinem der drei anderen weichen; es war als habe jener Scherz und Siegmars Auffassung desselben die Ahnung kommenden Leides geweckt.

Armin blieb wieder einige Tage fern, während welcher er einem Rufe nach D. folgte. Er fühlte sich unfähig, Siegmar ins Auge zu sehen nach jenem Gespräch. War gleich noch kein Wort zwischen Erna und ihm gefallen, auch nicht ein Blick gewechselt worden, der ein Unrecht gegen Siegmar gewesen wäre — schuldig fühlte er sich doch. Begehrte er nicht dessen höchsten Schatz? Und sind nicht die Gedanken vor Gott gleich strafbar, wie die That?

Er war in verzweifelter Stimmung. In wenigen Wochen sollte Ernas Vermählung stattfinden. Es schien ihm unmöglich, sie konnte, sie durfte nicht stattfinden. Aber wie könnte er sie hindern? So oft er Erna seine Liebe hatte gestehen wollen, um eine Entscheidung herbeizuführen, sein und Siegmars Geschick in ihre Hand zu legen, so oft auch hatte es ihn gewaltsam zurückgehalten, ihren Seelenfrieden zu stören — es schien ihm eine Entheiligung; ihr ganzes Wesen verriet so deutlich, daß sie sich der Empfindung, die sie manchmal erschrecken ließ, sie angstvoll und traurig machte, nicht klar

bewußt, sich darüber keine Rechenschaft zu geben vermochte. Durfte er dieses Verständnis wecken, das sie vielleicht nie gefunden, wenn er, wie ihm die Ehre geboten, sogleich gegangen wäre? Über das sie vielleicht noch jetzt sich täuschen konnte, wenn sie ihn nicht wiedersah?

Er blieb länger in D., als er beabsichtigt und gab, einer dringenden Aufforderung folgend, noch ein zweites Konzert. Von Ruhm und Beifall umrauscht, glaubte er es in seiner Seele ruhiger werden zu fühlen, glaubte, seine hohe Muse vermöge doch sein Leben allein auszufüllen, er sei fähig, Erna zu entsagen.

Gefaßter, voll der edelsten Vorsätze, kehrte er nach L. zurück und bereitete seine Abreise vor — nur lebewohl sagen wollte er den Freunden und dann sie nie wiedersehen.

* * *

Es war ein kalter Dezembertag. Fußhoch lag der Schnee und immer noch fielen die dichten Flocken aus den farblosen Wolken herab, vom heftig wehenden Winde in wirbelndem Tanze südwärts getrieben.

Erna saß allein im traulichen Wohnstübchen am Fenster und blickte in den Schneesturm hinaus. Das Feuer im großen Kachelofen knisterte und die Wanduhr tickte, sonst drang kein Laut an ihr Ohr, auch nicht von der Straße; denn die Wege waren ungangbar, und wen die Pflicht nicht hinaustrieb, der blieb wohl daheim.

Es war noch nicht vier Uhr, aber es dunkelte bereits. Mit steigender Unruhe blickte sie in die winterliche Öde hinaus. Harrte sie des Vaters, der am Morgen zu einem Verunglückten

über Land gerufen und noch nicht zurückgekehrt war? Bangte ihr, daß ihm auf den Landwegen während des Schneesturms ein Unfall geschehen könnte? Oder dachte sie des fernen Verlobten, der an jenem Abend, da sich ihrer aller plötzlich eine so schwere Stimmung bemächtigt, durch eine Depesche wichtiger geschäftlicher Angelegenheit wegen nach London gerufen, in selbiger Stunde dorthin abgereist war und noch keine Nachricht von sich gegeben hatte? Oder weilten ihre Gedanken bei Armin? Versuchte sie wieder sich Rechenschaft zu geben über den brennenden Schmerz, der sie durchzuckt, als Siegmar von — gebrochener Treue gesprochen? Oder hatte sie das Verständnis dessen, was ihr seitdem den Frieden raubte, was sie ängstigte, wie eine begangene Schuld — hatte sie es gefunden?

Unten wurde die Hausthür geöffnet. Sie fuhr empor — war es der Vater endlich? Nein — o nein, das war nicht sein Schritt — auch nicht Siegmars — sie kannte diesen Schritt, sie hatte auf ihn gelauscht mit Bangen und Hoffen, mit Furcht und Sehnen, und nun sie ihn vernahm, stockte ihr Herzschlag und die Sinne drohten ihr zu schwinden.

Ja — sie hatte das Verständnis gefunden, schon an jenem Abend, da während des Gespräches Armins Blick so düster sich gesenkt und er beim Abschied sich stumm von ihr gewendet, ohne sie anzuschauen. Ein erschütterndes Weh, eine unsagbare Angst hatte ihre Seele erfüllt, und wie eine Wohlthat war ihr Siegmars plötzliche Abreise erschienen. In ruheloser Pein hatte sie die langen Tage und Nächte gerungen, das plötzlich erwachte Gefühl, das eine Sünde, ein Verrat an dem Verlobten, mit der reinen Kraft ihres jungen Herzens

zu bekämpfen — vergeblich. Zu lange schon hatte sie diese Liebe genährt, ohne es zu wissen, und dieselbe war, indes sie, die Gefahr nicht erkennend, sich unbewußt getäuscht, so mächtig erstarkt, daß es nur des zündenden, die Hülle der Selbsttäuschung zerreißenden Wortes bedurft, um sie unbesiegbar emporflammen zu lassen. Die Erkenntnis hatte sie mit Furcht und Zagen, mit quälendem Schuldbewußtsein — und doch solch süßem Weh erfüllt. Die Zukunft schien plötzlich undurchdringlich verdunkelt. Es schien ihr gleich unmöglich, Siegmar ihr Wort zu halten, wie es zu — brechen. Und Armin? Mit Schrecken hatte sie daran gedacht, ihn wiederzusehen, und daß er nicht gekommen, hatte sie dennoch beunruhigt und gekränkt. Weshalb kam er nicht? Kämpfte, litt er gleich ihr? Oder war es ein Zufall, der ihn fern hielt? Sie glaubte nun, aus jedem Blick das Geständnis seiner Liebe gelesen zu haben und versuchte doch, sich zu bereden, das sei eine Täuschung ihrer Liebe, er empfinde für sie nur brüderliche Freundschaft und ahne von ihrer sündigen Liebe nichts. Mit unbezwinglichem Sehnen hatte sie gehofft und geharrt, seinen Schritt zu vernehmen und während dieses Hoffens und Harrens in ihres Herzens unsäglicher Angst zu Gott gefleht, er möge nicht kommen!

Nun kam er doch. Sie hörte Käthe ihm sagen, daß er sie oben finde — sie wollte, durfte ihn nicht sehen, aber vermochte doch nicht, sich von der Stelle zu rühren. Er schien zu zögern — vielleicht ging er wieder — — nein — Käthe ließ ihn wohl nicht fort — — und nun stand er vor ihr:

„Erna!“

Zögernd legte sie ihre Hand in die seine und zog sie dann scheu zurück. Gewaltsam ihre Erregung beherrschend, brachte sie ein paar Worte der Begrüßung über die bebenden Lippen. Sie konnte nicht zu ihm aufblicken, aber sie fühlte, wie sein Blick unruhig und besorgt auf ihrem Antlitz haftete, als er fragte:

„Du bist traurig, Erna?“

Sie wandte sich nach der Mitte des Zimmers, um die Lampe anzuzünden, denn es war dunkel geworden; ihre Hände zitterten dabei und er sah, als das helle Lampenlicht auf ihr Angesicht fiel, daß es todesblaß war. Um einer zweiten Frage zuvorzukommen, sagte sie, sich noch an der Lampe zu schaffen machend:

„Siegmar ist verreist seit — seit Du zuletzt hier warst. Der Vater ist den ganzen Tag über Land gewesen und noch nicht zurückgekehrt — ich bin stets in Sorge um ihn, wenn er so lange ausbleibt.“ Und sie mühte sich, nur an den Vater zu denken.

„Erna, ich komme — Abschied zu nehmen,“ sagte Armin.

Erschreckend blickte sie zu ihm auf. Wie bleich und traurig er aussah — es preßte ihr das Herz zusammen.

„Du willst fort?“ Es klang wie Schmerz aus ihrer Frage.

„Ich muß fort, Erna.“

„Du — mußt — weshalb?“ Fast wider Willen kam die Frage von ihren Lippen.

Als er nicht Antwort gab, hob sie wieder den Blick zu ihm empor — „Du weißt es, Erna,“ sagte er nun leise.

Es durchbebte sie ein süßer Schauer, aber er verwandelte sich in tödlichen Schmerz. Mit der zitternden Rechten sich auf den Tisch stützend und mit der Linken ihr Angesicht bedeckend, wandte sie sich von ihm. Und wie nun sein Arm ihre wankende Gestalt schützend umfing und er leise fragte: „Erna — liebst Du mich?“ da barg sie schluchzend ihr Antlitz an seiner Brust.

Nicht gedachte er mehr Siegmars und seiner Vorsätze, noch, daß er Abschied nehmen wollte — sie liebte ihn ja! Davor zerfiel alles andere, versank jedes Hindernis. Sie fest umschlungen haltend, mit vor Glück bebender Stimme sagte er ihr von seiner treuen Liebe durch all die langen Jahre, wie er nur im Denken an sie allen Mühen und Schwierigkeiten, allem Leid und Kummer starken Trotz geboten, wie sie der Stern gewesen, der über seinem einsamen, freudenarmen Leben geleuchtet, der Hoffnung und Glück in seine Seele gestrahlt. Er sagte ihr, wie er gelitten und gerungen mit dieser Liebe, da er sie wiedergesehen, so schön und gut, und daß er nicht leben könne ohne sie.

„Erna, willst Du mein sein?“ fragte er, da sie immer noch, unfähig zu reden, ihr Haupt gesenkt hielt.

Da schrak sie zusammen und suchte sich seinem Arm zu entziehen.

„Armin, o laß mich, ich kann — ich darf ja nicht — denke an Siegmar — ich gab ihm mein Wort — ich kann es nicht brechen!“

Aber er schloß sie fester an sein Herz und sagte fast heftig: „Siegmar wird Dir Dein Wort zurückgeben — Du

gabst es ihm, weil Du ihn zu lieben glaubtest; ich aber habe von dieser Stunde allein ein Recht an Dich, und ich werde es gegen Siegmar, gegen die ganze Welt behaupten!"

„Armin, verlasse mich, ich flehe Dich an!" bat sie angstvoll. „Es ist ein Unrecht — ich durfte Dich nicht anhören — o, dringe nicht in mich! Ich — ich würde Dir nicht widerstehen können — Armin, sei barmherzig, geh' — wir dürfen uns nie wiedersehen."

„Du liebst mich nicht?" fragte er leidenschaftlich, ihre Hände fest in die seinigen fassend; „Erna, sage mir, daß Du mich nicht liebst, und — ich gehe."

„O, frage mich nicht so, Armin," flüsterte sie mit bebender Stimme, mit thränenvollen und doch leuchtenden Augen zu ihm aufschauend. „Frage mich nicht so! Du weißt es ja — hast es längst gewußt —"

„Und doch heißest Du mich gehen?" fragte er mit schmerzlichem Vorwurf.

„Ich habe nicht den Mut, Siegmar wehe zu thun, er ist so gut, so edel —"

„Aber mir wehe zu thun, hast Du den Mut?" Es klang so herb und bitter.

„O, Armin, wie bist Du grausam! Fühlst Du denn nicht, wie Schweres Du von mir verlangst?"

„Ja, ich fühle es," sagte er erregt, aber mit tiefem, edlem Ernst. „Ich fühle, was es für Siegmar heißt, Dich zu verlieren — Erna, wenn nicht ich, wer denn sonst könnte es fühlen! Aber Du gehörst dem Manne, den Du liebst, und nichts als Deine Liebe will Siegmar von Dir — da Du sie

mir zugewandt, ist es Deine Pflicht, Dein Wort von ihm zurückzufordern, das doch nur ein äußeres Band und als solches ein Trug, Deiner, wie Siegmars unwürdig. Meinst Du, es schmerze mich nicht gleich tief, ihm wehe zu thun? Er ist edel und gut, wie wenige, und vielleicht Deiner Liebe würdiger, als ich — — allein, wie rein und groß auch seine Liebe sein mag, so wie ich kann er Dich nicht lieben — Erna, er kann es nicht! Du sagst, Dein Herz gehöre mir — wenn Du aber Dich fähig fühlst, nach dieser Stunde ihm Dein Wort zu halten — dann liebst Du mich nicht!"

„Armin!"

„Erna!" fuhr er leidenschaftlicher und dringender fort, „um ihm einen Schmerz zu ersparen, willst Du uns alle unglücklich machen? Wenn Du nun meine Liebe nicht erwidertest, müßte ich's nicht auch tragen? Und er wird es leichter tragen, als ich. Er kennt und liebt Dich seit wenigen Monden, ich liebe Dich, so lang ich denken kann und, Erna! ich sterbe an dieser Liebe, wenn Du sie erwiderst und doch — verschmähst, um einem andern anzugehören — Erna, töte mich nicht — sage, daß Du mein sein willst!"

Sie war fassungslos diesem Ausbruch heftiger, schmerzlichster Leidenschaft gegenüber. Sich an ihn schmiegend, suchte sie mit scheuer Innigkeit ihn zu besänftigen. Und wie er nun, ruhiger werdend, mit überzeugenden Vorstellungen und zärtlichen Bitten in sie drang, da schwand der mühsam aufrecht erhaltene Widerstand; sie fühlte, daß sie nur an seiner Seite hinfort Glück fände, daß auch sie, fern von ihm, an dieser Liebe sterben würde, und gelobte ihm, noch heute dem Vater

alles zu gestehen und an Siegmar zu schreiben — es schien ihr leichter, als ihm zu sagen, daß sie ihn verlassen müsse. Ob Armins Liebe sie gleich mit höchstem Glück erfüllte, so wich doch der Schmerz nicht aus ihrer Seele; Siegmars Worte von „gebrochener Treue“ klangen darin wieder; sie glaubte, seine guten Augen trauervoll auf sich gerichtet zu sehen, und das Glück, das sie empfand, schien ihr eine Sünde. Aber da hob Armin ihr gesenktes Haupt empor, und wie sie ihm ins Auge blickte, wich alles Leid, jede Selbstanklage, jede Sorge von ihr; und als er, fühlend, daß sie immer noch kämpfe, mit der ganzen leidenschaftlichen Innigkeit seiner tiefen Liebe zum andern Male fragte: „Erna — bist Du mein?“ da schlang sie ihre Arme um seinen Nacken und flüsterte:

„Ich bin es.“

* *
*

Eine Stunde später herrschte Unruhe und Aufregung im stillen Doktorhause. Siegmar war zurückgekehrt, in niedergedrückter Stimmung, und fast zu gleicher Zeit war der Doktor von seiner Landtour heimgekommen, krank und fiebernd. Siegmar war wieder in das Unwetter hinaus gestürzt, einen befreundeten Arzt zu holen; dieser hatte mit bedenklicher Miene ernste Befürchtungen ausgesprochen, und der Kranke selbst meinte mit einem Anflug schmerzlichen Humors: die Strapaze in dem Hundewetter habe ihm wohl den Knacks gegeben.

In später Abendstunde, als der Arzt noch einmal kam, fand er den Kranken in unruhigem Schlummer.

Während Siegmar ihn die Treppe hinabgeleitete, zog sich Erna in das neben des Vaters Schlafgemach liegende Wohn-

zimmer zurück, um sich einen Augenblick zu sammeln. Das Glück — wie schnell war es entschwunden! Die Erkrankung des Vaters erschien ihrem erregten Gemüt wie eine Strafe für ihren Treubruch — denn einen solchen hatte sie begangen, sie konnte sich, trotz aller Rechtfertigung der Liebe, nicht davon freisprechen.

So eben hatte der Vater, ihre und Siegmars Hand erfassend, wehmütig gesagt:

„'s ist mein Herzenstrost, Siegmar, daß ich mein Kind an Deiner Seite weiß," und Siegmar hatte sie bewegt an sich gezogen, dem Vater gelobend, sie als sein Teuerstes zu schützen und zu lieben. Wie sollte sie die Kraft finden, ihm und dem kranken Vater die Wahrheit zu gestehen? Ihr that das Herz so weh, als müßte es in Stücke brechen.

Da stand Siegmar neben ihr und erfaßte ihre Hand. Nur gedämpftes Lampenlicht erhellte matt das Gemach; dennoch erkannte sie, wie bleich und verstört er aussah. Wußte er bereits, was geschehen? Aber nein — wie könnte er — es mußte noch anderes sich ereignet haben — großer Gott, war es des Leides noch nicht genug?

„Erna," sagte er leise und bekümmert, „es schmerzt mich, Dir zu der Sorge, die Du um den guten Vater trägst, noch einen Kummer geben zu müssen, den ich Dir jedoch nicht vorenthalten darf — o, erschrick nicht so heftig, geliebte Erna!"

Der Schreck, der ihre Seele durchzuckt, raubte ihr einen Augenblick die Fassung. Was konnte nächst der Sorge um den Vater und dem schweren Kampf in ihrem Innern sie noch bekümmern? Armin — um Gotteswillen, Armin! klang

es in ihrem Herzen, ist Siegmar ihm begegnet, ist ihm ein Unfall geschehen?

Siegmar, bestürzt über das Entsetzen, das sich in ihren Zügen ausprägte, suchte sie liebevoll zu beruhigen und fuhr fort: „Es ist nur ein äußeres Mißgeschick, Erna, das mich nicht so schwer treffen würde, stände ich, wie ehedem, allein. Nun es aber auch Dich trifft, ist es mir ein harter Schlag. Der Kassierer des Bankhauses, in welchem ich den größten Teil meines Vermögens deponiert, ist mit einer ungeheuren Summe flüchtig geworden. Das Haus hat infolge dessen und anderer Unglücksfälle falliert, und mir bleibt von meinem Reichtum nicht genug, meinen noch nicht völlig abgewickelten geschäftlichen Verbindlichkeiten in Amerika nachzukommen — ich bin ein armer Mann, der ganz von neuem zu arbeiten beginnen muß."

Unruhig forschend blickte er sie an, die, starren Blickes vor sich niederschauend, die Hände auf die schweratmende Brust gepreßt, ohne ein Wort der Teilnahme vor ihm stand.

„Erna," sagte er nach langem Schweigen bitter und schmerzlich, „schreckt Dich die Armut so sehr? Du wendest Dich von mir — Erna! ist Deine Liebe nicht stark genug, im Unglück zu mir zu stehen? O, sprich ein Wort, ich flehe Dich an — Erna, ich verstehe Dich nicht — ich kam zurück, meinen gebeugten Mut an Deiner Liebe aufzurichten — der Gedanke, dieselbe könnte diese Prüfung nicht bestehen, er kam mir nicht — und wäre er gekommen, wie eine Versündigung an Deiner reinen Seele hätte ich ihn von mir gewiesen. Nun aber stehst Du vor mir bleich und fassungslos, kein gütig

Wort, kein tröstend Lächeln gibst Du mir — Erna, vergib den Zweifel, der mich plötzlich quält, Dein unbegreifliches Wesen erweckt ihn — o löse ihn schnell mit einem Händedruck, mit einem Blick nur — Erna! sprich! gehörte Deine Liebe nur dem — reichen Mann? Könntest Du mich, weil ich arm, verlassen?"

Sie schauderte leise, wie wenn Eiseskälte an ihr Herz faßte und durch ihre Adern strömte. Sie wollte sprechen, aber sie brachte kein Wort über die bleichen Lippen; es war alles in ihr wie erstarrt. Die übermäßige Erregung, die ihr Inneres durchflutet, war plötzlich von ihr gewichen, als habe eine Hand die Lebensflamme erstickt und in ihrem Herzen sei alles leer und kalt und todesruhig.

Mit schmerzerstickter Stimme drang Siegmar flehend in sie, ihm ein freundliches Wort zu sagen. Er sprach ihr von seiner Liebe, viel, viel inniger und hingebender, denn je zuvor; von der Zukunft, wie er mit froher Kraft für sie arbeiten und streben, wie er sie jede Entbehrung mit tausendfältiger Liebe vergessen machen wolle, und nicht arm — nein, der Reichste sei, wenn sie, sein treues Weib, die Armut mit ihm teile.

Er war nicht der ruhig besonnene, sanft gleichmütige Mann, der, Leid nur dem Namen nach kennend, jede Erfüllung seiner Wünsche freudig, aber ohne Erregung hingenommen, weil solche ihm selbstverständlich geschienen — der plötzlich entstandene Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Liebe erschütterte sein sonst so ruhiges, klares Gemüt, das schon durch die heftigen Aufregungen der letzten Wochen schwer gelitten, aufs tiefste. Der Verlust seines Reichtums erschien ihm nichts

angesichts der Furcht, die Braut zu verlieren. Mit den ergreifendsten Worten, die der Liebe zu Gebote stehen, beschwor er sie, den schrecklichen Zweifel von ihm zu nehmen, er könne alles ertragen, nur nicht den Verlust ihrer Liebe.

Und immer noch stand sie regungslos, starren Blickes vor ihm. Da fühlte sie eine heiße Thräne auf ihrer Hand, und langsam wandte sie das Haupt zu ihm.

„Erna," flüsterte er in bitterstem Schmerz, „könntest Du mich so unglücklich machen? Könntest Du mich jetzt, da ich Dir nichts mehr zu bieten habe als meine Liebe, da ich nichts auf der Welt mehr mein eigen nenne als Dich — Dich allein — Erna, könntest Du mich verlassen?"

Kaum merklich schüttelte sie das Haupt:

„Nein — ich — verlasse — Dich nicht," kam es tonlos von ihren Lippen.

Da zuckte der Schmerz überwältigend durch ihr erstarrtes Herz und malte sich in ihren marmorblassen Zügen. Mit leisem Wehlaut nach dem Herzen fassend, sank sie bewußtlos in Siegmars Arm.

Während der nächsten Tage konnte Erna kaum für Augenblicke das Krankenbett des Vaters verlassen; sein Zustand war lebensgefährlich und erforderte die sorgfältigste Pflege.

Siegmar stand ihr getreu zur Seite und mahnte sie unabläßig, sich ein wenig Ruhe zu gönnen; ihr Aussehen und Wesen machten ihm Sorge. Zwar war der Ohnmachtsanfall am Abend seiner Heimkehr leicht erklärt durch den heftigen Schrecken über die Erkrankung des Vaters, durch die Aufregung, in welche die Nachricht von dem Verlust seines Ver-

mögens und seine eigene ihr fremde und sie bestürzende Erregtheit sie versetzt. Er schämte sich seines Zweifels und daß er in jener ihm alles schwarz malenden Stimmung sich hatte hinreißen lassen, ihn auszusprechen und sie damit zu kränken. Es schmerzte sie noch, er fühlte es wohl; sie war sanft und gut zu ihm wie je, aber es lag ein fremder Zug herzergreifenden Wehs um die sonst so reizend lächelnden, nun so streng geschlossenen Lippen, und die Augen blickten wie erloschen von Thränen. Arme Erna! er hätte ihr nichts sagen sollen, bis der Vater genesen.

Aber er werde nicht genesen, sagte der Kranke selbst, der tröstenden Versicherung des Freundes widersprechend — und der Gedanke, den Vater zu verlieren, schmerzte sie tiefer als Siegmars Kränkung, die sie ihm gewiß nicht nachtrug; sie hatte ja seiner wiederholten Bitte um Vergebung so hastig und flehend gewehrt: „O, sprich nicht davon!“

Er mühte sich, sie zu trösten und mit wie immer schwacher Hoffnung aufzurichten; doch es gelang ihm nicht, die Angst, die so schmerzlich aus ihrem Blick, aus ihrem veränderten Wesen sprach, hinwegzuscheuchen. Des Kranken Zustand ward immer besorgniserregender, und eines Tages sprach er den Wunsch aus, die Trauung, welche ja ohnehin in den nächsten Wochen würde stattgefunden haben, schon jetzt an seinem Krankenlager vollziehen zu lassen: es sei sein letzter Wunsch, Erna noch mit Siegmar vermählt zu sehen.

Der Freund des Hauses widersprach entschieden, die Aufregung könne zum schlimmsten führen; Erna flehte den Vater mit heißen Thränen an, nicht von seinem Tode zu sprechen,

nicht zu fordern, daß unter so traurigen Umständen, wo ihre Gedanken und Sorgen nur ihm gehörten, ihre Trauung vollzogen werde.

„Erfülle mir diesen letzten Wunsch, mein gutes Kind," bat der Kranke; „ich sterbe dann ruhig und freudig, wenn ich Dich nicht allein, sondern als Siegmars Frau zurücklasse."

Siegmar stellte ihr liebreich vor, es sei heilige Pflicht, des Sterbenden Wunsch zu erfüllen; eine Weigerung würde, da kein äußeres Hindernis vorliege, sondern alles längst vorbereitet sei, den Kranken heftiger aufregen, als die Erfüllung seines Wunsches.

Und Erna ließ es geschehen.

Daß sie während der Feierlichkeit sterbensblaß und kaum fähig, sich aufrecht zu halten — wer hätte daraus anderes schließen können, als daß der Schmerz, angesichts des Todes einen Bund zu schließen, der sonst die glückseligste Stunde eines liebenden Herzens, sie überwältige. Wer hätte sich darüber verwundern dürfen, daß die junge Braut aufs neue die Besinnung verlor, als sie kaum eine Stunde nach der Trauung, an dem Sterbelager des Vaters knieend, dessen letzten Segen empfing und, nachdem sie zum Bewußtsein erwacht, wie gebrochen schien an Leib und Seele.

Es wunderte sich auch keines darüber; wußte doch ein jedes im Städtchen, wie innig das Verhältnis zwischen dem Doktor und seinem einzigen Kinde gewesen; überdies mußte ja die Trauung unter solch todestraurigen Umständen ein so empfindsames, zartes Wesen, wie die „kleine Erna" — so

nannte man sie im Städtchen trotz ihrer achtzehn Jahre gern noch — tief erschüttern; das zu überwinden, bedurfte es der Zeit.

Übrigens behielten die Kleinstädter auch nicht lange Muße, an Erna zu denken. Man erfuhr zum allseitigen Staunen, daß der „steinreiche Amerikaner" seine Equipage, sein von dem Ratsherrn geerbtes Haus samt allem Zubehör verkaufe und nach L. übersiedle. Man wollte gehört haben, er beabsichtige, dort neue geschäftliche Verbindungen anzuknüpfen; man munkelte von ungeheuren Verlusten, erschöpfte sich in Vermutungen und ärgerte sich rechtschaffen, daß man nichts Bestimmtes in Erfahrung brachte. Und länger als derartige Interessen, die lediglich auf Neugier beruhen, sonst zu dauern pflegen, währte dieses Verwundern und Vermuten; denn das Städtchen verlor in der That viel an dem „Amerikaner", der durch so manchen ausländischen Luxus nicht nur viel Stoff zur Unterhaltung, sondern auch den Leuten manchen bedeutenden Verdienst gegeben. Daß er sich durch des Doktors schönes Töchterlein hatte hier festhalten lassen, war allen erfreulich gewesen, hätte es auch manche fürsorgliche Mutter noch mehr gefreut, wenn ihr eigenes Töchterchen es verstanden, ihn zu fesseln.

Auch dem Doktor Hagen bewahrte man ein treues Gedenken; er war ein braver, allgemein beliebter Mann gewesen und hatte, anstatt Reichtümer zu sammeln, manche Unbemittelte, die ein dankbareres Gedächtnis hatten als jener früher erwähnte Virtuose, unentgeltlich kuriert. Man flüsterte sich sogar zu, er habe Schulden hinterlassen; aber es stellte dem Dahingeschiedenen gewiß ein schönes Zeugnis aus, daß all die etwaigen

kleinen Schulden stillschweigend gestrichen wurden und keiner der blassen, traurigen jungen Frau trockenen Auges sein Beileid aussprechen konnte.

Und wie man Ernas Scheiden aus dem Städtchen ernstlich bedauerte, gedachte man unwillkürlich auch Armins, ihres Gespielen, der so plötzlich als berühmter Mann zurückgekehrt, durch seine täglichen Besuche im Doktorhause bald klein und groß bekannt geworden, eines jeden Interesse und Neugier erregt hatte und dann eben so plötzlich, wie er am Horizont des Städtchens erschienen, wieder verschwunden war.

Wo weilte Armin Rudinoff — so fragte nicht nur das Kleinstädtchen, nicht nur Siegmar, noch Erna bangen Herzens — alle Welt fragte: wo weilt Rudinoff? Warum hört man nichts mehr von ihm?

Wenige Wochen, nachdem Siegmar mit seiner jungen Frau nach L. übergesiedelt, brachten die Zeitungen die Nachricht, daß der Kassierer des betreffenden Londoner Bankhauses in Frankreich gefaßt worden und man noch die ganze gestohlene Summe bei ihm vorgefunden. Auf diese allgemeine Nachricht folgte bald eine besondere des Bankhauses, welche eine nun weit günstigere Gestaltung der Dinge in Aussicht stellte; und als Siegmar von seiner sofort nach London unternommenen Reise zurückkehrte, konnte er seiner geliebten Frau die, wie er wähnte, für sie gleichwie für ihn freudige Mitteilung machen, daß der Verlust sich nunmehr nicht auf das Ganze erstrecke, sondern sich auf einen kleinen Teil beschränke, der im Verhältnis zum ersteren kaum in Betracht komme.

Die Art, wie sie diese gute Kunde aufnahm, mußte ihn

betroffen machen. Dieselbe schien ihr einen gleichen Schrecken, ein gleiches Entsetzen einzuflößen, wie die Nachricht von dem Verlust seines Reichtums. Wie sonderbar ihr Benehmen damals gewesen, fiel ihm jetzt erst recht befremdend auf, nun er, nicht wie zu jener Zeit durch so viel anderes Wichtige und Traurige abgezogen, ernstlich darüber nachdachte und fand, es lasse sich doch nicht wohl genügend aus der augenblicklichen Bestürzung und dem Kummer um den Vater erklären. Viel weniger aber konnte er dem letzteren den Schmerz zuschreiben, der sich, wenn auch gewaltsam zurückgedrängt, dennoch seinem Auge sichtbar beim Anhören der günstigen Nachricht in ihrem Angesicht, in ihrer Gebärde ausgeprägt. Daß nicht der Gedanke an Armut sie damals so erschreckt, hatte er längst eingesehen, denn sie bewies ja — seit des Vaters Tode — eine Gleichgültigkeit gegen äußere Annehmlichkeiten des Lebens, vom Unbedeutendsten bis zum Wichtigsten, die er wohl aus ihrer tiefen Traurigkeit hergeleitet, die ihn aber nichtsdestoweniger oft geschmerzt. Und nun er ihr die Nachricht brachte, die sie doch wenigstens in Rücksicht auf ihn freuen mußte, erfaßte sie ein Schmerz, der an Verzweiflung grenzte.

„O, wärst Du arm geblieben!“ hatte es sich von ihren Lippen gerungen.

O, wärst Du arm geblieben! klang es in ihrem Herzen unablässig. Die Armut hätte ich mit Dir tragen können, sie allein hielt mich aufrecht; sie schrieb mir in jener Stunde meine Pflicht vor, um derentwillen ich meinem Glück entsagte; sie hieß mich Armin das Wort der Treue brechen, um es Siegmar zu halten; sie forderte das schwerste von mir, das

ein Menschenherz vollbringen kann, und nun es vollbracht, unwiderruflich vollbracht ist, nun wendet sie mir, mich der einzigen Stütze beraubend, den Rücken und höhnt meines Jammers: es war umsonst! O Siegmar, wärst Du arm geblieben — Dein Reichtum bricht mir die Kraft!

Sie brach nicht mit einem Male die ohnehin schwache Kraft ihrer schwergeprüften Seele, aber sie schwand langsam dahin. Je liebreicher Siegmar ihr Leben hütete und umsorgte; je ängstlicher er jede kleinste Sorge fern von ihr hielt, um ihr krankes Gemüt nicht noch mehr zu trüben; je weniger eine äußere Notwendigkeit ihre Widerstandsfähigkeit verlangte und stärkte; je mehr Siegmar ihr Leben mit des Reichtums Glanz zu verschönern suchte, je herber empfand sie, daß sie das Opfer ihrer Liebe umsonst gebracht, um so tiefer versank sie in ihr Herzleid, zu um so größerer Pein ward ihr Siegmars Liebe, die sie zu erwidern unfähig war. Sie war ihm gut, o so gut, wie nur je und es that ihr weh, daß sie ihn nicht glücklich machen konnte; sie klagte sich bitter an, daß sie ihm für seine Güte nur Schmerz bereite; aber wie sie sich auch mühte, sie konnte ihr Herz nicht bezwingen — ihre Liebe gehörte Armin, und diese Liebe verzehrte sie.

Als der Sommer vergangen und der Herbst kam, ungewöhnlich kalt und rauh, da hatte der nimmer ruhende Schmerz ihre zarte Gesundheit zerrüttet, und die Ärzte rieten dem bekümmerten Siegmar, für die Wintermonate ein wärmeres Klima aufzusuchen:

„Eine Luftveränderung wird sie bald wieder herstellen.“

O, wenn in anderer Luft, in anderer Umgebung das kranke Herz wie der Körper genesen könnte!

Mit krankhafter Hast drängte Erna zu der Reise, der sie anfangs fast angstvoll widersprochen, und Siegmar kam ihrem Wunsche willig entgegen — Italien war seine letzte Hoffnung. Er litt kaum weniger als Erna. Er hatte bald erkennen müssen, daß sie ihm etwas zu verheimlichen bemüht sei, das sie, wenn er darum fragte, mit einem Lächeln, welches ihm ins Herz schnitt, verleugnete.

Wie gut sie auch gegen ihn war, er fühlte den Zwang, den ihre sanfte Heiterkeit, die sie stets zeigte, wenn er bei ihr war, sie kostete; er fühlte, daß sie seine Liebkosung duldete, nicht erwiderte, und er empfand, daß sie grenzenlos litt, wenn sein Blick traurig fragend, mit leisem schmerzlichem Vorwurf auf ihr ruhte, oder er sie beschwor, ihm zu sagen, was sie betrübe. Sie mühte sich dann stets, um so liebevoller und inniger ihm zu beweisen, wie gut sie ihm sei, wie dankbar für seine große edelmütige Liebe — aber seine Liebe war ihr eine Pein, das empfand er, wie rührend und zartsinnig sie es ihm auch zu verbergen, ihn darüber zu täuschen suchte; und auch, daß sie sich selbst anklagte, seine Liebe nicht erwidern zu können, las er aus ihrer Seele. Lange forschte und grübelte er vergebens, was — w e r die Ursache ihres geheimen Leides sein könnte; doch allmählich fand er sie, und er hätte nicht zu sagen gewußt, ob der Schmerz bitterer Täuschung, ob das tiefe Mitleid mit ihr größer. Er klagte seine Blindheit als die Ursache ihres Unglücks an und versuchte sich zu bereden, er hätte es über sich vermocht, ihr zu entsagen, hätte er ge=

wußt, daß sie einen Andern — Armin mehr liebe als ihn. Er entsann sich nun unzähliger Einzelheiten, die einen weniger Unbefangenen, weniger Vertrauenden längst vor dem verhängnisvollen Tage hätten die Wahrheit müssen erkennen lassen.

Schon das erste Wiedersehen der beiden und Ernas befremdende Erregung, Armins sonderbares Wesen, das er teils auf schwermütige Naturanlage, teils auf Künstlerlaune gedeutet; so mancher Blick, so manche Äußerung, denen er so wenig Wichtigkeit beigelegt, wie vielleicht die beiden, oder doch Erna selbst: Unzähliges schien ihm nun so klar, daß er nicht fassen konnte, wie er so lange das unbeachtet gelassen und in einer Täuschung hatte leben können. Daß Erna den Entschluß gefaßt, ihr Verlöbnis zu lösen und nur von Edelmut sich habe leiten lassen, als sie ihm Wort hielt, ahnte er nun; ihr gleichsames Erstarren, als er ihr sagte, er sei verarmt, und ihr schmerzliches Erschrecken bei der Kunde von dem geretteten Reichtum schienen ihm nun erklärt. Und noch eins kam hinzu, dessen er mit großer Bitterkeit gedachte, das Schicksal selbst hatte ihm die Lösung in die Hand gelegt, da es noch Zeit gewesen, und er hatte sie von sich gewiesen aus — Ehrenhaftigkeit.

Am Tage, da auf des Sterbenden Wunsch die Trauung vollzogen werden sollte, hatte er noch schleunigst dies und jenes in L. zu erledigen gehabt. Im Begriff, wegzufahren, hatte er Käthe erblickt, die mühsam durch den hohen Schnee die steil ansteigende Straße entlang trippelte. Auf seine Frage: „Wohin?“ hatte sie — wie ihn nun dünkte, ein wenig verlegen — gesagt, sie solle für Erna einen Brief nach der Post tragen. Nur zögernd war sie seinem Gebot, ihm den Brief

zur Besorgung zu geben, nachgekommen — er hatte der alten Frau den Weg ersparen wollen. Mit Verwunderung hatte er Armins Namen auf dem Umschlag gelesen. Er erinnerte sich genau, daß — obgleich auch nicht das geringste Mißtrauen sich in ihm geregt — es ihn doch überrascht und nicht angenehm überrascht hatte, zu finden, daß Erna an Armin schrieb und vor ihm ein Geheimnis daraus machte; denn Erna wußte, daß er in die Stadt fuhr — weshalb gab sie nicht ihm den Brief? Sie hatte ihm an jenem Abend gesagt, Armin habe des andern Tages abreisen wollen und sei dagewesen, lebewohl zu sagen. In der folgenden Aufregung hatte keines von ihnen Armins wieder erwähnt noch — wie er geglaubt — seiner gedacht.

Während der Fahrt nach L. hatte er sich unablässig damit beschäftigt, was für eine Bewandtnis das habe, und er entsann sich deutlich des Gefühls der Beschämung, das ihn erfüllt, als er sich wiederholt auf dem Verlangen ertappt, den Brief zu öffnen. Unwillkürlich hatte er sich des Gespräches erinnern müssen, worin er gesagt, Eifersucht sei der Liebe unwürdig, und, sich tadelnd, daß er kleinlich denke, hatte er sich gesagt, daß, was immer Erna thun möge, scheine es noch so seltsam, nur gut und recht sein könne — und er hatte der Versuchung widerstanden. O über diesen kleinen verhängnisvollen Sieg! der ihn damals mit solcher Selbstzufriedenheit erfüllt.

Ihm war nun, als kenne er den Inhalt des Briefes, ohne ihn gelesen zu haben: Als Armin gekommen, Abschied zu nehmen, und sie allein gefunden, war es wohl zum Aussprechen zwischen ihnen gekommen, und Erna mochte ihr Wort

von ihm, Siegmar, zurückzufordern sich entschlossen haben; dann hatte sie bei der Nachricht von seiner Verarmung und angesichts seines heftigen Kummers sich unfähig gefühlt, ihm solchen Schmerz zuzufügen — hatte er sie doch gefragt, ob nur dem reichen Manne ihre Liebe gehört und ob diese nicht stark genug, die Armut mit ihm zu tragen —, da hatte sie ihrem Glück entsagt und war, um des sterbenden Vaters letzten Wunsch zu erfüllen, noch vor dessen Tode sein Weib geworden.

Und er selbst trug diese Nachricht zu Armin!

Er war, in L. angelangt, sofort nach dessen Wohnung gefahren, ohne ihn anzutreffen; er habe schon vor mehreren Tagen abreisen wollen, sagte man ihm, doch habe er seinen Entschluß wieder geändert; man wisse nicht, wann er reisen, noch wann er zu Hause anzutreffen sein werde.

Er hatte Brief und Gruß zurückgelassen, da er, so schnell es anging, nach X. zurückkehren mußte, also nicht noch einmal vorsprechen konnte.

Armin hatte schon vor mehreren Tagen abreisen wollen (so hatte auch Erna gesagt — es war ihm unbegreiflich gewesen, wie er daran hatte zweifeln können), und hatte sich dann, wie schon öfter, durch irgend etwas wieder zurückhalten lassen. Daß Doktor Hagen so schwer erkrankt, hatte er natürlich nicht erfahren, sonst wäre er gewiß noch einmal nach X. hinaus gekommen, um nach dem guten alten Mann, von dem er doch so viel hielt, zu sehen. Vielleicht hatte ihn Erna davon benachrichtigen und ihm mitteilen wollen, daß die Trauung schon heute stattfinde. Nichts Geheimes vor Erna duldend,

hatte er bei seiner Rückkehr gesagt, er selbst habe ihren Brief an Armin besorgt. Damals hatte er jede Veränderung in ihren Zügen dem Kummer um ihren Vater zugeschrieben, dessen leises Stöhnen sie, wie ja auch ihn, in beständiger schmerzvoller Erregung hielt; nun aber deutete er ihr Erschrecken, ihre Verwirrung ganz anders.

„Erna, darf ich nicht wissen, was Du Armin geschrieben?“ hatte er gefragt, als sie stumm geblieben.

Da hatte sie, ohne ihm ihr Antlitz zuzuwenden, leise gesagt: „Ich — ich hatte ihm ein — Unrecht abzubitten.“

Das war ihm wohl sonderbar erschienen: Erna! sie sollte irgend jemand, und gar Armin, ein Unrecht gethan haben? Aber es konnte ja sein; er war sehr empfindsam — vielleicht hatte er ein Wort von ihr an jenem Nachmittage, da er ihr lebewohl gesagt, übel aufgefaßt und war gekränkt hinweggegangen — das war manchmal vorgekommen — und nun hatte es ihr leid gethan und es war ihrem guten Herzen Bedürfnis gewesen, es auszusprechen.

So hatte er es sich zurechtgelegt und kein Schatten eines Verdachtes war in ihm aufgestiegen.

Er hatte dessen zuerst wieder gedacht, als er, wie alle Welt, einst gefragt:

„Wo nur Armin weilen mag, man hört und liest nichts mehr von ihm.“

Da war eine erschreckende Veränderung in ihren Zügen vorgegangen, die sie dann freilich mit körperlichem Übelbefinden zu erklären versucht. Aber so oft er oder andere hinfort des jungen Geigers Namen genannt, so oft auch hatte er beobachtet,

wie gewaltsam sie einen inneren Schmerz zu bezwingen und zu verbergen gesucht. So ahnungslos er bis dahin gewesen, so scharfblickend war er nun, und während sie ihn immer noch über sich zu täuschen und ihn unbefangen glaubte, entging ihm keine leiseste Regung in ihrem Innern — er litt mit ihr und um sie.

Er hatte nun wohl versucht, auf vorsichtige, zarteste Weise sie zum Aussprechen zu bewegen, ihm Vertrauen zu schenken, enthülle ihm dieses auch das Schmerzlichste. Wiederholt hatte er das Gespräch auf Armin gelenkt, aber es später nicht mehr gewagt, weil er fürchten mußte, die furchtbare Anstrengung, ihm zu verbergen, wie sie dabei litt, müsse ihr schaden; denn mit unbeschreiblichem Schmerz sah er, wie ihre Gesundheit dahinschwand. Er glaubte zu durchschauen, daß es vor allem eine tödliche Angst sei, die sie foltere — galt dieselbe Armins gänzlichem Verschollensein? Ihn selbst verlangte nach einer endlichen Nachricht von dem jungen Freunde. Er forschte nach ihm, keine Mühe scheuend, er wollte, er mußte Armin finden.

So brachte er sein krankes, mehr denn je geliebtes Weib nach Italien — Italien schien ihm die letzte Rettung.

* * *

Der Vielbesprochene, Vielgesuchte, Vielvermißte war inzwischen von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Berg zu Thal und wieder vom Thal auf die Berge gezogen, nirgends Ruhe findend. Er vermied alle vielbesuchten Orte und verweilte nur in Gegenden und Plätzen, die einsam, weitab vom Verkehr lagen. Wohl versuchte er, den Anblick fröhlicher

Menschen wieder zu ertragen, zu leben, wie die anderen lebten, aber er vermochte es nicht. Finsterer, verbitterter trieb es ihn nach jedem Versuch hinweg auf unwirtbaren Wegen in irgend eine wilde Einsamkeit. Auch seine Geige war ihm kein Trost. So oft er zu spielen begann, überwältigte ihn der unbezwingliche Schmerz — „Du hast ja Deine Geige!" Diese letzten Worte seines Vaters, aus denen er so oft Mut und Kraft geschöpft, sie schienen ihm wie eine herbe Verhöhnung seines Geschicks, seit auch Erna sie ihm zum Trost, gleichsam zum — Ersatz geboten. Wie oft er seinen Schmerz im Spiel zu vergessen, nur zu lindern suchte, das bittere Wort klang ihm aus jedem Ton, den er den Saiten entlockte; er ertrug ihren Klang nicht und ließ sie verstummen.

Mehr als einmal war ihm in dunklen Stunden die Versuchung genaht, diesem elenden Dasein ein Ende zu machen — wäre es Sünde?

Wenn wir uns unter gewissen Umständen berechtigt glauben, auf einen andern Menschen die tötende Waffe zu richten: im Kriege, im Zweikampf — warum denn nicht auf uns selbst? Steht unser eigenes Leben höher als das eines andern? Soll der Tod nur ein Schreckbild der Rache, der Strafe sein, nicht aber eine Erlösung? Ist ein selbstgewählter schneller Tod des Menschen unwürdiger als ein langsames, den Leib wie die Seele und alles Gute und Hohe, das ihr innewohnt, zerstörendes Siechtum?

Wer, der nicht selbst in Stunden äußerster Verzweiflung mit der schwarzen Versuchung gekämpft und sie besiegt kraft des Göttlichen in seiner Seele, das, mächtiger als die Ver-

suchung, die ihn herabzog, seinen Blick emporlenkte zu einem Etwas über dem Erdenleid und ihm gebot: wie groß auch dieses, Du sollst größer sein! Wer, der nicht selbst bereits die Hand nach der Erlösung ausgestreckt, aber einer edlen Pflicht gehorchend, sie zurückzog und aus dieser die Kraft schöpfte, sein schweres Leben weiter zu tragen — wer, der nicht des Lebens höchsten Jammer gekostet, darf den Stab brechen über den Unglücklichen, der, schwächer als sein Elend, im Kampfe unterliegt!

Ob er der Versuchung widerstanden hätte, wenn nicht der Gedanke an Erna ihn errettet? Ob er ahnte, daß die Angst vor solchem Ende, vielleicht noch mehr als die Sehnsucht sie verzehrte, daß es sie töten würde, wenn — —

Er hatte versucht, seine Liebe im Zorn zu ersticken, indem er sich sagte, sie habe dieselbe verraten und ihm ihr Wort gebrochen, das heiliger, als das Siegmar gegebene; denn dieses habe ein Irrtum, jenes die Liebe gesprochen. Dann wieder suchte er an ihrer Liebe zu zweifeln. Wie hätte sie, wenn sie solche für ihn empfand, Siegmars Frau werden können? Wie wäre sie fähig gewesen, jenen Brief, auf den er in ungestümem Sehnen gewartet von Stunde zu Stunde, daß er ihm die versprochene Nachricht brächte, ihr Verlöbnis sei gelöst und ihn zu ihr riefe — denn nicht eher hatte er ihr geloben müssen, sie wiedersehen zu wollen — jenen Brief, der sein Glück zertrümmerte, wie wäre sie fähig gewesen, ihm denselben durch Siegmar selbst zu senden, wenn sie ihn liebte! Und hätte sie nicht auch ohne das fühlen müssen, welch einen Stachel dies dem Schmerz, den sie ihm anthat, beifügte?

Manchmal wohl erschien sie ihm im Traum: ihr holdseliges Angesicht so bleich, die schönen Augen müd geweint, mit flehend trauriger Gebärde die Arme nach ihm ausstreckend, und er erwachte mit der quälenden Frage, ob sie unglücklich sei, wie er?

Aber es war ja ihr Wille gewesen, der sie beide unglücklich gemacht und — sie hatte doch Siegmar mehr geliebt als ihn; ihm wehe zu thun, war sie unfähig gewesen, weil er elenden Reichtum verloren und nichts mehr besessen als sie — nichts mehr! nichts mehr! wallte es in herbster Bitterkeit in ihm empor. War sie nicht auch sein Einziges? Und nicht erst jetzt, sondern sein lebenlang gewesen? Ihn von sich zu stoßen, das hatte sie über sich vermocht! Nein, sie war nicht solcher Liebe fähig, wie er gewähnt, nicht der Liebe, die des Menschen Leben bedingt. Wie sonst hätte sie von ihm fordern können, das Leben ohne sie zu tragen, wie könnte sie selbst es tragen?

Zwar sagte er sich in ruhigeren Stunden wohl, daß sie das größte Opfer gebracht, das Edelmut zu bringen fähig — allein es ist schwer, einen Edelmut, der unser höchstes Glück fordert, gerecht und edelmütig anzuerkennen. Es hatte ja so kühl ausgesehen auf dem Papier: „Wenn Du diese Worte liest, so ist alles vorüber, Armin, ich habe dann des Vaters letzten Wunsch, und was mir die Pflicht gebot, erfüllt“ — gewiß, sie fand in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht Trost und Beruhigung — wenn sie solcher noch bedurfte. Vielleicht hatte sie längst an Siegmars Seite Glück gefunden? O, sicherlich!

Siegmar war wohl fähig, die Frau, die er liebte, glücklich, und sie eines andern — seiner — vergessen zu machen.

Und dann war ein letztes gekommen, das seinen Glauben an sie und damit die Fähigkeit, sein Geschick voll Fassung zu tragen, vernichtete. Als er einst einen ihm bekannten Musiker aus L. traf, konnte er dem Verlangen, etwas von Erna zu hören, nicht widerstehen, und er vernahm von demselben, daß der Amerikaner, der reichste Mann der Stadt, durch seinen Luxus viel Aufsehen errege; er kenne ihn sowie seine schöne Frau nur vom Sehen; ihm sei vor kurzem die prachtvolle Equipage aufgefallen, da habe man ihm gesagt, es sei die des Claudius. Weiter hatte Armin nichts erfahren; doch, war das nicht genug? Er fragte sich nicht, ob vielleicht Siegmars Verhältnisse sich inzwischen wieder günstiger gestaltet, er sagte sich nur, daß Erna ihm geschrieben, sie sei unfähig, Siegmar in Unglück und Armut zu verlassen, und — daß Siegmar der reichste Mann in L. war. Und in seiner von früh auf durch Leid umdüsterten Seele ward es finsterer.

Zwar nicht immer, wenn er jene Zeilen wieder und wieder las, klangen sie ihm kühl und ergeben, sondern ein unsägliches Weh sprach aus ihnen, ein Weh, davor sein bitterer Groll zerschmolz. Ihm war, als seien die mit zitternder Hand geschriebenen Worte von Thränen ausgelöscht; — aber er wußte nicht, wessen Thränen.

„Armin! Gib mir ein Zeichen Deiner Vergebung! Gib mir diesen einzigen Trost — sonst trage ich es nicht!“ hatte sie ihn angefleht; — aber er hatte ihr kein Zeichen, keinen Trost gegeben, und es kamen Stunden, wo er nur sich, nicht

sie verdammte. Wenn er sie nur einmal noch wiedersehen dürfte, ein einziges Mal!

Seit einigen Tagen weilte Armin in Pisa; doch es duldete ihn nie lange in der Stadt, es trieb ihn hinaus ans Meer. Stundenlang konnte er in dessen Schönheit versunken dem Spiel der Wogen zuschauen; hier ward ihm wohler, ruhiger als irgendwo sonst.

Eines Tages, als er sich eben zum Heimgang wendete, sah er von fern einen Herrn und eine Dame ihm entgegenkommen: Erna an Siegmars Arm. Sekundenlang stand er wie betäubt — dann wandte er sich hastig ab, um der Begegnung auszuweichen, und schritt auf entgegengesetztem Wege davon.

Erna war durch Armins Anblick und sein schroffes Sich-abwenden so heftig erschüttert, daß sie, nicht fähig, ihre Fassung zu wahren, sich willenlos von Siegmar nach dem in einiger Entfernung harrenden Wagen zurückführen ließ. Er hielt ihre Hand fest in der seinen während der Fahrt, aber er sprach kein Wort. In ihrer Wohnung — er hatte die schönste der ganzen Umgegend für sie gewählt — sorgte er mit zärtlicher Fürsorge für ihre Bequemlichkeit und sagte ihr dann, er werde sie auf kurze Zeit verlassen.

Doch sie hielt ihn zurück, angstvoll forschend zu ihm aufschauend — er war so bewegt und zwang sich doch, ruhig zu scheinen. Wie hatte er ihr Erschrecken, Armins kränkendes Benehmen, das ihr die vor ihm so lange mühsam gewahrte Beherrschung geraubt — wie hatte er es gedeutet?

„Siegmar — zürnst Du mir?“ fragte sie leise und bang.

Er wandte ihr sein edles schmerzerfülltes Antlitz zu und erwiderte, ihre Hand erfassend, traurig: „Wenn ich es könnte, Erna, ja, dann möchte ich Dir zürnen, daß Du die Schuld, Dich unglücklich gemacht zu haben, auf meine Seele geladen — o Erna, warum konntest Du kein Vertrauen zu mir fassen? Ich hätte nicht solches Opfer von Dir gefordert, noch geduldet, daß Du es brächtest. Ich wollte Dich ja glücklich machen, Erna, und wähnte, es stände in meiner Macht — hättest Du meiner Liebe vertraut und mir gestanden, daß Dein Herz an — Armin hing —“

„O mein Gott, Siegmar —“

Er lehnte ihr Haupt sanft an seine Schulter und fuhr leise fort:

„Ich weiß es längst, Erna. Meinst Du, Du habest mich darüber täuschen können? O fasse Dich und errege Dich nicht so tief — es ist ein Schicksal, ein trauriges Schicksal, aber vielleicht — vielleicht kann ja alles sich noch zum Guten gestalten. Siehe mich nicht so angstvoll an — es hat mir weh, sehr weh gethan — aber Du hattest es so gut gemeint und es war ein süßer Trug, Erna, ich danke Dir doch dafür — Du warst mein ganzes Glück — nein laß mich gehen — ich will Dir keine Schwäche zeigen.“

„O Siegmar, Siegmar!“ rief sie schluchzend, „Deine Güte tötet mich.“

„Nein,“ sagte er, sich gewaltsam fassend, „Du sollst leben und glücklich sein, Erna.“

Ahnungsvoll, zagend schaute sie ihn an.

„Um Gott, Siegmar, was hast Du vor?“

Er antwortete nicht; sein Entschluß war längst gefaßt gewesen, und nun er Armin gefunden, wollte er keine Stunde zögern, ihn auszuführen. Doch wie er nun das schwere Wort aussprechen sollte, da schnürte es ihm die Kehle zu, er fühlte, er hatte keine Gewalt über seine Stimme, und doch durfte er ihr nicht zeigen, wie nahe es ihm ging, sondern mußte ruhig scheinen — eine heftige Aufregung konnte ja ihre Genesung gefährden, und er hatte sich gelobt, ihr den Abschied nicht schwer machen zu wollen. Sie sollte glauben, es gehe ihm nicht allzu tief, er werde es leicht überwinden, sonst fände ihr gutes Herz doch nicht Ruhe, noch Glück.

Erregter, angstvoller drang sie in ihn, zu sprechen, ihr sei so weh und bang im Herzen, wie nie zuvor. Da hatte er es niedergekämpft und konnte gefaßt sagen:

„Versuche, mich ruhig anzuhören, Erna — nein, sieh' mich nicht so an — dann kann ich's Dir nicht sagen — lehne Dein Haupt noch einmal an meine Brust — — sieh', wie ich erkannte, daß die Liebe zu Armin Dir am Leben zehre, da stand es bei mir fest, daß es an mir sei, Dir das schwere Opfer, das Du mir gebracht, um mich nicht, da ich arm geworden, zu verlassen, mit einem gleichen zu vergelten —"

„O Siegmar," unterbrach sie ihn, „sprich nicht so! Es war — kein — Opfer — ich habe Dich so lieb und werde Dich nie — nie verlassen!"

Mit unendlich wehmutvollem Lächeln blickte er zu ihr nieder.

„Das weiß ich, Erna, aber ich weiß auch, daß Du daran zu Grunde gehen würdest, und deshalb werde ich Dich —

verlassen. O fasse Dich, geliebte Erna, ich bitte Dich — laß uns ruhig und verständig darüber sprechen — nein, unterbrich mich nicht, es muß nun doch gesagt werden. Du weißt, daß es nichts Kleines für mich ist, Dich frei zu geben, aber, was Du, ein so schwaches Wesen, getragen, das werde ich auch tragen können, und es ist nur halb so schwer, wenn ich Dich glücklich weiß. Laß Dir das nicht so zu Herzen gehen, Erna, o weine nicht so bitterlich — Du darfst es mir nicht schwerer machen! Du hast viel mehr gelitten, als ich leiden könnte. Ihr Frauen mit Euren weichen Herzen und empfindsamen Seelen überwindet Euer lebenlang nicht, was ein Mann in kurzer Zeit bezwingt. Du wirst mir immer gleich teuer bleiben — sieh keinen Mangel an — Liebe in dem, was ich da gesagt — es ist nur — ich wollte nur Dich darauf hinweisen, daß ein Mann denn doch nicht so leicht an unglücklicher Liebe stirbt, was Euch zarten Geschöpfen schon geschehen kann, weil Ihr den ganzen Tag nichts zu thun habt, als Euer Herzleid zu pflegen. Und in meinem Alter überwindet man überdies einen Kummer leichter; das Leben hat das allzu Weiche des Gemüts gehärtet, und wir Männer sehen nun einmal das Leben realer an, als ihr. Wir haben tausend andere wichtige Dinge, die unsere volle Geisteskraft erfordern, und die Liebe — das ist ja in solchem Falle ein Glück — macht doch immer nur einen Teil — freilich den schönsten Teil unseres Lebens, aber nicht unser Leben selbst aus. Das Glück, das Du mir gegeben, Erna, es genügt, mein ferneres Leben im treu gehegten Erinnern auszufüllen, und was etwa daran fehlte, das wird mir der Gedanke, daß

ich Dein Glück begründen durfte, reich ersetzen. Glaube mir, es war weit, weit bitterer für mich, Dich so grenzenlos leiden und Dein junges Leben dahinwelken zu sehen — um meinetwillen! Ich bitte Dich, Erna, fasse das nicht als etwas so Ungeheueres auf — nein, martere Dich und mich nicht mit Selbstanklagen. Du hast Dir nichts vorzuwerfen, als daß Du zu edel dachtest; Du wolltest mir den Schmerz, Dich zu verlieren, ersparen — das konntest Du nicht, er trifft mich nur später — —"

Nun brach seine Stimme doch, wie er sich auch bezwungen, ruhig zu sprechen.

Sie war wie vernichtet durch den Schmerz, der sie immer heftiger bei seinen schonenden Worten ergriff, und flehte ihn an, nicht vom Scheiden zu sprechen. Sie fühlte wohl, was ihn diese Fassung koste und daß er die Trennung von ihr nie verwinden werde, so wenig, wie sie gelernt, Armin zu entsagen. Je mehr er bemüht war, sie glauben zu machen, er bringe kein so großes Opfer, je tiefer erschütterte sie seine Güte. Er hatte sich gelobt, es ihr leicht machen zu wollen, sie aber machte es ihm schwer, viel schwerer als er gefürchtet — und doch dankte er es ihr im tiefsten Herzen; die heißen Thränen, die sie um ihn weinte, waren ihm lindernder Balsam, und daß es sie so bitter schmerzte, von ihm zu scheiden — o, es war eine tiefe, tiefe Wohlthat.

„Wir scheiden ja heute noch nicht," sagte er weich, sanft seine Hand auf ihren lockigen Scheitel legend und ihre Stirn, ihre thränenschweren Augen küssend; „aber es mußte doch ausgesprochen werden. Du wirst Dich an den Gedanken ge-

wöhnen und wenn Du ruhiger bist, reden wir weiter darüber. Es muß sein und ist so zu unser aller Bestem. Ich habe Armin lieb gewonnen wie einen jüngeren Bruder und achte ihn hoch; er ist meines Schatzes würdig, ich weiß es, und ich vertraue Dich ihm überzeugungsvoll an. Mich verlierst Du ja deshalb nicht; denke mein wie eines fernen treuen Freundes, der auch Dein — glaube mir — ohne Bitterkeit in herzlicher Liebe gedenkt, und vielleicht, Erna — mag uns in späteren Jahren ein ungetrübtes Wiedersehen beschieden sein. — So, nun leg' Dich nieder und versuche zu ruhen. Ich will Dich jetzt allein lassen, dann wirst Du Dich eher sammeln — laß mich Dir noch einmal ins Auge schauen — Erna!" — —

* *
*

Desselben Abends stand Armin in finsteres Sinnen verloren auf der mondbeglänzten Terrasse seiner Wohnung. Nichts sah er von der Herrlichkeit der Natur ringsum; kein Auge hatte er für die friedenatmende Schönheit der sternflimmernden Nacht — in seinem Herzen wogte und stürmte es, wie kaum je zuvor. Er meinte, erst jetzt, nun er Erna wiedergesehen, ganz zu wissen, wie sehr er sie liebe, wie elend er sei. Er dachte seines unglücklichen Vaters, dessen Ende — und er neidete es ihm. Litt er nicht, wie jener gelitten? Sollte er leben, bis Schmerz und Überdruß auch ihn zu dem herabsinken ließen, was seinem Vater endlich die Selbstachtung geraubt? Sein Vater hatte doch Pflichten gehabt, Pflichten gegen den Sohn, die ihn hätten retten können, retten müssen. Er stand ganz allein. Man würde ihn mit heimlicher, scheuer Hast hinwegtragen, wie den Vater — ihn schauderte, wie er der Stunde gedachte —; die Zeitungen würden einige

Tage die Spalten damit füllen; man würde den Verlust des Geigers beklagen, nach der Ursache forschen und, wenn man die rechte nicht fand, eine oder hundert erdichten — man würde eine Zeitlang über ihn reden, aber trauern würde niemand um ihn. Nur Erna würde um die Ursache wissen, und sie — o ja, es würde ihr doch leid thun.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und als er verstört aufschaute, blickte er in Siegmars ernstbewegtes Antlitz.

„Rudinoff,“ sagte dieser, voll Mitgefühl die schweren Linien beobachtend, die der heftige Schmerz der glühenden, leidenschaftlichen Seele in das schöne, junge Antlitz gezeichnet, „Rudinoff, ich komme, mein teuerstes auf Erden in Ihre Hand zu legen.“

Und als ihn Armin voll düsteren Staunens, den Sinn der Worte nicht fassend, nicht zu fassen wagend, anschaute, fügte er leise hinzu: „Erna.“

Kein Wort der Entgegnung, des Verständnisses von Armins Lippen vernehmend, ergriff er dessen Hand und fuhr mit unterdrückter Bewegung fort:

„Ich weiß alles und beklage tief, daß ich es erst erkannte, als das Opfer schon gebracht war. Wir lieben sie beide, Rudinoff, und meine Liebe ist nicht geringer, als die Ihrige — ich darf es sagen in dem Augenblicke, wo ich ihr der Liebe schwerstes Opfer bringe —, aber die meinige konnte sie nicht glücklich machen. Sie krankt am Sehnen nach Ihnen und ich — entsage ihr. Fürchten Sie nicht, daß ich diesen schweren Entschluß ändern könnte; es ist nicht heute im Augenblick der Erregung, es ist lange beschlossen. Aber mein Forschen nach Ihnen war vergebens und Erna vertraute mir ihr Leid

nicht an, bis heute das unerwartete Wiedersehen ihr die Fassung nahm und ich nun ihr meinen Entschluß aussprach: Erna ist frei."

Er sagte nun dem noch wie betäubt ihm Zuhörenden, wie alles gekommen von dem Abend seiner Rückkehr bis zu dieser Stunde; wie Erna, und er um sie, gelitten; von dem Verlust und Wiedergewinn seines Vermögens, und wie er allmählich die Wahrheit erkannt. Er sagte ihm, daß er nach Amerika zurückzukehren beabsichtige, in L. die Scheidung einleiten und ihm schriftlich alles Notwendige kund thun werde.

Ob er träume, ob es Wahrheit sei — erst allmählich ward sich Armin dessen bewußt. Es schien ihm unfaßbar, daß Siegmar Erna freiwillig entsage. Unwillkürlich fragte er sich, ob er dessen fähig gewesen, und er blieb sich die Antwort schuldig. Er hatte zu Erna gesagt, so wie er könne Siegmar sie nicht lieben — und nun schien ihm dessen Liebe größer als die seine. Siegmars Edelmut ergriff ihn tief und erfüllte ihn mit heiliger Ehrfurcht; daß er glücklich sein sollte, schien ihm in diesem Augenblick gleich unmöglich, wie Erna.

Wie Armin seine Entsagung auffaßte, was er sprach und seinen Bestimmungen entgegnete, gab Siegmar aufs neue die Gewißheit, daß er des Opfers, das er brachte, würdig sei, und er fühlte eine freudige Ruhe in sein Gemüt einziehen.

„Erna ist krank," sagte er zum Abschied, „und bedarf großer Schonung, ich lege Ihnen das dringend ans Herz. Aber sie wird genesen — an Ihrer Liebe, ich bin davon überzeugt. Sie wissen, wo Briefe mich finden, Rudinoff — ich möchte Gewißheit haben, ob sie gesund — ob Ihr glück-

lich seid. Ich will sie nicht wiedersehen — bringen Sie ihr meinen letzten Gruß und — halten Sie sie hoch, Rudinoff."

Tief erschüttert erwiderte Armin die Umarmung und den Händedruck des edlen Mannes.

„Bis zum Ende!" gelobte er mit erstickter Stimme.

Nach seiner Wohnung zurückgekehrt, hatte Siegmar eine Unterredung mit der treuen alten Käthe, die ihrem Herzenskinde auch hierher gefolgt war. Sie mochte wohl auch längst durchschaut haben, wie es in dem Herzen ihrer kleinen Erna aussah, und hatte, nichts Gutes ahnend, kummervoll auf des Herrn Rückkehr gewartet. Erna hatte allein zu bleiben verlangt, als Siegmar sie verlassen, aber Käthe hatte im Nebengemach ihr bitterliches Weinen gehört. Und bitterlich weinte nun auch die Alte, als sie dem guten Herrn in die Hand gelobte, Erna ferner wie ihr Kind zu hüten und zu pflegen und, was sie vermöge, dazu beizutragen, daß sie heiter und gesund werde — es war gar so traurig, daß Eines unglücklich werden mußte um des Andern Glück.

Die übrigen Stunden der Nacht verbrachte Siegmar mit Vorbereitungen zu seiner Abreise und mit Schreiben.

Als das Morgenrot den Himmel überflutete, öffnete er leise die Thür zu Ernas Gemach — er mußte sie noch einmal sehen. Sie war in traumschweren, unruhigen Schlummer gesunken, das süße bleiche Angesicht vom rosigen Morgenstrahl überhaucht und mit Thränenspuren an den Wimpern. Die eine Hand hielt sie aufs Herz gedrückt, die andere hing vom Kissen herab; er wollte dieselbe küssen, aber er wagte es nicht, aus Furcht, sie werde erwachen — er konnte, er durfte

nicht Abschied von ihr nehmen. Er flehte zu Gott für ihr Glück — da zuckte es wie heftiger Schmerz über ihr Angesicht —

„Armin!“ rief sie leise im Traum.

Da neigte er sich, drückte seine zuckenden Lippen auf ihr Gewand und verließ, ohne sich zu wenden, das Gemach.

Als die ersten Sonnenstrahlen den Meeresspiegel berührten, hatte er Pisa verlassen.

* * *

Es war wieder an einem Novembertag, als ein Trauerzug sich den steilen Berg hinan nach dem wunderbar schön gelegenen Friedhof von X. bewegte. Aber es war kein stürmischer Tag, düster und regenschwer, die Luft war ruhig und weich; die Sonne füllte den Äther mit goldig rotem Schein und in goldig rote Farbenpracht waren noch die Wälder gekleidet — ein Tag voll herbstestrauriger Schönheit. Auch war der Zug kein unheimlicher; nicht mit scheuer Hast — langsam, feierlich bewegte er sich bergan; im vollen Ornat schritt der Priester voran; der Sarg war mit Blumen ganz bedeckt und unabsehbar schien der Zug der Leidtragenden. Weit ab von den übrigen Gräbern, in einem Winkel der Umfassungsmauer, neben dem Hügel des Selbstmörders, hatte man eine Gruft gegraben und dort hinein senkten sie den Sarg — sie hatte es so gewollt: Erna.

Nach jenem Tage war sie in eine schwere Krankheit verfallen, und ob sie gleich anscheinend kräftiger, als sie lange Zeit vordem gewesen, davon erstand, sie genas doch nicht mehr. Armins Liebe konnte ihr wohl das Leben verschönen

und ach! so begehrenswert machen, nicht aber es erhalten. Die Kraft war gebrochen und richtete sich nicht mehr auf.

„Das Glück ist zu groß, Armin, es kann nicht währen," sagte sie wehmütig, wenn er mit Aufbietung all seiner immer mehr versagenden Kraft sie und sich selbst zu täuschen, das herbe Weh in seiner Brust zu ersticken versuchte.

Ja, es war zu groß, das Glück, es konnte nicht währen!

Was er litt — wer könnte es beschreiben! Und wer es könnte, hätte der den Mut dazu?

Der Abend war längst herabgesunken; der Mond war aufgegangen in unwandelbarer Schönheit und die Sterne funkelten in ewig gleicher Pracht — als wäre nichts geschehen, und immer noch stand der einsame Mann, auf die feuchtkalte Friedhofmauer gestützt, und starrte auf den frischen Hügel zu seinen Füßen. Er weinte nicht; der Thränenstrom war versiecht, das Herz war gestorben.

O, daß man weiter leben kann, wenn das Herz tot!

Er hatte es ihr in der Sterbestunde geloben müssen, zu leben — seiner Kunst zu leben; denn sie las den finstern Entschluß, mit ihr zu sterben, aus seiner vom äußersten Schmerz erfüllten Seele, und die Furcht, die sie so unablässig während seines Verschollenseins gemartert, er würde enden, wie sein Vater geendet, ließ sie, sterbend, ihm das Gelübde abfordern.

„Laß mich neben Deinem armen Vater ruhen," bat sie, „dann weiß ich, daß Du mir Wort hältst." — — —

Und er hat es gehalten das schwere Wort. Er lebt — lebt seiner Kunst allein und hat in ihr das Höchste, das erreichbar ist, erreicht. Man nennt seinen Namen allüberall. Was die Welt an Ehren und Gütern zu bieten vermag, es

ist ihm zu teil geworden, und mehr als das: er weiß, daß ihm die Herzen derer gehören, die je seinem Spiel gelauscht.

Wer, der es gehört, könnte dieses Spiel vergessen! Alles, was das Herz je an Leid erfahren und überwunden, weckt es überwältigend auf. —

Wohl denen, die noch Leid zu empfinden fähig! Leid und Trauer, Schmerz und Kummer, und wie sie heißen des Leids Geschwister alle — sie alle tragen ihre Linderung in sich, sie alle wenden den Blick nach oben, Heilung verlangend, Heilung erhoffend, der Heilung fähig; sie alle haben Worte und Thränen, die Last zu erleichtern; sie alle weichen wandelnd der Freude und gehen vorüber.

Nicht aber der Gram, der unvergänglich, den nichts lindert, nichts sänftigt; der unablässig langsam nagend des Menschen Herzblut tropfenweis fordert und stückweise zerbröckelt die Lebenskraft. Er hat nicht Thränen noch Worte, die Last zu erleichtern; nicht schaut er gen Himmel, erfleht keine Heilung, den starren Blick zur Erde gesenkt, voll finsterer Hoheit wehrt er dem Trost; und nimmer sich wandelnd noch der Freude weichend, erstirbt er nur, wenn er vollendet sein trauriges Werk.

Es wohnt in Armins Seele der finstere Gram.

Hehre Muse! entleihe die engelgleichen Züge der Verklärten und laß seine Seele vom Gram genesen.

Olga.

Irgendwo an der blauen Mulde steht auf hohem, schroff emporsteigendem Felsen ein altes Schloß, das, zum Teil schon Ruine, zum Teil noch wohlerhalten, nur noch dazu dient, die Gegend mit seiner altertümlichen Schönheit zu schmücken. Bewohnt wird es von niemand, selbst nicht von dem alten Kastellan, der das wenig einträgliche Amt hat, die Fremden, welche die alten Mauern durchwandern und von der Höhe den Fernblick über das Land genießen wollen, umherzuführen. Er erzählt jedem, der ein aufmerksames Ohr dafür hat, gern unheimliche, schauervolle Geschichten aus der Chronik des Schlosses, und zwar gibt er mit Vorliebe „Den Tod des letzten Raubritters" zum besten. Mit geschichtlichen Thatsachen nimmt es der gute Alte dabei nicht eben genau; allein er versichert mit solcher Feierlichkeit, es habe alles sich so zugetragen, wie er es erzählt, daß ihm wohl selten jemand den Kummer bereitet, einen Zweifel auszusprechen. Wer oben auf den breiten Söller hinaustritt, behält auch keine Muße dazu, denn die Aussicht, die sich ihm darbietet, nimmt Auge und Herz gefangen.

So weit der Blick reicht, scheinen in diesem gesegneten Thal alle Schönheiten, welche die Natur zu bieten vermag, aneinander gereiht zu sein. Zahllose Dorfschaften erheben sich aus den blühenden Fluren, die sich in reichem Farbenwechsel zu beiden Seiten der Mulde ausbreiten, hier und da von malerischen Felspartien und dichtbewaldeten Hügelketten unterbrochen, die im Westen in das Gebirge, das die Welt hier abzuschließen scheint, auslaufen. Der Fluß fließt dicht unten am Felsen vorbei, nur Raum für das Schienengewebe der Eisenbahn lassend. Die bläulichen Wasser spiegeln das alte Raubschloß in schwankenden Umrissen wieder und bilden einen gar seltsamen und reizvollen Kontrast zu dem rötlich schimmernden Gestein des Felsens.

Von all den zahlreichen anziehenden Punkten, die das Auge in nächster Umgebung fesseln, wendet sich der Blick immer von neuem zu dem Kirchlein mit dem zierlichen, schlanken Turm, das sich auf einer Landzunge, die sich weit in die Mulde hineindrängt, erhebt und, aus der Höhe gesehen, gleichsam auf dem Wasser zu schwimmen scheint. Zuweilen trägt der Wind den leise verhallenden Glockenton empor und verwebt ihn mit dem dumpfen Brausen des Wehres, das selbst in dieser Höhe deutlich vernehmbar ist, wenn nicht ein heftiger Sturm sein fernes Rauschen übertönt. Mit rastloser Wildheit stürzt und braust und zischt das Wasser dort hernieder, als sei es seine Aufgabe, die ringsum herrschende friedliche Ruhe durch den Gegensatz seiner ruhelosen, immer wechselnden, unaufhaltsam vorwärts strebenden Gewalt noch wohlthätiger und fesselnder hervorzuheben.

Gegen Süden senkt sich der Berg, sanft absteigend, zum Thal hinab und gewährt mit seinem Städtchen, das zum Teil uralt, zum Teil neu erbaut ist, einen höchst romantischen Anblick. Die meisten der alten Häuschen lehnen sich an den Felsen, der zugleich ihre Rückwand bildet, und sind durch Moos und Gesträuch mit demselben im wahrsten Sinne des Wortes verwachsen; doch bieten sie, sowie ihre Bewohner, ein Bild äußerster Armut, während die neuen Bauten, die sich am Fuße des Berges das Thal entlang ziehen, mit ihren roten Dächern, weißgetünchten Wänden und glänzenden Fensterscheiben den Eindruck behaglichen Wohlstandes machen. Während oben noch die graue Vorzeit zu herrschen scheint, die dem Geiste der Neuzeit gebieterisch das Emporsteigen gewehrt, hat sich unten im Thal die moderne Kultur lebhaft entwickelt. Nicht nur zeugen klappernde Mühlenräder und rauchende Fabrikschornsteine von menschlichem Fleiße, auch eine Krankenheilanstalt hat man errichtet, die jedoch wohl nur Solchen Heilung versprechen darf, die an milder, reiner Luft und dem Genuß reicher Naturschönheit genesen können; sonst bietet die Anstalt wenig, besonders was Bequemlichkeit betrifft. Dennoch sind die acht bis zehn Zimmer derselben fast immer besetzt während des Sommers, und zwar meistens von Fremden, die auf der Durchreise von der überraschenden Schönheit dieses kleinen Paradieses gefesselt wurden, das unbegreiflicherweise selbst von den großen Nachbarstädten so wenig gekannt ist, daß nur der Zufall, selten die Absicht ihre Bewohner hierher führt. Wer aber einmal den Weg nach dem alten Ritterschloß gefunden, trennt sich so leicht nicht wieder von dem Zauber seiner Umgebung.

Heute jedoch hatten die Fremden wie die Bewohner des Städtchens etwas ganz anderes zu bewundern als die im herbstlichen Farbenreichtum schimmernde Landschaft. Droben in der alten Kapelle, die noch zu den ziemlich gut erhaltenen Teilen des Schlosses gehört, war eine Trauung. Die Braut, Fräulein von Herald, hatte mit ihrer Tante die Sommermonate im „Badehaus" verbracht. Dort hatten die Damen die Bekanntschaft zweier Herren gemacht: des Monsieur d'Orange und des Staatsrats Gronau, welche ebenfalls „an dem alten Schlosse hängen geblieben waren", wie der Kastellan sich ausdrückte. Doch hatte nicht allein die Natur sie hier gefesselt, sondern vielmehr die schönen, graublauen Augen Olga von Heralds. Der elegante Franzose hatte die Bekanntschaft vermittelt, und zu aller Verwunderung gewann der etwas schüchterne, linkische, schon im reifen Mannesalter stehende Staatsrat das Herz und die Hand der schönen jungen Dame.

Nach kurzer Abwesenheit war der Bräutigam hierher zurückgekehrt, um, dem dringenden Wunsche seiner Braut zufolge, die Trauung in der alten Kapelle vollziehen zu lassen, in welcher sie einander zum erstenmal begegnet waren und wo nun der schon damals geschlossene Bund der Herzen durch des Priesters Mund für das Leben gesegnet werden sollte.

Das war etwas Seltsames, nie Erlebtes in dem kleinen Orte, wo gar manchen Sonntag ein festlich geschmücktes Paar in das Thal hinabwandelte, um in der stattlichen Kirche das bedeutungsvolle „Ja" zu sprechen, wo aber seit Menschengedenken niemand mehr in der alten Schloßkapelle gebetet, wo

man noch nie eine so vornehme Hochzeit erlebt hatte. Kein Wunder also, daß Alt und Jung sich an die Thür der Kapelle drängten und um das Schloß gelagert waren, um soviel wie möglich zu hören und zu sehen.

Während draußen alle lauschten und erwartungsvoll nach dem Eingang der Kirche spähten, verrichtete drinnen der greise Prediger seine heilige Handlung und sprach schöne, ergreifende Worte, die in dieser Umgebung einen tiefen Eindruck auf alle nicht verfehlten. Das Licht fiel nur gedämpft durch die schmalen, vergitterten Fenster; die schmucklosen Wände sowie die Decke zeigten bedenkliche Spuren des Alters und erregten in manchem zaghaften Herzen die Furcht, die Mauern könnten vor Verwunderung über das ungewöhnliche Ereignis zusammenfallen. Der kleine steinerne Altar war mit einem kostbaren Teppich, die rauhen Steine des Bodens mit dicht gestreuten Blumen und Zweigen bedeckt. Fast geisterhaft schimmerte das schwere weiße Atlasgewand der Braut in dem ungewissen Licht, das ihre Züge unter dem die ganze Gestalt umwallenden Schleier nicht erkennen ließ; doch vernahm man deutlich ihr freudiges „Ja“.

Die Ringe wurden gewechselt:

„Was Gott zusammenfügt ....“

Ein lautes Gepolter unterbrach das verhängnisvolle Wort und die lautlose Stille.

Entsetzt blickten alle in die Höhe, und ehe noch der Schreck einen Gedanken bilden konnte, löste sich ein Stein aus der morschen Decke und fiel polternd mitten zwischen das Brautpaar, jedoch ohne es zu verletzen. Nur einen Teil des Schleiers zerriß er im harten Vorbeistreifen.

Nach sekundenlangem Schweigen schloß der alte Prediger mit zitternder Stimme:

„.... das soll der Mensch nicht scheiden!“

Dann drängte er selbst das Paar hinaus. Die anwesenden Gäste folgten, und kaum hatten sie das Freie erreicht, als dem ersten Steine mehrere andere folgten....

Es war die letzte heilige Handlung, die das Kirchlein sah. Das fernere Betreten desselben wurde polizeilich untersagt.

Der alte Kastellan erzählt seitdem diese Geschichte der Neuzeit noch lieber als die Schauerthaten vergangener Jahrhunderte, und zwar mit manchem Zusatz seiner eigenen Phantasie. Auch unterläßt er nie, kopfschüttelnd hinzuzusetzen:

„Ein böses Zeichen! Wird kein Glück in der Ehe gegeben haben!“

Das mußte nun wohl die Braut nicht befürchten. Als sie am Arm ihres Erwählten in das helle Sonnenlicht hinaustrat, zeigte sie der gaffenden Menge ein zwar bleiches, aber von Glück strahlendes Antlitz. Der gleiche Ausdruck lag auf den Zügen des Bräutigams, doch schien demselben das neugierige Anstarren lästig. Er führte seine junge Frau eilig hinab nach der Stelle, wo die Wagen warteten, und überließ es den Gästen selbst, zu folgen.

Es war nur eine kleine Zahl; der Onkel und Vormund der verwaisten Braut, General von Herald, ein alter, stolz aussehender Herr in Uniform, dessen strenger Blick die Menge so scharf überflog, wie wenn er seine Soldaten musterte. Er führte eine alte Dame mit spitzen, abstoßenden Gesichtszügen und langer magerer Gestalt, die unverheiratete Schwester des

Generals, Thusnelde von Herald, welche bisher Mutterstelle bei ihrer Nichte vertreten hatte. Sie sah mit einem Blick in die Luft, der deutlich sagte: „Das kleine Gewimmel dort unten ist des Ansehens nicht wert.“ Dabei machte sie spitze Bemerkungen über den kindischen Eigensinn und Hang zum Abenteuerlichen, der ihnen beinahe das Leben gekostet hätte, die aber von dem Bruder nur mit Achselzucken beantwortet wurden. Dann folgten zwei jüngere Paare, je eine Schwester von ihrem Bruder geführt, sämtlich Kinder des Generals. An den beiden Leutnants war die Uniform das einzig Bemerkenswerte, desgleichen bei den Schwestern die auffallenden Toiletten; im übrigen war ihr Äußeres zu alltäglich, um angenehm oder auch unangenehm berühren zu können.

Ihre nichts weniger als freundlichen Gesinnungen für die Braut würden nicht gewonnen haben, hätten sie die Vergleiche der ländlichen Zuschauer gehört, welche dieselben ziemlich derb und unverblümt einander zuraunten.

Unten im Badehaus nahm die Gesellschaft im festlich geschmückten Saal das Hochzeitsmahl ein, bei welchem es sehr still herging, indem sich keiner recht behaglich und in festlicher Stimmung befand. Selbst ein flüchtiger Beobachter mußte sofort bemerken, daß keiner der Hochzeitsgäste irgend welche Sympathie für das neuvermählte Paar empfand, während das letztere, dies fühlend, nur verstohlen einen freundlichen Blick austauschte. Jeder schien froh, als das Mahl beendet war und der Zug bald darauf die Heraldsche Familie nach der Residenz zurückführte, während das junge Paar erst eine Stunde später in entgegengesetzter Richtung abreisen wollte.

Staatsrat Gronau schloß, sobald er mit ihr allein war, seine junge Frau heftig in seine Arme und sagte erregt:

„Olga, ich zittere noch bei dem Gedanken, daß der Stein Dich hätte treffen können! Es war unrecht, Deinem thörichten Wunsche nachzugeben. Ich werde von nun an lernen müssen, gegen die Schwäche meines Herzens zu kämpfen, Deinen Bitten, Deinem Lächeln widerstehen zu können.“

Sie lehnte das blonde Köpfchen an seine Schulter und sagte, mit ihrem reizenden Lächeln, das bisher jeden Widerstand besiegt, zu ihm emporblickend:

„Aha! Das ist der Herr und Gebieter!“

Dann ernster werdend und ihre Arme um seinen Nacken legend, fuhr sie fort:

„Mache mir keinen Vorwurf, Geliebter! Der Stein hätte auch Dich treffen können... der Gedanke ist Strafe genug für meine Thorheit. Dank Gott, der uns gnädig beschützt... vergib auch Du mir und sieh mich nicht so vorwurfsvoll an!“

Wie hätte er diesem Blick, dieser Bitte zu widerstehen vermocht!

„Was übrigens „den Kampf gegen die Schwäche Deines Herzens“ betrifft,“ fuhr sie schelmisch fort, „so prophezeie ich Dir eine klägliche Niederlage. Du weißt ja bereits, daß ich der verkörperte Eigensinn bin, dem Du jedoch einzig und allein zu danken hast, daß ich heute schon Deine Frau geworden bin; denn nur die Einsicht, daß im nächsten Jahre, wenn ich mündig sein werde, unsere Hochzeit ohne seine Einwilligung würde stattgefunden haben, bestimmte den Vormund, nach heißem Zweikampf so schnell die Waffen vor mir zu strecken.

Ich habe immer durchgesetzt, was ich erreichen wollte, im kleinen wie im großen, und ich will es Dir leise gestehen, es hat mich oft wie Unmut ergriffen und mir die Freude am Errungenen geraubt, daß niemand meinem Eigensinn erfolgreichen Widerstand zu bieten wußte. Ich habe oft das unbestimmte Verlangen gehabt, mich einmal fremdem Willen zu beugen, wenn ich meines Trotzkopfes selbst müde geworden."

Gronau lächelte.

„Und warum hast Du dieses Verlangen nie befriedigt, indem Du Deinem Onkel gehorchtest, Du lieber Eigensinn?"

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Der Onkel hat es nie verstanden, mich zum Gehorsam zu zwingen. Das ist einzig und allein seine Schuld, nicht die meinige."

„So? Also wird auch mich allein der Vorwurf treffen, wenn ich Dich in diesem oder jenem nicht zum Nachgeben bewegen kann? Du wirst einfach sagen, ich habe es nicht verstanden, Dich zu zwingen?"

„Natürlich," lachte sie schelmisch. „Wer wird den Sieger tadeln, weil der Besiegte schwächer war als er? Zeige mir nur, daß Dein Wille stärker ist als der meinige, und Du wirst sehen, wie gern, wie willig ich gehorche!"

Er sah ihr lächelnd und liebevoll in die schönen, strahlenden Augen.

„Von „gehorchen" wird, so Gott will, zwischen uns nie die Rede sein, meine Olga," entgegnete er ernster, „es sei denn dem Gebot des Herzens: des anderen Wünsche zu erraten und zu erfüllen, ehe sie ausgesprochen sind ... und nun will ich

Dich verlassen, Geliebte. Um sieben Uhr geht unser Zug ab ... wirst Du bereit sein?"

„In einer halben Stunde kannst Du die „Frau Staatsrat" abholen, sie wird ihren strengen Gemahl nicht warten lassen. Auf Wiedersehen, Du lieber Mann!"

Sie geleitete ihn scherzend und liebkosend nach der Thür und schritt dann in das angrenzende Zimmer, um ihr Brautgewand abzulegen. Ihr wurde plötzlich so bang, so weh ums Herz. War es der Mangel einer liebenden Mutter oder der Schwesterhand, die sonst auch der ärmsten Braut behilflich ist, die Myrten aus dem Haar zu lösen? Keine ihrer Verwandten hatte den Wunsch geäußert, bis zur Abreise bei ihr zu bleiben ... sie hätte auch keine von ihnen um sich haben mögen. Und doch konnte sie dem Gefühl des Bangens, der Vereinsamung nicht wehren, das sie so plötzlich überfallen, nachdem die Thür sich hinter dem geliebten Mann geschlossen.

Unwillkürlich eilten ihre Gedanken zu der Trauung zurück. Es war ihr, als hörte sie nochmals das Geräusch des fallenden Steines, der wie von unsichtbarer Hand herabgeschleudert wurde, mitten zwischen sie und ihn ... ein greller Mißton in dem heiligen Augenblick. Sie stand so in Gedanken versunken, daß sie leise zusammenschrak, als es klopfte.

„Ah! Gut, daß Sie kommen!" sagte sie zu dem eintretenden Mädchen. „Ich wollte eben die Glocke ziehen, um Ihre Hilfe beim Umkleiden in Anspruch zu nehmen."

Das Mädchen machte ein verlegenes Gesicht.

„Verzeihen Sie," sagte sie zögernd, „Monsieur d'Orange ist draußen und wünscht dringend, Sie zu sprechen."

„Monsieur d'Orange?“ fragte die junge Frau erstaunt. „Sagen Sie ihm, ich bedauere ...“

Das Wort erstarb ihr auf der Zunge. Monsieur d'Orange öffnete die Thür und trat ein, den Hut in der Hand, sich höflich verbeugend und mit liebenswürdigster Unbefangenheit sich entschuldigend.

„Pardon, Madame, ich weiß, daß mein Erscheinen hier sehr ungebührlich, allein eine Sache von größter Wichtigkeit zwingt mich zu diesem Verstoß gegen die Etikette. Haben Sie die Güte, mir fünf Minuten Gehör zu schenken.“

Die junge Frau kämpfte wieder gegen die Bangigkeit, die sie abermals und stärker überfiel.

„Mein Herr,“ sagte sie abweisend, „wollen Sie gefälligst im Saal drüben warten, bis mein Gemahl kommt ... wie Sie sehen, bin ich noch im Brautkleide und habe keinen Augenblick zu verlieren, wenn wir nicht den Zug versäumen wollen.“

Der kleine Franzose mit dem feinen, klugen Gesicht und den stechenden schwarzen Augen lächelte verbindlich, sich abermals graziös verbeugend und zugleich dem Mädchen die Thür so gebieterisch öffnend, daß dasselbe zögernd gehorchte, nachdem sie mit fragendem Blick gesehen, daß die Dame keine Bewegung machte, sie zurückzuhalten.

Olga war sprachlos über solche Dreistigkeit. Eine Flut von Gedanken strömte auf sie ein. Was wollte dieser Mann? Er hatte sich als der eleganteste, feingebildete Kavalier während ihres Aufenthaltes hier den Damen angeschlossen, war dann am Tage nach Olgas Verlobung abgereist — wohin? wußte

man nicht — und erschien nun plötzlich zu so ungehöriger Stunde mit solcher Dreistigkeit ... was wollte er?

Er kam ihrer Frage zuvor.

„Ich bitte nochmals um Verzeihung, Madame, allein ich hatte keine Wahl für eine andere Stunde, da ich erfuhr, Sie würden um sieben Uhr abreisen. Ich mußte Sie sprechen ... wie kurz oder lang unsere Unterredung sein wird, hängt von Ihnen ab.“

Er vertrat ihr, geschmeidig wie eine Katze, den Weg, als sie einen Schritt vorwärts nach der Thür that.

„Ich bitte, Madame, wir dürfen keine Zeugen bei unserer Unterredung haben. Es wäre eine Indiskretion, die ein Franzose sich nie vergeben würde.“

„Mein Herr!“ unterbrach ihn die junge Frau.

„O, ich werde Sie nicht lange belästigen, Madame! Bitte, haben Sie nur die Güte, den Inhalt dieses Papieres zu lesen.“

Er reichte ihr mit höflichem Lächeln ein Blatt. Fast wider Willen nahm sie es und las:

„Ich verpflichte mich, Herrn d'Orange am Tage meiner Hochzeit mit Fräulein Olga von Herald viertausend Thaler auszuzahlen.“

Darunter stand der Name ihres Mannes, von seiner Hand geschrieben ... sie kannte diese Schriftzüge genau.

Sie stand einen Moment stumm und bleich, in Gedanken versunken. Dann sagte sie kalt:

„Mein Herr, ich büße in diesem Augenblick für einen unverzeihlichen Irrtum. Ich hielt Sie für einen Edelmann,

dessen Rolle Sie meisterhaft gespielt. Als Sie sich so dreist den Eingang zu mir erzwangen, fing ich bereits an, meinen Irrtum zu erkennen, jetzt sehe ich, daß Sie ein ..."

„Halten Sie ein, Madame! Keine Beleidigung, ich bitte! Ihr Herr Gemahl hat sich verpflichtet ..."

„Mein Herr, diese „Verpflichtung" ist ein Betrug, mein Gemahl würde mir gesagt haben, wenn er Schulden hätte. Sie irrten, wenn Sie glaubten, auf so plumpe Art Geld von mir erpressen zu können. Entfernen Sie sich sofort von hier, wenn Sie nicht wollen, daß mein Gemahl Sie hier findet und dann zweifelsohne den Händen der Polizei übergibt."

Auf Monsieur d'Orange machten diese Worte nicht den geringsten Eindruck. Auf seinen Zügen lag dasselbe halb listige, halb verbindliche Lächeln.

„Madame befinden sich im Irrtum! Ihr Herr Gemahl hat keine Schulden gewöhnlicher Art... die Zeit ist kurz, in Ihrem eigenen Interesse bitte ich Sie, mich ruhig anhören zu wollen. Vorerst gestatten Sie mir, zu sagen, wer ich bin: Agent für ein Heiratsbureau ... o, bitte, unterbrechen Sie mich nicht, Madame! Ich bedauere, daß Ihnen dieses Wort solches Entsetzen einflößt... ein Heiratsagent ist nicht nur eine sehr nützliche, sondern auch eine sehr einflußreiche Person. Ich befinde mich auf einer Ferienreise und habe in Deutschland ganz allerliebste kleine Nebengeschäfte so auf der Durchreise gemacht, ähnlich wie dieses ...."

Er deutete lächelnd auf das Papier.

„Als ich die Ehre hatte, Ihres Herrn Gemahls Bekanntschaft zu machen," fuhr er fort, „entdeckte ich mit geübtem

Blick, daß derselbe nach dem Besitz einer schönen jungen Dame — er verbeugte sich ehrerbietig — schmachtete, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg; denn er war so verlegen und wenig an Umgang mit Damen gewöhnt, daß er nicht den Mut hatte, Sie anzureden. Ich erriet aus seinem Äußeren sofort, daß er ein Gelehrter sei, der selten über den Kreis seines Studierzimmers hinausgekommen und vor lauter Gelehrsamkeit recht unpraktisch geworden sei. Er dauerte mich, und ich beschloß, ihm zu helfen. Das kostete mich jedoch viele Mühe. Der Herr Staatsrat war schwer zugänglich. Allein, als ich sein Vertrauen gewonnen hatte, gelang es mir bald, das Gespräch auf die junge Dame zu bringen ... ich suche in derartigen delikaten Angelegenheiten meinesgleichen, Madame! Der Herr Staatsrat erwies mir eines Tages die Ehre, eine Flasche Champagner mit mir zu trinken. Ich redete ihm Mut ein, versicherte, daß die betreffende junge Dame sich bereits angelegentlich erkundigt habe, wer er sei — verzeihen Sie, Madame, ich erfuhr das zufällig —, daß sie ein gleiches Interesse verrate wie er, und daß nichts weiter fehle, als die gegenseitig so lebhaft gewünschte Bekanntschaft zu vermitteln ... das würde ich übernehmen. Ihr Herr Gemahl nahm dieses Anerbieten mit Dank an und sagte mir das kleine Andenken, welches ich mir zur Erinnerung an die ohne Zweifel bald stattfindende Hochzeit ausbat, auf diesem Papier hier freudig und ohne Besinnen zu — eine Kleinigkeit für ein Vermögen, das sich auf eine halbe Million beläuft — ich war genau davon unterrichtet, Madame! Da ich nun weiß, daß Herr Staatsrat Gronau kein Vermögen besitzt, so war ich gezwungen — wie

das fast immer der Fall ist — mich mit meiner Forderung an die Dame zu wenden, und da ich aus Erfahrung weiß, daß die jungen Frauen solche kleine Verpflichtungen am bereitwilligsten in hochzeitlicher Stimmung berichtigen, nahm ich mir die Freiheit, Sie, Madame, jetzt zu belästigen ... zu der einzigen Zeit, in der ich hoffen durfte, Sie allein zu treffen. Sie werden mir nun danken, daß ich die Zeugin vorhin gewaltsam entfernte ... aber, mein Gott, Madame, Sie sind so erschreckend bleich! Gestatten Sie ...“

Olga stützte die eine Hand auf den Tisch und erhob abwehrend die andere gegen ihn. In ihrer Brust tobte ein heftiger Kampf. Die elegante Unverschämtheit des ... Agenten trug zu deutlich den Stempel der Wahrheit, um einen Zweifel an seiner Erzählung zuzulassen. Man sah ihm an, wie zufrieden er mit sich und dem „kleinen Nebengeschäft seiner Ferienreise“ war, wie stolz er sich fühlte, ein so feiner und geschickter Vermittler zwischen Schicksal und Menschen zu sein. Eine innere Stimme sagte ihr, daß er wahr spreche ... wieder glaubte sie den dumpfen Fall des Steines zu hören ... ging die schlimme Vorbedeutung bereits in Erfüllung? Ihr Herz drohte still zu stehen. Jeder Blutstropfen war aus ihrem Antlitz gewichen, und nur mit Anstrengung brachte sie langsam die Worte hervor:

„Sie lügen! Sie betrügen mich ... die Handschrift ist gefälscht! Mein Gemahl wird Sie dem Gericht anzeigen.“

„Das fürchtete ich auch, Madame,“ unterbrach er sie mit großer Höflichkeit, „denn, wie gesagt, diese Herren Gelehrten

sind unpraktische Leute. Das war der Grund, weshalb ich zu Ihnen kam. Ich fürchtete es Ihretwegen, Madame... mir kann das Gericht nichts anhaben. Ich bin Kaufmann so gut wie ein anderer, dessen Geschäft noch nie als strafwürdig untersagt ist. Und was nun ein Geschäft wie dieses betrifft, so ist das so rein privater Natur, daß Sie wohl selbst bei näherem Überlegen einsehen werden, wie unangenehm für Sie ein Prozeß wäre, der solche delikate Punkte in die Öffentlichkeit bringen müßte, ohne ein anderes Resultat, als daß ich auf Grund dieser Unterschrift dennoch den Betrag meiner Forderung erhielte. Madame sollten sich das nicht so zu Herzen nehmen, sondern gute Miene zu einem ganz harmlosen Spiel machen. Ich versichere Sie, daß ich fast täglich ein derartiges Geschäftchen abwickele und Ihnen unter Ihren Freundinnen in der Residenz eine ganz hübsche Zahl nennen könnte, die einzig und allein meiner Geschicklichkeit ihr eheliches Glück verdanken. Ich habe Ursache, stolz auf meine glückliche Hand zu sein. Ich habe selten den Kummer gehabt, eine von mir geschlossene Ehe zum Unglück führen zu sehen, und die Ihrige, Madame, wird eine ganz besonders glückliche werden. Bitte, Madame," bat und drängte er mit freundlich überredendem Ton, gewandt Tinte und Feder vom Seitentisch holend, „bitte, zögern Sie nicht länger! Eine Anweisung auf Ihren Bankier, und unser Geschäft ist beendet! Bitte ... es ist so schnell gethan!"

Er hielt ihr die Feder hin, sie nahm sie nicht. Sie war wie betäubt und starrte regungslos vor sich nieder. Sie wehrte sich mit letzter versagender Kraft gegen die schreckliche Gewißheit, die sich ihrer mehr und mehr bemächtigte ... da hörte

sie den Schritt ihres Mannes im Nebenzimmer ... er kam, sie zu holen.

Als er die Thür öffnete, ergriff sie hastig das verhängnisvolle Papier und flog auf ihn zu, sich an seinen Arm klammernd.

„Um Gotteswillen, Olga!“ rief er betroffen, „was ist geschehen? Du bist noch nicht umgekleidet und so erregt ... was hast Du, Geliebte ... ah ... Monsieur d'Orange?“ fragte er im Tone höchsten Staunens, als derselbe jetzt vortrat, sich unbefangen verbeugend. „Sie hier? Was hat das zu bedeuten?“

Monsieur d'Orange wies mit abermaliger Verneigung auf die junge Frau. Dieselbe sagte jetzt hastig, mit stockendem Atem:

„Otto, sag', hast Du das geschrieben? Bei allem, das Dir heilig ist ... sprich die Wahrheit!“

Ängstlich und unsicher durch den ihm unbegreiflichen Auftritt, besorgt durch die Todesangst, die sich in Olgas bleichen Zügen, in ihrer zitternden Stimme kundgab, nahm er das Blatt aus ihrer Hand und hielt es dicht vor die kurzsichtigen Augen ... es war bereits so dämmerig im Gemach geworden, daß er die fremde Schrift nicht sogleich zu entziffern vermochte, allein er erkannte sofort die großen, verschnörkelten Buchstaben seiner Namensunterschrift.

„Was ist das?“ fragte er.

„Ist das Deine Unterschrift?“ drängte sie abermals, heftiger.

„Ich glaube ... ja ... aber ...“

„Ich glaube ... ja!“ wiederholte sie in einem Ton, der wie ein Aufschrei klang.

Sie preßte eine Sekunde lang die Hände auf das Herz,

das so heftig schmerzte, dann wandte sie sich mit Aufbietung aller Kräfte wieder zu ihrem Mann, nahm das Papier aus seiner Hand, eilte nach dem Tisch, auf welchem eine zierliche Kassette stand, nahm ein Blatt heraus und schrieb in fliegender Hast einige Worte; dann reichte sie dasselbe dem Franzosen, der es mit tadelloser Verbeugung ergriff und in seiner Brusttasche barg.

Staatsrat Gronau hatte ratlos und ängstlich bald sie, bald den Franzosen angeblickt, welcher auf die heftiger wiederholte Frage nach der Ursache dieses Auftrittes nur pantomimisch andeutete, es handle sich um etwas ganz Heiteres.

„O, es ist nur ein harmloses Spiel,“ sagte jetzt Olga, mit einem Versuch, zu lachen, „ein kleines „Andenken“ an diesen ... fröhlichen Tag, das Du Monsieur d'Orange versprochen, aber, wie es scheint, in Deiner gewöhnlichen Zerstreutheit vergessen hattest!“

Das Lachen klang dem Staatsrat so unheimlich, so erzwungen.

„Mein Gott, Olga,“ sagte er unruhig, „ich verstehe kein Wort ... Monsieur d'Orange, erklären Sie mir gefälligst ...“

„O, nichts von Bedeutung, verehrter Herr Staatsrat! Ein kleines Geschäft war noch vor Ihrer Abreise zu erledigen ... gar nicht von Bedeutung ...“

Dann, sich tief verneigend vor dem jungen Paar, fügte er hinzu:

„Ich erlaube mir ganz gehorsamst, meine Glückwünsche zu Ihren Füßen niederzulegen, und indem ich Ihnen, Madame,

meinen Dank ausspreche, zu versichern, daß Sie meiner strengsten Diskretion gewiß sein dürfen."

Die Thür schloß sich hinter ihm. Die Glocke auf dem nahe gelegenen Bahnhof gab das erste Signal. Fünf Minuten später entführte der Zug Monsieur d'Orange dem jüngsten Schauplatz seiner Thätigkeit.

„Haha!" lachte er zufrieden. „Ehen werden im .. Himmel geschlossen, haha!"

Olga sah den Zug vorüberbrausen. Sie hatte die Stirn an die Scheiben gepreßt und starrte in die tiefer herabsinkende Dunkelheit hinaus. Sie hörte, halb wie im Traum, die zärtlichen, angstvollen Worte ihres Mannes, der dicht hinter ihr stand, ihr in seiner schüchternen Art sanft zuredend, und immer dringender bat, sie möge doch ein Wort sprechen, er begreife ihr Benehmen nicht, das ihn ängstige und peinige. Er suchte seinen Arm um sie zu legen, ihren Kopf umzuwenden ... sie rührte sich nicht.

Als endlich die roten Laternen des Zuges sich wie die glühenden Augen eines Ungeheuers näherten und ihn mahnten, daß sie die Zeit bereits versäumt hatten, ließ er ab von dem vergeblichen Versuch, sie zur Antwort zu bewegen, und zündete Licht an.

Zugleich erschien auch das Mädchen wieder, fragend, ob die gnädige Frau ihrer jetzt bedürfe.

Das zwang Olga endlich, sich aus ihrer Betäubung emporzuraffen. Ohne sich umzuwenden, sagte sie mit einer Stimme, die tonlos klang:

„Nein, ich danke! Wir haben unsere Abreise aufgeschoben

bis — ich weiß nicht, wann der nächste Zug geht — ich werde mich allein umkleiden."

Das Mädchen ging.

Gronau griff, nach Aufklärung über das unbegreifliche Benehmen seiner jungen Frau suchend, verzweiflungsvoll nach dem Papier, das neben der Kassette lag, hielt es in den hellen Schein der Kerze und las, las einmal, zweimal, dreimal, und ließ es dann auf den Tisch zurücksinken. Verstört blickte er auf und begegnete dem finster auf ihm ruhenden Blick seiner jungen Frau, deren Züge so weiß erschienen wie ihr Gewand.

„Um Gotteswillen, Olga, was bedeutet das alles? Dieses Papier ... mein Verstand verwirrt sich ... gib mir ein einziges Wort der Erklärung, ich beschwöre Dich!"

Er wollte ihre Hand ergreifen, sie stieß ihn zurück.

„Erklärung!" sagte sie im Ton tiefster Verachtung, „Du forderst sie von mir? Du weißt nicht, was das Papier dort bedeutet?"

„Nein, Olga, bei Gott, bei meiner Liebe zu Dir ... ich weiß es nicht!"

„Liebe! Sprich nicht von Deiner Liebe ... sie war eine Lüge, eine Lüge, unter welcher sich der niedrigste Eigennutz barg ... auch der verworfenste Mann könnte das Mädchen, das er liebt, nicht so verletzen, so entwürdigen, wie Du es gethan ... das kann nur ein gefühlloser Egoist, ohne Herz, ohne ... Ehre!"

Über das bleiche Antlitz des Staatsrats legte sich einen Augenblick dunkle Glut.

„Olga!" rief er im Tone tiefster Entrüstung, „Du weißt

nicht, was Du sprichst! Was habe ich gethan, um das zu verdienen?"

„Was?! Du hast Dir für 4000 Thaler eine reiche Frau ... gekauft."

Gronau erbleichte.

„Gekauft?!"

„Ja ... gekauft! Monsieur d'Orange, Dein Gläubiger, war ungeduldig und hielt es für ratsam, sich ohne Aufschub seiner Forderung zu versichern. Er meinte, solche kleine „Geschäfte" wickele man am schnellsten in ... hochzeitlicher Stimmung ab! Er hatte ganz recht. Es bedurfte nur Deiner Bestätigung, und Du warst ja Zeuge, wie bereitwillig ich meinen ... Kaufpreis zahlte!"

Der Staatsrat blickte sie starr, sprachlos an. Die herbe Bitterkeit, mit der sie sprach, schnürte ihm das Herz zusammen. Das alles konnte ja nur ein Mißverständnis, ein Betrug sein, aber die Schuld, die sie ihm vorwarf ... er konnte sie nicht ausdenken.

„Olga," bat er mit mühsamer Beherrschung, „kränke mich nicht länger mit Anklagen, die eine Erfindung jenes Betrügers sind. Was hat er Dir von mir, von der Entstehung dieser ... Schuld gesagt? Wer ist dieser Mensch? Es ist klar, daß er nicht der ist, für den wir ihn hielten."

Sie sah ihn mit zürnendem, verächtlichem Blick an, die dunklen Brauen zusammenziehend, daß sie sich fast berührten; um ihren schönen Mund kämpften der Zug des Zornes und der des Schmerzes miteinander.

„Spielen wir nicht länger Komödie, ich bitte! Ich habe

meine Rolle als ... Liebende unwissentlich mitgespielt, zu Deiner Zufriedenheit hoffe ich ... allein das Spiel ist aus. Gib Dir keine Mühe, mich glauben zu machen, Du wissest nicht, wen Du zum Vermittler zwischen uns gemacht ..."

Ein bitteres Lachen brach von ihren Lippen, während sie die Stirn mit den Händen bedeckte.

„Otto! Was Du mir gethan, das ist so schmachvoll, so unerhört, daß ich es nicht zu fassen vermag, wiewohl mir das Herz darüber bricht!"

Sie wehrte ihm heftig, als er verzweiflungsvoll sich ihr wieder nähern wollte.

„Laß mich! Suche nicht, mich zu beschwichtigen! Du weißt nicht, was Du mir gethan ... nein? So will ich es Dir sagen. Während ich das erwachende Gefühl der Liebe in meinem Herzen ohne einen Zweifel, voll reinen Vertrauens nährte und beim stummen Begegnen in Deinem Blick ein gleiches warmes Gefühl zu lesen glaubte und mich sehnte nach dem Augenblick, da Du zum erstenmal Deine Schüchternheit überwinden und mich anreden würdest; während ich glaubte, Dein so linkisch und doch so beredt gezeigtes Interesse gelte mir allein und nicht meinem Reichtum, weil Du nicht wissest, daß ich die reiche Erbin sei ... währenddem saßest Du mit einem Heiratsagenten beim Champagner und überlegtest mit kalter Berechnung das Geschäft! beauftragtest ihn, den Seelenhändler, die Annäherung zwischen uns zu vermitteln, und versprachst ihm, im Falle des Gelingens, die Kleinigkeit von viertausend Thalern für seine Bemühungen. Wahrhaftig, er hat sie sich mit bewunderungswürdigem Takt verdient! Er

bestärkte mein blindes Vertrauen in Deinen ehrenhaften Charakter, indem er auf unglaublich geschickte Art kleine Züge von Selbstlosigkeit, Herzensgüte und geradezu kindlicher Unbefangenheit erzählte, die er beobachtet haben wollte. Er wußte es stets einzurichten, daß wir auf den gemeinschaftlichen Spaziergängen nebeneinander blieben, indem er die Tante mit zarter Galanterie so für sich einzunehmen wußte, daß sie nicht einmal merkte, was in mir vorging, und auch des Franzosen geschickter Überredung zufolge bald ihren Widerspruch gegen unsere Verbindung aufgab, ja, dieselbe sogar beim Onkel befürwortete und energisch Deine Partei ergriff, als derselbe mich zu überzeugen suchte, Du heiratetest mich doch nur des ... Geldes wegen! Du hast Dir ein Werkzeug ausgewählt, das man nur empfehlen kann. Monsieur d'Orange vollführte seinen Auftrag mit einer Eleganz, einer Vornehmheit, die selbst die Argusaugen der Tante täuschen konnte. Du siehst, ich lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren; und wenn er das ehrlose Geschäft, dessen Gegenstand ich war, in meinen Augen um einen Grad weniger ehrlos machen konnte, so hat er es gethan, indem er mir noch vor unserer Abreise seine ... Rechnung vorlegte. Um dieses einen Punktes willen könnte ich ihm verzeihen!"

Gronau war bleich und bleicher geworden, während sie sprach. Er hatte keinen Versuch gemacht, sie zu unterbrechen; er blickte in die flackernde Flamme der Kerze, ohne dieselbe zu sehen. Seine Gedanken wanderten zurück zu dem, was so klar, so rein vor seiner Seele gestanden und nun mit jeder Sekunde mehr und mehr verdunkelt, beschmutzt wurde durch

den Verdacht, den sie auf ihn warf. Er grübelte und sann, suchte nach einem Anhalt, einer Erinnerung ... und diese Erinnerung kam, langsam, dunkel, und dann heller und heller werdend, bis sie ihn blendete wie das Licht der Kerze, vor dem er die Augen schloß.

„Olga," sagte er endlich leise und schmerzlich, „ich fürchte, ich bin nicht so frei von Schuld, wie ich im ersten Augenblick zu sein glaubte ... was diese Unterschrift betrifft. Im übrigen thust Du mir Unrecht. Ich wußte so wenig wie Du, daß der listige Franzose ein — seine Hand ballte sich — ein Agent sei. Ich bin weit weniger ein Menschenkenner als Du und Fräulein von Herald; wenn Ihr ihn für einen Kavalier hieltet, so kannst Du begreifen, daß auch ich mich täuschen ließ. Ich habe in keinen näheren Beziehungen zu ihm gestanden, sondern nur ganz oberflächlich mit ihm verkehrt. Da er Eure Bekanntschaft bereits gemacht hatte und stets das Gespräch auf Dich zu bringen wußte, nahm ich sein Anerbieten, mich Dir vorzustellen, mit Dank an ... Du sagst ja selbst: ich bin so linkisch, so unbeholfen in dem leichten Umgangston Eurer Kreise ... ich hätte nie gewagt, Dich anzureden. Es ließen sich Dir ja auch andere Herren vorstellen, wie also hätte ich das für ein Unrecht ansehen sollen? Ich war ihm dankbar, wenn er auf unseren gemeinschaftlichen Spaziergängen es stets so einzurichten wußte, daß ich Dein Begleiter war ... Du hast ja hundert Beweise meiner unglückseligen Zerstreutheit gehabt, und nun ich noch außerdem so ganz von dem beglückenden Gefühl der Liebe erfüllt war, mag ich wohl für alles, was sonst um mich geschah, ahnungslos und blind gewesen

sein. Ich habe mich von einem gewandten Betrüger täuschen lassen, wie Du auch . . . kannst Du mir das glauben, Olga?"

Sie hatte ihm in heftiger Bewegung den Rücken gewandt, als er so leise, so innig von der glücklichen Zeit ihrer Liebe sprach, er sollte ihre Thränen nicht sehen. Sie blickte wieder in die Nacht hinaus, die dunkel und stürmisch war wie die Stimmung in ihrem Herzen.

„Nein!" entgegnete sie heftig, „ich glaube Dir nicht. Das Blatt Papier dort straft Deine Worte Lügen!"

Gronau stützte den Kopf tiefer in die Hand und sagte schmerzlich:

„Olga, ich bin sehr unglücklich! Ich muß Dir über die Entstehung dieser Unterschrift ein beschämendes Geständnis machen, soweit meine Erinnerung dazu ausreicht."

Stockend und zögernd fuhr er sinnend, in kurzen Absätzen sprechend, fort:

„Er bat mich in seiner unwiderstehlichen, liebenswürdigen Art, die Du ja kennst, eine Flasche Champagner mit ihm zu trinken . . . ich trinke selten, eigentlich nie Wein . . . ich . . . vielleicht sprach ich unter der anregenden Einwirkung des ungewohnten Getränkes mehr von meinen Wünschen in bezug auf Dich, als ich sonst gethan haben würde . . . ich weiß es nicht zu sagen . . . ich erinnere mich dunkel, daß er meiner Ängstlichkeit spottete und mir prophezeite, Du würdest binnen kurzem meine Braut sein . . . wie ich erregt versicherte, das sei meiner Wünsche höchstes Ziel . . . wie er darauf scherzend sagte: „Nun, aber dann müssen Sie mir auch ein kleines Andenken an den fröhlichen Tag geben, zum Dank, daß ich

Ihnen über Ihre Schüchternheit hinweggeholfen, und zwar müssen Sie mir das schriftlich geben, denn Sie sind die personifizierte Zerstreutheit und wissen morgen kein Wort mehr von dem, was Sie heute thun.“ Lachend ging ich auf den Scherz . . . wie ich meinte . . . ein, schrieb meinen Namen auf einen Zettel . . . das muß dieser sein . . . den er mir vorlegte, ohne zu sehen oder zu lesen, was darauf stand . . . ich war zerstreut . . . meine Gedanken waren ganz bei Dir . . . dazu schmerzte mein Kopf von dem ungewohnten Genuß des Champagners . . . ich beging eine grenzenlose, unverzeihliche Unvorsichtigkeit, die mir für mein ganzes Leben eine erschreckende Lehre sein wird. Aber ich beging sie ohne Wissen, ohne Absicht . . . Olga, ich leide unaussprechlich unter den Folgen dieser unglücklichen Stunde. Ich glaube, Du deutetest an, Du habest meine . . . Schuld bezahlt.“

Seine Brust hob sich schwer und mühsam, seine Hände preßten sich in heftigem Schmerz über seiner Stirn ineinander.

„Olga,“ flüsterte er kaum hörbar, „ich habe Dir, ohne es zu wissen, einen großen, tiefen Kummer bereitet, aber derselbe ist gering im Vergleich zu der bitteren Reue, im Vergleich zu dem Gefühl unaussprechlicher Demütigung, das mich niederdrückt. Laß das Strafe genug sein für eine unüberlegte Handlung und lege nicht noch Deinen Zorn zu der Last . . . ich könnte sie nicht tragen.“

In seinen dunklen Augen schimmerte es feucht und seine Lippen zuckten von gewaltsam zurückgehaltenem Schmerz. Er sah sie immer noch am Fenster stehen, die schlanke, zierliche Gestalt im glänzenden Atlaskleide, auf das die blonden, weichen

Locken schwer herabfielen; sie strich das Haar von der schönen, düsteren Stirn zurück und sagte, langsam sich umwendend, mit eisiger Kälte:

„Ja, Du hast recht, die Demütigung ist groß für mich! Entweder hast Du mich . . . erkauft mit wohlgeplantem Vorbedacht, oder in einer Stunde, da Du unzurechnungsfähig im . . . Champagnerrausch warst. Bei Gott! Ich weiß nicht, welche Demütigung von beiden die größere ist! Dieselbe enthält auch für mich eine Lehre für das Leben . . . ich bezahle sie mit meinem Herzblut!"

Sie stützte sich auf die Lehne des Sessels und bedeckte die Augen mit der Hand, wie in tiefer Ermüdung.

„Das ist zu viel," sagte sie langsam, mit mattem Ton, „an einem Tag vermählt und . . . geschieden. Ich will versuchen, Dir zu verzeihen und Dir Gutes zu wünschen . . . trotz alledem, aber . . . verlaß mich jetzt, ich bitte Dich, und versprich mir, noch heute Nacht abzureisen . . . ich werde morgen mit dem ersten Zuge nach Waldberg fahren, und ich . . . will Dich . . . nicht . . . wiedersehen."

Gronau stand sprachlos, wie vernichtet vor ihr. Erst allmählich faßte er sich so weit, daß er reden konnte.

„Olga, wie soll ich das verstehen . . . Du willst allein nach Deinem einsamen Landsitze fahren, auf dem wir gemeinsam einen Tag verleben wollten, ehe wir nach meiner Heimat reisten? Allein? Du willst mich nicht . . . wiedersehen?"

„Nein . . . Nie!"

„Olga! Du bist mir angetraut . . . Du hast gelobt, mir anzugehören für das Leben . . ."

Ihr dunkles Auge flammte auf in tiefer Empörung. Ihr ganzer, so schwer verletzter weiblicher Stolz spiegelte sich in diesem Blick und wies ihn herbe, voll Hohn zurück.

„Meinst Du wirklich, ich würde dies Gelübde halten, nach Dem, was zwischen uns vorgefallen? Glaubst Du, ich würde die Frau eines Mannes sein, der mich, auf die eine oder andere Weise, so tief beleidigt hat? Dann irrst Du schwer. Ich könnte alles vergeben und vergessen . . . das nicht. Dafür gibt es keine Sühne. Ich bin von früh auf meines verhaßten Reichtums wegen ein Gegenstand gewinnsüchtiger Berechnung gewesen und habe mir gelobt, nur dem Mann meine Hand zu reichen, der mich überzeugte, daß er nur meiner selbst wegen mich begehrte. Das glaubte ich von Dir bis vor einer Stunde. Du schienst so betreten, als Du nach unserer Verlobung von diesem unseligen Reichtum hörtest. Du thatest, als überraschte Dich diese Nachricht unangenehm, und täuschtest mich um so sicherer, indem Du erklärtest, ich müsse mich, wenn ich Deine Frau werden wolle, in Deine kleinen, bescheidenen Verhältnisse fügen, Du liebtest Glanz und Pracht nicht in Deiner Umgebung . . . o, versichere es mir nicht abermals!“ rief sie, ihm heftig wehrend. „Ich kann Dir nicht mehr glauben . . . Du hast mich nicht geliebt! Verlängere nicht die Qual dieses Augenblicks . . . ich ertrage es nicht mehr!“

Sie sank erschöpft in den Sessel.

Gronau riß sich gewaltsam aus seinem betäubenden Schmerz empor. Er lag auf den Knieen vor ihr, faßte ihre kalten Hände und bat in flehendem, herzerschütterndem Ton:

„O, laß Dich erbitten, Olga, und suche mir zu verzeihen!

Laß mich für eine böse Stunde nicht büßen mein ganzes Leben! Mache Deine harten, grausamen Worte nicht wahr... verlasse mich nicht! Sieh', ich will Dir meine treue, selbstlose Liebe beweisen mit jedem Atemzuge, ich will meine Schuld zu sühnen suchen mit allen Kräften meiner Seele!... aber verlasse mich nicht! O, glaube mir, daß ich Dich liebe, mehr als Du wissen, als Du ahnen kannst, denn mir stehen nicht reiche Worte dafür zu Gebote. Verurteile mich nicht um eines Fehlers willen! Ich bin so einsam, so verlassen, so ungeliebt gewesen bis zu der Stunde, da ich Dich fand und Du mich lehrtest, was Leben sei, mich empfinden ließest, was ich bisher entbehrt... stoße mich nicht in diese traurige Öde zurück... ich würde darin zu Grunde gehen. Olga, laß Dich erbitten, geh' mit mir... sei mein Weib!"

Er hatte mit steigender Bewegung gesprochen; sein leidenschaftliches, inniges Bitten erschütterte sie tief. Sie fühlte seine heißen Thränen auf ihren Händen... aber sie bekämpfte die Stimme, die für ihn sprach und sie drängte, nachzugeben. Die Erbitterung war zu groß. Sie haßte ihn, wie man nur den hassen kann, den man mit ganzer Seelenglut... geliebt. Sie wehrte seine Liebkosung heftig ab und erhob sich hastig.

„Nein!" sagte sie in hartem Ton, „nein... niemals! Du hast meine Liebe, meine Achtung verscherzt, die lassen sich nicht zurückkaufen wie jener Zettel. Deine Reue kommt zu spät! Ich will Dir nicht angehören nach dieser Stunde.. füge Dich meinem Willen und verlasse mich... das ist die einzige Sühne, die Du mir bieten, der einzige Beweis, den Du mir von... Ehrgefühl noch geben kannst."

In dem Staatsrat ging eine seltsame Veränderung vor. Die jähe Glut, die sein Antlitz überflogen, wich tiefer, farbloser Blässe; die mächtig gewölbte Stirn war tiefer gefaltet; die tiefliegenden, dunklen Augen, die sonst so zerstreut, so nachdenkend blickten, ruhten mit seltsamem Ausdruck auf dem schönen Antlitz seiner jungen Frau; um die festgeschlossenen Lippen legte sich ein ganz fremder, ungewohnter Zug von Härte; seine hohe Gestalt, die er ein wenig gebeugt zu tragen pflegte, war stolz emporgerichtet; jede Spur der linkischen Unsicherheit, die ihn sonst als „Gelehrten“ gekennzeichnet, war verschwunden; seine Stimme klang düster und doch fest und sicher wie nie zuvor, als er langsam entgegnete:

„Wenn Du nichts mehr für mich empfindest, ist es wohl vergebens, Dich zur Milde, zum Nachgeben zu bewegen. Allein Du irrst, wenn Du erwartest, ich werde mich Deinem Willen widerspruchslos fügen. Wenn ich Deine Liebe nicht wieder zu gewinnen vermag, so will ich mir doch Deine Achtung zurück erzwingen. Du hast heute droben in der Schloßkapelle den heiligen Eid vor Gott geleistet, mir angehören zu wollen für das ganze Leben ... Dieses Opfer will ich nicht von Dir verlangen, das wäre, ohne Liebe, schlimmer als der Tod. Allein eine kurze Spanne Zeit mußt Du diesem Tage zum Opfer bringen ... ich gebe Dich nicht frei, nicht eher, bis ich Dir bewiesen, daß ich nicht Deines Geldes wegen um Dich geworben, daß ich kein Egoist ohne Herz, ohne ... Ehre bin, daß meine Liebe keine ... Lüge war. Ich gebe Dich nicht frei, bis ich meine Schuld getilgt habe. So lange wirst Du — vor der Welt —

mein Weib sein. Das ist mein Wille, dem Du Dich fügen wirst."

Olga hatte ihn sprachlos angeblickt und stand auch jetzt stumm und starr ihm gegenüber.

War das der ängstliche, schüchterne Mann, der jedem ihrer Winke folgte, jedem Wunsch, jeder Laune lächelnd nachgegeben, und der jetzt plötzlich so streng, so gebietend vor ihr stand, verlangend, sie solle sich seinem Willen fügen, sie, die bisher nur einen Willen, den ihrigen, gekannt?

Sie wollte eine heftige Erwiderung geben, aber ihre Stimme gehorchte nicht, sondern klang unsicher, als sie sprach:

„Du hast kein Recht, das zu verlangen. Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich nach dem, was vorgefallen, Dir folgen würde."

Sein Antlitz wurde noch finsterer.

„Du hast keine Wahl, Olga! Ich habe das Recht, es zu verlangen, und Du wirst Dich fügen ... freiwillig oder gezwungen."

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, über das lockige Haar, und sah ihm mit halb zornigem, halb scheuem Blick in die dunklen Augen, deren finsterer, fester Ausdruck ihr so neu, so fremd war, daß sie die Augen verwirrt davor senkte. Sie fühlte sich plötzlich wie unter dem Einfluß einer fremden Macht, die ihren Willen lähmte ... sie wollte sich abwenden und mußte doch immer wieder den Blick zu diesen finsteren Augen erheben, und suchte vergebens sich dem unverstandenen Etwas darin, das sie bezwang, zu entziehen.

„Ich lasse mich nicht zwingen," sagte sie heftig, schwer

atmend, „Du hast kein Recht mehr auf mich . . . ich habe mir meine Freiheit zurückerkauft.“

Sein Blick blieb unbewegt an ihrem Antlitz haften und zwang sie, ihm ins Auge zu sehen.

„Nein, Olga, Du bist nicht frei! Du bist an mich gebunden, bis ich mein Wort gelöst, und wirst durch kein äußeres Zeichen der Welt verraten, was zwischen uns liegt.“

Sie rang in heftiger Verzweiflung die Hände und rief fast schluchzend:

„Ich kann es nicht! Du verlangst etwas, das meine Kräfte übersteigt. Ich kann nicht ein Zusammenleben mit Dir ertragen! Laß mich fort, in meine Heimat, auf mein einsames Gut — gleichviel wohin — aber fort von Dir!“

„Nein!“ erwiderte er finster, „ich lasse Dich nicht von mir! Um zehn Uhr geht der Nachtzug von hier ab, bis dahin werde ich Dich allein lassen, damit Du Zeit hast, Dich zu sammeln und zu ruhen. Ich bitte Dich, pünktlich bereit zu sein, damit wir den Zug nicht abermals versäumen. Wir werden nicht den morgenden Tag auf Deiner Besitzung verleben, sondern ohne Aufenthalt nach M** reisen, wo wir morgen um die Mittagsstunde eintreffen werden.“

„Otto!“ rief sie empört, „Du bist rücksichtslos, grausam! Du behandelst mich wie ein Kind, dem man seinen Weg, sein Benehmen vorschreibt! Wie kannst Du verlangen, daß ich Dir in Dein Haus folge, vor der Welt die Rolle einer glücklichen Frau spiele . . . ich kann und will nicht heucheln . . . ich verachte, ich hasse Dich . . . ich will frei sein!“

Sie stieß die Worte mit wilder Heftigkeit hervor. Es

klang wie ein verzweifeltes Wehren gegen die Macht, die er plötzlich auf sie übte, der sie sich widerstrebend und doch schon unterliegend, halb unbewußt beugte; es klang wie ein qualvolles Wehren gegen das eigene Herz.

Durch seine finsteren Züge flog ein schmerzvolles Zucken. Einen Augenblick preßte er die Lippen fest aufeinander, dann sagte er langsam und ruhig:

„Ich bin nicht grausam, Olga. Ich verlange nicht, daß Du ein Glück heuchelst, das Du nicht mehr empfindest, aber Du sollst auch der Welt nicht zeigen, wie . . . unglücklich ich Dich gemacht habe, sollst ihr nicht zeigen, daß Du mich hassest. Was zwischen uns geschehen, darf nie ein anderer erfahren; das wirst Du einsehen, und Du wirst Dich in das Unabänderliche fügen. Ich will den Verlust Deiner Liebe, will Deinen Haß ertragen, wenn es sein muß . . . Deine Verachtung nicht. Ich will Dich zwingen, dieses Wort zurückzunehmen, will Dir beweisen, daß ich keinen Zweifel an meiner Ehre dulde. Sobald mir das gelungen ist, bist Du frei . . . mein Ehrenwort darauf. Willst Du Dich meinem Willen fügen?"

Wieder senkte sie vor seinem Blick die Augen; sie suchte vergebens, den Widerstand aufrecht zu erhalten, den Kampf fortzusetzen, in dem er bereits Sieger war; sie beugte sich, zum erstenmal im Leben, dem Willen eines andern, sie beugte sich voll Zorn, voll tiefer Empörung . . . aber sie beugte sich ihm.

„Ja!" erwiderte sie tonlos.

Eine Minute qualvollen Schweigens folgte. Dann ergriff er ihre Hände, preßte leidenschaftlich seine Lippen darauf und

sagte in leisem Tone, durch den ein tiefes Weh ergreifend klang:

„Zum letztenmal küsse ich diese Hände, zum letztenmal laß mich sie mein nennen und an mein Herz drücken mit aller Inbrunst, deren es fähig ist! Leb' wohl, Du liebes Traumbild eines schönen, heißbegehrten Glückes . . . wenn wir uns wiedersehen, sind wir einander fremd und fern."

* * *

Als der Nachtzug unterhalb des alten Ritterschlosses vorüberbrauste und mit schrillem Pfiff das schlafende Echo weckte, da schloß die junge Frau unwillkürlich die Augen und preßte in heftigem Schmerz die Hände auf das Herz. Sie hatte sich gefügt; sie war ihm gefolgt, als er kam, sie zu holen, und saß nun bleich und stumm ihm gegenüber in dem Dampfwagen, der sie mit rasender Eile durch das Dunkel der kalten, stürmischen Septembernacht dem einst so ersehnten und nun so verabscheuten Ziele . . . seiner Heimat zuführte.

Beide hatten den Kampf zu Ende gekämpft. Beide hatten mit der Vergangenheit abgeschlossen oder glaubten es wenigstens. Sie sprachen kein Wort. Der Staatsrat sorgte für Olgas Bequemlichkeit mit zarter Aufmerksamkeit, aber höflich und fremd. Wenn sie sich vor einer Wiederholung der letzten Szene gefürchtet hatte, in welcher seine Zärtlichkeit noch einmal zum Durchbruch gekommen, so war ihre Besorgnis umsonst gewesen. Er blickte schweigend in die stürmische Nacht hinaus, in trübes Sinnen verloren. Er schloß auch dann kein Auge, als sie sich längst in den Schlaf geweint hatte und ihren Kummer für kurze Zeit vergessen konnte. Er legte behutsam

die warme Decke um ihre Gestalt und betrachtete voll Schmerz ihr schönes, bleiches Antlitz, das ihm nie so lieb, so hold erschienen war als in der matten Beleuchtung, welche die Lampe von der Decke des Waggons herabwarf. Der inhaltschwere Tag, der so glückverheißend begonnen und so zerstörend geendet, zog an seinem Geist vorüber . . . er verwünschte die Stunde, da er in seiner Unvorsichtigkeit, seiner Arglosigkeit die Beute jenes Betrügers geworden, den er nicht einmal verfolgen konnte.

Sein Ehrgefühl, seine offene, gerade Natur empörte sich bei dem Gedanken, wie völlig er die Beute desselben war, wie sicher ihm derselbe die Hände gebunden, indem er wohl aus Erfahrung wissen mochte, daß auch das strengste Rechtlichkeitsgefühl unfähig sei, dem Gerichte einen Betrug anzuzeigen, der nicht nur ihn selbst, sondern auch sie, die geliebte, schuldlose Frau, der Öffentlichkeit preisgab. Wie schwer, wie namenlos hatte er sie gekränkt, sie, für die er so gern sein Leben geopfert hätte! Ja, sie mußte ihm zürnen, mußte ihn hassen, er begriff es wohl. Aber den Vorwurf, er habe aus Eigennutz um sie geworben, mußte er von sich werfen; ihre Achtung wenigstens mußte er wieder gewinnen, wenn er auch ihre Liebe für immer verloren hatte.

Er hatte sie verloren . . . darüber ließ sie ihn keinen Augenblick im Zweifel.

Als sie erwachte und ihr Blick seinen traurig auf sie gerichteten Augen begegnete, wandte sie hastig und tief errötend ihr Antlitz ab. Die Erinnerung an den Verrat, den er an ihr geübt; die Erinnerung daran, daß er sie gezwungen, ihm

zu folgen, daß sie sich seinem so herrisch ausgesprochenen Willen gefügt und, anstatt ihn vor der Welt der Demütigung, der Verachtung preiszugeben, sich so weit erniedrigt hatte, ihm zu gehorchen, ihn zu begleiten, zu versprechen, an seiner Seite leben zu wollen, bis es ihm gefiel, sie frei zu geben ... all diese Gedanken stürmten gewaltsam auf sie ein, während sie in den grau dämmernden Morgen hinausblickte. Und dann, je mehr sie sann und grübelte ... war es nicht schließlich gleich, wo sie ihr Leben vertrauerte? Hätte sie selbst die Demütigung einer Trennung am Hochzeitstage, den Spott, das Mitleid, die Schadenfreude ihrer Familie, ihrer Freundinnen ertragen können? Sie vermochte nicht, diese Fragen ehrlich mit „Ja" zu beantworten. In einem hatte er recht: die Welt durfte nie erfahren, was zwischen ihnen lag. Sie wollte versuchen, derselben das alte, fröhliche, sorglose Lachen zu zeigen; niemand sollte ahnen, wie elend sie war ... bei dem Vorsatz rannen heiße Thränen über ihre Wangen. Und wenn es ihr gelang, die Welt zu täuschen, und er hielt Wort und gab sie eines Tages frei ... was dann? Lag nicht das Leben dann ebenso trübe, ebenso zerstört vor ihr, wie heute?

Sie wandte langsam den Kopf nach ihm. Da saß er, die bleiche Stirn auf die Hand gestützt, das edle, von dunklem Barte umrahmte Profil vom ersten Schein des Morgenrots beleuchtet, tief in Sinnen verloren. Wie hatte sie diese Züge geliebt, wie sorglos hatte sie dem sanften, gütigen Ausdruck dieser dunklen Augen vertraut ... diesen rätselhaften Augen, die so träumerisch, so selbstvergessen in die Welt blickten — „den Staatsrat mit dem Christuskopf" hatte sie ihn genannt,

ehe sie ihn näher kannte — und wie hatte er sie getäuscht! Er, dessen weiches Herz Schmerz empfand, wenn man einen Käfer, einen Wurm zertrat, den sie fast erhaben über menschliche Schwächen geglaubt, weil er so wenig mit den Menschen, sondern nur „mit den Gestirnen verkehrte", wie er selbst scherzend gesagt ... und welche „menschliche", niedrige Berechnung hatte er bewiesen ... oder war er wirklich betrunken gewesen?

Ihre Wangen färbte ein tiefes Rot, als er den Kopf wandte und sein Blick dem ihrigen begegnete. Sie wandte sich heftig ab; die Erbitterung überwältigte sie wieder ... es war zu viel, zu viel, was er ihr geboten! Sie wollte sich rächen, wollte ihm ihre Verachtung, ihren Haß zeigen, täglich, stündlich ... vielleicht, daß er selbst es dann nicht lange ertrug.

„Olga," fragte er, „willst Du lieber in H** ein paar Stunden ausruhen? Wir sind in zehn Minuten dort ... ich fürchte, die lange Reise wird zu angreifend für Dich ... Du siehst so erschöpft, so leidend aus ..."

„Nein!" entgegnete sie mit abgewandtem Gesicht und kaltem Ton. „Laß uns so bald wie möglich ans Ziel kommen. Du fragtest ja gestern auch nicht, ob die weite Reise für mich zu angreifend sei ... was kümmert es Dich jetzt?"

Er schwieg einen Augenblick.

„Gestern Abend mußten wir abreisen, um nicht den Leuten Stoff zu allerlei Vermutungen zu geben ... das wirst Du zugeben müssen. Laß mich eine Bitte aussprechen, Olga. Des gestrigen Tages darf zwischen uns nie mehr Erwähnung geschehen. Die Erinnerung daran muß gewaltsam unterdrückt

werden, wenn wir beide die Kraft haben sollen, es fremden Augen zu verbergen."

„Du kannst unbesorgt sein ... von meinen Lippen wird es niemand hören," versetzte sie mit bitterem Ton.

„Davon bin ich überzeugt, aber ich möchte Dich auch bitten, daß Du es nicht ... zeigst. Wenn wir allein sind — wie jetzt — zeige mir Deine Mißachtung so schroff, so unversöhnlich, wie Du glaubst, das Recht dazu zu haben ... ich will es als Buße für eine unbedachte Stunde tragen. Allein sobald ein Dritter, wer er sei, zugegen ist, bitte ich um die Höflichkeit in Ton und Gebärde, die der Mann von seiner Frau fordern kann, die Höflichkeit, die man jedem Fremden erweist."

Sein Vorwurf traf. Sie hatte ihm, als sie antwortete, den Rücken gewendet und mit unverhohlener Geringschätzung gesprochen. Heißes Erröten färbte ihr schönes Gesicht bis zu den Schläfen. Sie preßte die Lippen aufeinander und suchte vergeblich sich im Innern zu rechtfertigen. Sie fühlte, daß sein Blick wieder so seltsam zwingend auf ihr ruhte wie gestern Abend; auch seine Stimme hatte denselben ruhig gebietenden Ton.

Sie wandte sich zögernd zu ihm.

„Ich will mir Mühe geben, den rechten Ton zu finden, mich zu beherrschen ... auch wenn wir ... allein sind. Aber vergiß nie, daß dieser rechte Ton immer nur mühsame äußere Beherrschung sein wird. Laß Dich nie dadurch täuschen und zu dem Glauben verleiten, ich dächte milder über das Geschehene, oder könnte gar das Spiel, das Du mit mir getrieben, verwinden ... rühre nie mit einem Wort, mit einem Blick nur

an dem, was hinter uns liegt, was vor dem gestrigen Tage meine Seele mit trügerischem Glück erfüllte, sonst würde meine Selbstbeherrschung zu Ende sein ... vergiß das nicht!"

Ihre Blicke ruhten ineinander, während sie sprach. Sie staunte wieder über die seltsame Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Die Unsicherheit, die er abgestreift, schien über sie gekommen zu sein; sie fühlte sich so befangen in seiner Nähe, so unglücklich ... wie hatte sie jemals lachend in diese Augen sehen können, die so finster, so vorwurfsvoll auf sie niederblickten, als sei *sie* die Schuldige, nicht er.

Sie wandte sich von ihm, als er langsam, mit kaum hörbarer Bewegung erwiderte:

„Ich werde es nicht vergessen und mich keiner Täuschung hingeben ... sei ohne Sorge."

* * *

Das Haus, in welches Gronau seine junge Frau einführte, lag weit draußen vor dem Thore, fern ab von dem Lärm und Treiben der Stadt; er hatte dort seit vier Jahren bereits gewohnt. Dasselbe gehörte dem Major von Forsten, der es mit seiner Frau, einem Kinde und seiner hochbejahrten Mutter bewohnte. Als letztere kurz nach Gronaus Verlobung starb, und derselbe den Wunsch aussprach, auch ferner in den ihm lieb und heimisch gewordenen Räumen bleiben zu können, entschloß sich die Forstensche Familie, in die leer gewordene Parterrewohnung hinunter zu ziehen und dem jungen Paar das obere Stockwerk zu überlassen. Dasselbe hatte fünf Zimmer. Von diesen hatte der Staatsrat bisher zwei bewohnt, ein kleines Schlafzimmer und ein helles, geräumiges Studier-

zimmer; an das letztere schlossen sich drei große, freundliche Gemächer, welche der Staatsrat nun mit liebendem Eifer für seine junge Frau einrichtete, so behaglich, so bequem, wie seine Mittel es irgend gestatteten; freilich sehr bürgerlich im Vergleich zu dem Luxus, von dem die reiche Erbin gewohnt war sich umgeben zu sehen; aber doch so zierlich, so geschmackvoll und sinnig ausgeschmückt, daß man schwerlich eine Männerhand in dieser Einrichtung vermutet haben würde. Fenster und Ecken füllten Blumen und seltene Blattpflanzen. Der Staatsrat hatte sie alle selbst gezogen und eigenhändig aus seinem Studierzimmer herübergetragen.

„Ich glaube, Herr Staatsrat, Sie brächten Ihre Sterne auch hier herein, wenn es möglich wäre," scherzte Frau von Forsten, eine sehr lebhafte, liebenswürdige, noch junge Frau, welche ihm mit freundlichem Eifer half. „Wie kahl und unfreundlich nun Ihr Studierzimmer aussieht. Sie sagten noch kürzlich, Sie könnten die Blumen nicht entbehren, und nun schleppen Sie sie alle fort."

Gronau lächelte glücklich; er warf von seinem Schreibtisch aus einen prüfenden Blick in das neu eingerichtete Gemach und entgegnete:

„Ich kann ja von hier die Blumen auch sehen ... Olga wird ihre Freude daran haben; es ist das einzige, womit ich sie überraschen kann, alles andere ist sie viel schöner gewohnt; und meine Sterne, liebe Frau von Forsten, brauche ich nicht herunter zu holen ... ihre lieben, fröhlichen Augen sind jetzt meine schönsten Sterne, über die ich die anderen droben recht vernachlässigen werde, fürchte ich."

Frau von Forsten sah ihn bewegt an. Sie freute sich über das Glück des edlen Mannes.

„Wie doch die Liebe den Menschen verändert!" dachte sie. „Der menschenscheue, wortkarge Gelehrte ist gar nicht wiederzuerkennen!"

Was noch fehlte oder er nicht zu beschaffen gewußt, hatte die freundliche Frau übernommen, zu besorgen. Dazu gehörten auch die Kränze von Tannenzweigen und Eichenlaub, welche die Thüren und Geländer der Treppe zum Empfang schmücken sollten. Die junge Frau war eifrig mit dem Winden der dicken Guirlanden beschäftigt, unterstützt von ihrer alten Köchin und dem für das junge Paar gemieteten Dienstmädchen, das, sauber und nett gekleidet, recht gut zu dem einfachen Haushalt zu passen schien, aber geistig wenig bevorzugt sein mußte, denn sie zeigte selbst bei der mechanischen Arbeit des Zureichens von Zweigen, Garn und Messer eine solche Unbeholfenheit, daß Frau von Forsten nahe daran war, ihre angeborene Gutmütigkeit und Geduld zu verlieren, und ihr versicherte, die vornehme junge Frau, die so verwöhnt sei, würde sie in den ersten Tagen schon fortschicken, wenn sie sich so ungeschickt zeige, eine Aussicht, die dem armen Mädchen großen Kummer zu verursachen schien.

In dem Eifer der Beschäftigung hörte niemand, daß ein Wagen vor dem Hause hielt.

Als das sechsjährige Töchterchen des Hauses die Thür öffnete und rief: „Mama, Onkel Gronau ist da!" blickten alle fast erschrocken auf; dem Mädchen fiel vor Schreck alles aus den Händen; Frau von Forsten traute ihren Ohren kaum . . .

er hatte doch gesagt, er würde am Sonnabend mit seiner jungen Frau eintreffen — heute war Freitag — sie fand kaum Zeit, die große Schürze abzubinden, der Staatsrat stand bereits auf der Schwelle, und neben ihm erschien zögernd eine junge Dame im einfachen grauen Reisekleide.

„Aber, lieber Herr Staatsrat!“ rief Frau von Forsten ihm entgegen, mit glühenden Wangen und sichtbarem Verdruß, „Sie kommen heute schon? Wir sind ja noch gar nicht fertig! Warum haben Sie mich nicht benachrichtigt? Sie wissen doch ...“

„Liebe Frau von Forsten,“ unterbrach Gronau sie verlegen, „es thut mir leid, ich konnte es nicht ... oder, freilich, ich hätte eine Depesche schicken können, aber ich ... dachte nicht daran. Wir entschlossen uns, ohne Umweg und weiteren Aufenthalt hierher zu reisen ... ich überlegte nicht, daß Sie vielleicht noch nicht mit den so freundlich übernommenen Vorbereitungen fertig sein könnten ...“

„Nun,“ beruhigte sie ihn, „es ist alles bereit bis auf die Guirlanden, wie Sie sehen. Ihre Frau Gemahlin wird freundlichst mit dem guten Willen fürlieb nehmen müssen.“

Jetzt erst stellte Gronau seine junge Frau vor.

Frau von Forsten empfand eine Befangenheit wie selten zuvor im Leben; sie hatte sich den Empfang und das junge Paar so ganz anders vorgestellt. Dennoch bot sie Olga herzlich die Hand und sah sie mit ihren freundlichen Augen, aus denen reine Herzensgüte leuchtete, warm und innig an, indem sie sagte:

„Seien Sie herzlich willkommen in Ihrer neuen Heimat,

Frau Staatsrat! Wir haben gestern fleißig für Ihr Glück gebetet ... möge Gott alle die guten Wünsche erfüllen."

Olga reichte ihr dankend die Hand und wandte sich ab.

„Gestern!"

Heiße Thränen traten in ihre Augen, sie konnte dieselben nur mühsam zurückdrängen.

Der Staatsrat drückte Frau von Forsten hastig die Hand, die sie auch ihm, ein wenig betroffen, reichte. Dann sagte er schnell:

„Meine Frau ist sehr angegriffen von der langen Reise und sehnt sich nach Ruhe ... auf Wiedersehen, liebe Frau von Forsten!"

Dann geleitete er Olga die Treppe hinauf, während die praktische Hausfrau unten ihrem eigenen Verwundern und dem der Dienstboten ein schnelles Ende machte, indem sie alle Hände beschäftigte, um schleunigst eine Mahlzeit für das junge Paar herzurichten.

Dem armen Staatsrat war es so weh ums Herz, als er oben die Thür öffnete. Wie oft hatten seine Gedanken diesen Augenblick mit den reichsten, leuchtendsten Farben, welche die Liebe zu mischen vermag, ausgeschmückt ... und nun?

Olga ließ ihr Auge scheu und befangen umherirren, ohne einen freundlichen Eindruck in sich aufzunehmen. Sie sah alles durch den trübenden Schleier ihrer Thränen, mit welchen sie noch immer kämpfte. Auch sie hatte sich diesen Augenblick anders ausgemalt.

„Olga," begann er, „Du versprachst mir, Dich ganz in meine einfachen Verhältnisse fügen zu wollen ... ich weiß, wie

groß das Opfer ist, das Du heute damit bringst. Du wirst vieles entbehren und vermissen, allein, was in meinen Kräften steht, werde ich thun, um Dir diese kleine Häuslichkeit möglichst erträglich zu machen, und — ich bitte Dich — versuche, Dich hier nicht gar zu unglücklich zu fühlen."

Sie neigte stumm das Haupt ... kein Laut kam über ihre fest geschlossenen Lippen; von ihren Wimpern tropften schwere Thränen nieder. Gronau bedurfte eines Augenblicks der Fassung, bis seine Stimme wieder dem Willen gehorchte, dann sprach er, halb abgewendet:

„Dort ist mein Studierzimmer. Ich werde in meiner kleinen Wohnung hausen wie bisher und werde Deine Zimmer nie betreten. Ich bitte Dich, daß Du Dich überwindest, die Mahlzeiten gemeinschaftlich mit mir einzunehmen ... sonst werde ich Dich mit meiner Gegenwart nicht belästigen."

Sie erwiderte nichts. Thräne auf Thräne rollte über ihre Wangen, sie machte keinen Versuch mehr, dieselben zurückzudrängen; sie war so unglücklich, so tief gedemütigt durch ihn, weshalb sollte sie noch rücksichtsvoll es ihm zu verbergen suchen? Gronau litt unsagbar. Er kämpfte vergebens ... Angesichts ihres Schmerzes vermochte er nicht, den fremden, höflichen Ton, in dem er bisher gesprochen, beizubehalten. Er trat langsam einen Schritt näher und streckte zaghaft seine Hand aus.

„Olga," bat er in leisem, innigem Ton, „Du hast zum erstenmal meine Schwelle überschritten ... gönne mir ein einziges Wort, einen einzigen freundlichen Blick nur ... lege

Deine Hand ein einziges Mal noch in die meinige, nur zur ... äußeren Versöhnung, ich bitte Dich!"

Sie wandte sich ab. Sie wagte nicht, bei diesem Ton ihm in die Augen zu sehen; sie wollte keine Versöhnung, wollte sich nicht überwinden, ihm ein freundliches Wort zu sagen. Mit der einen Hand die thränenfeuchten Augen bedeckend, hob sie die andere abwehrend gegen ihn.

„Geh' — laß mich allein! Eine Versöhnung, auch eine äußere, wäre nur Verstellung. Ich will versuchen, das Leben hier zu ertragen ... aber ich werde die Stunden, die Minuten zählen bis zu dem Tage, da ich dieses Haus wieder verlassen kann."

Gronau erwiderte nichts. Langsam sank seine Hand herab; er fühlte, daß er sie ihr nie wieder bieten konnte ... es sei denn zum Abschied für immer.

Als er das Zimmer verlassen hatte, warf die junge Frau sich laut schluchzend auf das Sofa und barg ihr Antlitz in den Händen, sich dem heftigen Ausbruch ihres Schmerzes rückhaltlos hingebend.

Das war also ihr so ungestüm und leidenschaftlich ersehntes ... Glück! Warum war sie so schwach gewesen, ihm nachzugeben, ihm hierher zu folgen! Der Onkel hatte einst voll Hohn gesagt, als sie von Ottos Liebe, von ihrer glücklichen Zukunft geschwärmt:

„Da Du Dir nicht raten lassen willst, so wirst Du fühlen müssen, Du eigensinniges Kind! Du siehst es jetzt als sehr romantisch an, dem „Wunsche" des Staatsrats zufolge in kleine, bürgerliche Verhältnisse hinabzusteigen; er erscheint Dir

wie ein Held, da er erklärt, die Einrichtung des Hauses ganz allein übernehmen zu wollen, und thut, als sei der Wert Deines Vermögens für ihn überhaupt nicht da. Er ist ein feiner Menschenkenner, dieser Herr Gelehrte, mit seinen ungeschickten Manieren. Er hat schnell erkannt, wo Deine verwundbare Stelle ist: die Manie, daß jeder, der um Deine Hand wirbt, es in erster Reihe Deines großen Vermögens wegen thut. Du hast Dir das — ob mit Recht oder Unrecht, mußt Du besser wissen als ich — selbst bei Bewerbern nicht ausreden lassen, die über gleichen Reichtum geboten, deren Lebensstellung der Deinigen gleichkam, und läßt Dich nun von einem Mann, der nicht viel jünger ist als ich, der nichts besitzt als seinen, im Vergleich zu Deinen Ansprüchen unbedeutenden Gehalt, unbegreiflicherweise durch eine geschickt gespielte Bescheidenheit vollständig blind machen. Nun, wie gesagt, wer nicht hören will, muß fühlen ... aber komme mir nachher nicht etwa mit Klagen; mich verlangt nicht zu wissen, wie dieser Gronau Dich, zum Dank, daß Du zu ihm herabgestiegen bist, tyrannisiert."

Sie hatte halb zornig, halb spöttisch gelacht. Die Idee, daß ihr sanfter, weichherziger Verlobter sie tyrannisieren könnte, war mehr als komisch. Der Fall konnte doch höchstens — und sehr wahrscheinlich — umgekehrt eintreten.

„Lache nur", hatte des Onkels ruhige Antwort gelautet, „ich will wünschen, daß er es Dir nicht gar zu bald verleidet. Er sieht gerade darnach aus ... die linkischen Manieren und dazu dieser Kopf! Männer mit solcher Stirn sind stets Tyrannen."

Wie gut hatte der Onkel ihn durchschaut! Natürlich war er ein Tyrann; er hatte es ja schon bewiesen, indem er sie zwang, ihm hierher zu folgen, in diese ärmlichen, kleinen Räume. Er hatte es schon bewiesen, als er darauf bestand, dieselben seinen Verhältnissen gemäß einrichten zu wollen. Wie konnte er ihr das zumuten! Wie konnte sie darauf eingehen! Wo war die schöne, sonnige, alles verklärende Zeit, da sie geglaubt, an seiner Seite mit Seligkeit ... hungern zu können, wenn es hätte sein müssen? Vorbei, vorbei!

Ein Klopfen an der Thür störte sie endlich auf aus ihrem trostlosen Sinnen. Man brachte ihr Gepäck. Zugleich fragte das Mädchen bescheiden, ob die gnädige Frau ihrer bedürfe. Als Olga mit abgewandtem Gesicht verneinte, fragte Anna, ob Frau von Forsten der gnädigen Frau irgendwie dienen könne.

„Nein!“ erwiderte Olga ungeduldig. „Ich will niemand sehen, ich bin so erschöpft ... ich lasse Frau von Forsten danken ... ich will sie morgen bitten lassen.“

Anna entfernte sich und berichtete unten, daß die gnädige Frau auf dem Sofa liege und ganz herzbrechend zu ... weinen scheine.

„Das thut jede junge Frau, wenn sie zum erstenmal ihre Heimat und Angehörigen verläßt,“ erklärte Frau von Forsten energisch. „Das ist ganz natürlich!“

* * *

Die alte Liese kam soeben mit einem Körbchen voll Obst aus dem Garten, das Frau von Forsten auf einer Schüssel zierlich mit Weinblättern ordnete und diese dem Mädchen gab,

mit der Weisung, sie hinauf in das Eßzimmer zu tragen und den Tisch zu decken.

Während Anna den Auftrag mit möglichst vielem Geräusch und Ungeschick ausführte, sann sie über die eben gehörten Worte nach, ohne sie zu begreifen ... ihr schwacher Verstand kam immer wieder zu dem Punkte zurück: wie kann man weinen, wenn man ... glücklich ist?

Der Staatsrat kam herunter, Frau von Forsten aufzusuchen und ihr zu danken für die Freundlichkeit, mit welcher sie sich aller Mühe so bereitwillig unterzogen. Sie fand ihn seltsam verändert, ohne doch zu wissen, worin diese Veränderung bestand. Ihr Gefühl sagte ihr, daß sie das nicht berühren dürfe, sondern ganz unbefangen erscheinen müsse. Ein tiefes Mitleid ergriff sie, als sie ihn prüfend ansah. Das glückstrahlende Lächeln, das beim Abschied sein ernstes Antlitz verklärt, verjüngt hatte, war einem herben, finsteren Zug gewichen, der ihr gar nicht gefiel. Nun, sie wollte nicht voreilige Schlüsse ziehen, allein soviel war gewiß, wenn die beiden nicht glücklich waren, so lag die Schuld an ihr; er, Gronau, war ja die Güte selbst, sie ließ auch nicht die Möglichkeit eines Vorwurfs auf ihn kommen. Sie suchte ihm über seine sichtliche Befangenheit hinweg zu helfen, indem sie über alle möglichen häuslichen Einrichtungen Bericht erstattete und sich erbot, alles auf das beste besorgen zu wollen, bis die junge Frau sich von der Reise erholt habe und selbst die Zügel der kleinen Haushaltung in die Hände nehmen könne.

„Ich kenne das schon, lieber Herr Staatsrat“, sagte sie mit unbefangener, heiterer Miene, „habe es an mir selbst erfahren

und weiß, wie es einer jungen Frau zu Mute ist, die alle ihre Lieben daheim läßt und ihrem Mann allein in die Ferne folgt. Das denken sich die Herren so leicht und wissen nicht, wie das neue Leben, das nun für sie beginnt, der jungen Frau, trotz allem Glück, so beängstigend und schwer erscheint, weil es in Wirklichkeit ganz verschieden ist von den Idealen und Träumen der Mädchenzeit. Sie wissen nun vollends gar nicht mit Frauen umzugehen; lassen Sie sich also hübsch raten von einer erfahrenen Freundin und lassen Sie das junge Wesen sich recht satt weinen, um so schneller wird sie dann das Heimweh überwinden. Fragen Sie nur meinen Mann, der lacht mich heute noch aus, wenn er daran denkt, wie ich in den ersten Tagen mir die Augen aus dem Kopfe weinen wollte und keinen Bissen zu mir nahm vor lauter ... Glück. Nicht wahr, lieber Alter?"

Sie wandte sich zu ihrem Mann, der soeben eintrat und dem Staatsrat seine Glückwünsche in biederer, herzlicher Weise aussprach. Als seine Frau ihn an ihre „Hochzeitsthränen" erinnerte, sagte er lachend:

„Ja, ja, verehrter Herr Staatsrat, wir armen Männer haben viel auszustehen mit diesen sogenannten „besseren" Hälften unseres Lebens, das werden Sie auch noch kennen lernen ... lassen Sie sich nur nicht gleich unter den Pantoffel bringen, Sie haben an mir ein warnendes Beispiel. Ich bin im Laufe der Zeit ein ganz willenloser Sklave dieser kleinen Despotin geworden, die mir alle Autorität aus den Händen gewunden hat; als ich es endlich merkte, war es leider zu spät."

Der Staatsrat versuchte mit einem Lächeln, das ihm selbst

weh that, in den Scherz einzustimmen, und verließ dann das glückliche Paar. Weinte wirklich jede junge Frau vor Heimweh und Glück, oder hatte die gute Seele mit dem klugen Blick schon herausgefunden, daß nicht alles beim Rechten war, und wollte ihm zartfühlend darüber hinweghelfen? Er war ihr dankbar dafür; er wußte, daß er von dieser Seite nie eine unzarte Frage, weder im Wort noch Blick, zu fürchten haben werde. Das war eine Erleichterung für sein bedrücktes Gemüt.

Als Frau von Forsten ihm sagen ließ, daß das Mahl bereit sei, ging er mit schwerem Herzen hinüber in das Eßzimmer. Er fand seine Befürchtung bestätigt, Olga war nicht da. Anna berichtete, die gnädige Frau lasse den Herrn Staatsrat bitten, ohne sie zu speisen, sie fühle sich sehr unwohl und möchte noch eine Stunde ruhen.

Gronau beauftragte sie, später noch einmal nachzufragen, ob seine Frau etwas wünsche, und setzte sich dann an den zierlich gedeckten, festlich mit Blumen geschmückten Tisch ... allein. Er zwang sich, einige Bissen zu essen, um nicht noch mehr Veranlassung zum Verwundern zu geben, und kehrte dann in sein Studierzimmer zurück, nachdem er dem Mädchen befohlen, ihm am nächsten Morgen den Kaffee um sechs Uhr in sein Zimmer zu bringen, die gnädige Frau sei gewöhnt, erst um neun Uhr zu frühstücken.

Olga hörte das im Nebenzimmer mit klopfendem Herzen. Sie hatte sich soeben klar gemacht, in welche peinliche Lage sie ihn gebracht, indem sie seiner Bitte, mit ihm die Mahlzeiten einzunehmen, getrotzt und so den ersten Schritt gethan

hatte, den Hausbewohnern Grund zu allerlei Vermutungen zu geben. Sie fühlte trotz ihrer tiefen Erbitterung, daß das nicht würdig sei, daß sie entweder ihr Wort brechen und ihn dennoch verlassen, oder sich äußerlich in das Unabänderliche fügen und wenigstens die notwendigsten Formen beobachten müsse. Sie schämte sich und zürnte sich selbst, daß sie es that, weil sie es für eine Schwäche ansah, der sie eigentlich nicht nachgeben dürfe. Dennoch beschloß sie, das Opfer zu bringen und nicht wieder bei Tische zu fehlen. Sie besann sich, daß er sehr früh aufzustehen pflege, und nahm sich vor, ganz gegen ihre Gewohnheit dasselbe zu thun und ihm am Frühstückstisch mit möglichster Höflichkeit Gesellschaft zu leisten. ... Da hörte sie seinen Befehl. Ihre Wangen färbten sich einen Augenblick mit glühendem Rot. Wie konnte er so eigenmächtig Bestimmungen über sie treffen. Wer sagte ihm, daß sie ihre alte Gewohnheit hier beibehalten wolle? Freilich ... wie konnte er nach ihrer eben bewiesenen Taktlosigkeit ahnen, daß sie sich vorgenommen, um sechs Uhr mit ihm den Kaffee einzunehmen! Natürlich mußte es nun bei seiner Bestimmung bleiben. Zürnend mit ihm, mit dem Schicksal, mit sich selbst, weinte sie sich endlich in den Schlaf.

Indessen saß Gronau im stillen Studierzimmer einsam und allein, wie sonst, inmitten der leblosen Schätze seiner Wissenschaft. Nur einen Gesellschafter hatte er gewonnen: sein tiefes Herzeleid. Er saß, den schönen „Christuskopf“ in die Hand gestützt, und durchlebte immer von neuem und immer mit erneuerter Qual all den Schmerz, der sein so schön geträumtes Glück zerstört hatte. Er raffte sich endlich auf und

griff nach seinen Büchern, die lange dem Studium der Liebe hatten weichen müssen. Angestrengte Arbeit sollte seinen Kummer unterdrücken, damit er demselben nicht ganz zur Beute wurde. Er wollte mit eisernem Fleiß daran gehen, sein großes Werk, an dem er jahrelang gearbeitet, das bereits der Vollendung nahe war, zu beenden. Er war sich bewußt, daß er damit seinen Namen zu einem berühmten machen, seine Stellung in der Gelehrtenwelt begründen würde, nicht trotzdem, sondern weil seine kleineren Werke, die er im Laufe der letzten Jahre veröffentlicht, so heftigen Widerspruch hervorgerufen und ihm viele der bedeutendsten Gelehrten zu Feinden gemacht hatten, die nicht zugeben konnten oder wollten, daß ihre Theorien von einem jüngeren Mann umgestürzt und durch ganz neue, entgegengesetzte verdrängt wurden. Er konnte sein Werk voraussichtlich in sechs bis acht Monaten beenden, und zugleich kleinere Schriften, an denen er nur zeitweise mit vielen Unterbrechungen gearbeitet, vollenden und ... verwerten. Das letztere war ihm jetzt so wichtig, wie es ihm bisher gleichgültig gewesen. Er hatte durch seine einsame, abgeschlossene Lebensweise so wenig Bedürfnisse, daß er nicht einmal seinen Gehalt verbrauchte, sondern eine, wie ihn dünkte, ganz bedeutende Summe zurückgelegt hatte. Dieselbe war nun freilich durch die Einrichtung seines Haushaltes bedeutend zusammengeschwunden und stand tief unter der ihm vor Augen schwebenden Zahl: 4000. Allein es war doch ein Anfang, der zum Ende führen mußte.

Bis jetzt hatte er nur geschaffen für sich selbst zur Freude, dem inneren Drange folgend, dem eigenen Bedürfnis Genüge

thuend. Selbst der Wunsch nach Anerkennung und Ruhm hatte ihm gemangelt. Er beschäftigte sich selbst zu wenig mit den Menschen, um deren Anerkennung und Verständnis begehren oder vermissen zu können. Jetzt war das plötzlich anders geworden. Olga hatte ihm den Vorwurf gemacht, er habe nur ihres Geldes wegen um sie geworben; er wußte, daß ihre Verwandten ihre Heirat für im höchsten Grade unpassend, ja erniedrigend ansahen, ihr Benehmen hatte ihm das deutlich gezeigt. Olga dachte jetzt zweifellos ebenso, seit sie ihn mißachtete. Sie glaubte seinen Beteuerungen nicht, sondern beharrte in ihrem unglücklichen Wahn, sonst hätte sie nicht so schroff jeden Versuch einer Versöhnung zurückweisen, ihm nicht so unverhohlen ihre Verachtung zeigen können. Der Stachel saß tief und schneidend in seinem Herzen, er schmerzte doppelt, weil er ihr durch jene unselige Unterschrift das Recht zu diesem Glauben, dem ihr Haß, ihre Mißachtung entsprang, gegeben.

Hatte er nicht Unrecht gethan, als er sie zwang, ihm dennoch zu folgen? Hatte er nicht ihr und sich eine Aufgabe gestellt, welcher er sich selbst schon an diesem ersten Abend kaum mehr gewachsen fühlte? Wäre es nicht besser, edler gewesen, ihr die so heftig verlangte Freiheit, als Sühne für seine Schuld, zu geben?

Er bedeckte sein Antlitz mit den Händen und atmete schwer. Nein, nein ... er konnte es nicht. Es war nicht Eigennutz, nicht die Stimme seiner Liebe gewesen, die aus ihm sprach, als er sie zwang, ihn zu begleiten, sondern das mächtige, gebieterische Verlangen, sich ihre Achtung wiederzugewinnen, der glühende Wunsch, ihr zu beweisen, daß er ihr Größeres

zu bieten vermöge als elendes Gold, dessen Wert für ihn nicht existierte. Diesem Verlangen hatte er nicht zu widerstehen vermocht, es hatte ihn hart und unerbittlich gemacht ihren Thränen gegenüber ... er wollte sich vor ihr rechtfertigen, wollte sie zwingen, den schweren Vorwurf von ihm zu nehmen.

Aber konnte er das nicht auch fern von ihr? Konnte er nicht durch eisernen Fleiß die demütigende Schuld tilgen, ohne ihr zuzumuten, das Leben an seiner Seite so lange zu ertragen? Würde nicht sein Name, wenn er sein großes Werk vollendet, auch zu ihr den Weg finden und ihr Kunde bringen, daß der Verfasser desselben nicht ihres Reichtums bedurfte, um es zu schaffen ... hatte nicht auch die Liebe ihren Anteil an diesem Verlangen gehabt, hatte er nicht doch auch der leisen Hoffnung Raum gegeben, er könnte durch ein Zusammenleben das Verlorene wiedergewinnen? Ja, er verhehlte es sich nicht. Er hatte es gehofft, bis zu dem Augenblick, da sie seine Hand mit solchem Abscheu zurückgestoßen und ihm gesagt, daß sie die Stunden zähle bis zu dem Tage, da sie frei sei. Auch in ihm siegte in diesem Augenblick tiefe Erbitterung über den Schmerz. Er wollte nicht wieder zeigen, wie sehr er litt, wollte sie nicht wieder bitten, den Schein vor der Welt aufrecht zu erhalten, wenn sie nicht selbst besserer Einsicht Raum gab. Ihr Benehmen heute Abend hatte ihm gezeigt, daß er nur ein Ziel vor Augen haben dürfe: ihr so bald, wie es in seinen Kräften stand, die Freiheit zurückzugeben.

Die Hausuhr schlug die neunte Stunde. In demselben Augenblick fuhr der Staatsrat aus seinem Sinnen auf ...

Was war das? Von der Straße herauf tönte ein Ge-

räusch wie von unzähligen Schritten, und durch die nur halbgeschlossenen Laden drang ein blutroter Schein. Gronau sprang auf und eilte an das Fenster. Er sah eine unabsehbare Reihe von Fackeln, die mit ihrem rötlichen, von dickem Qualm gedämpften Schein die Nacht erhellten und sich im Halbkreis vor dem Hause bewegten. Und jetzt erhob sich ein Chor von jungen, frischen Männerstimmen, ein Lied „Zum Preise des Höchsten, der ewigen Liebe“ singend. Die Studenten der Universität brachten ihrem von allen so einmütig verehrten Professor einen Fackelzug, ein Ständchen, um ihm ihre Teilnahme an der Feier seiner Hochzeit zu beweisen. Major von Forsten hatte von den Vorbereitungen gewußt und das Komitee schleunigst von der schon heute erfolgten Ankunft des jungen Paares in Kenntnis gesetzt. Der Staatsrat stand tief ergriffen, die Stirn gesenkt, die Arme fest über die Brust verschränkt. Ihn freute und rührte dieser Beweis von Zuneigung. Es that ihm wohl, zu fühlen, daß ihm all diese jungen Herzen in aufrichtiger Verehrung zugethan seien, und doch brach sein Kummer gewaltsam hervor; er fühlte erst ganz, wie unglücklich er geworden, wie verlassen er sei bei dem frischen, fröhlichen Sang da unten, der seinem ... Glück galt.

Mit unbeschreiblichen Empfindungen trat er am Schluß der kleinen Feier hinaus zu den Sängern und geschwärzten Fackelträgern, um ihnen in seiner einfachen, schlichten Art zu danken. Ein weithin schallendes, dreimal wiederholtes „Hoch“ auf das junge Paar folgte ihm, als er in das Haus zurückkehrte und der Zug sich zum Rückmarsch ordnete. Die fröhliche Schar war zum Teil ein wenig enttäuscht. Als sich

die Nachricht verbreitete, daß der stille, menschenscheue und doch so allgemein geliebte Staatsrat Gronau eine bildschöne, reiche und sehr vornehme Braut heimführe, hatte man sich gewundert, gefreut und war nebenbei ganz außerordentlich neugierig. Vergebens hatten nun die Studenten erwartet, die junge Schönheit an der Seite ihres Gemahls am Fenster zu sehen und einen dankenden Gruß zu erhalten. Alle Fenster waren dunkel; nur des Staatsrats einsame Studierlampe brannte als einziges Lebenszeichen, wie seit Jahren jeden Abend. Während die jungen Leute also enttäuscht heimzogen, stand Gronau am geöffneten Fenster und schaute in die dunkle Nacht hinaus. Er hatte umsonst gefürchtet, über „seine beiden schönsten Sterne“ die anderen droben zu vernachlässigen ... ihr Glanz störte ihn nicht bei seinem Forschen. Aber er forschte auch nach den anderen droben vergebens. Schwarze Wolkenmassen bedeckten den Himmel und entzogen die leuchtenden Welten seinem Blick. Auch diese Sterne hatten ihn verlassen.

* * *

Als am nächsten Morgen die Sonne hell und goldig durch die Fenster fiel, war die junge Frau bereits aufgestanden. Sie hatte nur wenige Stunden geschlafen und schon lange, ehe der Tag graute, wieder das traurige Sinnen über ihr herbes Geschick fortgesetzt. Ihr Leben war bisher so gleichmäßig heiter, so ganz ohne ein irgendwie bedeutendes Ereignis dahingeflossen, daß sie sich nach der ungewohnten Erregung, dem vielen Weinen so müde, so matt fühlte, als habe sie eine schwere Krankheit überstanden.

Mit einem Gemisch von Scheu und Geringschätzung

begann sie, ihre Umgebung zu prüfen. Sie schritt zögernd durch das Eßzimmer, das einfach ausgestattet war, aber im hellen Sonnenschein doch nicht so ärmlich aussah, wie es ihr gestern erschienen, und trat in das Wohnzimmer. Auch dieses machte heute keinen so unangenehmen Eindruck; die grünen Plüschmöbel harmonierten mit dem Teppich und den Vorhängen; von der hellgrauen Tapete hoben sich die einfachen Goldrahmen des Spiegels und der Bilder freundlich ab ... Seltsam! Die Gegenstände der letzteren waren gerade besondere Lieblinge von ihr ... war das Zufall, oder ... dort an der Wand, gerade der Thür gegenüber, die nach seinem Studierzimmer führte, stand ein Piano; verschiedene Notenhefte lagen auf demselben: Schumanns, Schuberts, Robert Franz' Lieder; letztere waren aufgeschlagen:

Es hat die Rose sich beklagt,
Daß gar zu schnell der Duft vergehe,
Den ihr der Lenz gegeben habe ...

Dieses Lied hatte er so gern von ihr gehört, es war das erste gewesen, das sie ihm gesungen. So schnell wie der Rose Duft war auch der Traum ihres Glückes entschwunden ... auch er hatte ein ewiges Leben, aber nur in ihren Thränen, die ihn widerspiegelten.

Über dem Piano hing ein Bild, reicher umrahmt als die übrigen ... sie erkannte das schöne alte Schloß an der blauen Mulde. Dort der breite Söller, daneben der verfallene Turm und hier ... die Kapelle, wo des Schicksals grausame Hand den Stein zwischen ihn und sie geschleudert.

Der Schmerz überwältigte sie wiederum mit voller Heftigkeit. Wie tief, wie innig würden seine zarten Aufmerksamkeiten sie berührt haben, hätte sie noch im Glauben an seine Liebe diese Räume betreten ... ja, sie mußte sich wider Willen eingestehen, daß sie sich in denselben stolz und glücklich gefühlt haben könnte, wäre ihr Herz so leicht und froh, ihr Auge so klar und sonnig gewesen wie sonst. Sie hatte sich ihr „Schalten und Walten im häuslichen Kreise“ so lieblich ausgemalt, ihm so oft mit hinreißender Lebhaftigkeit seine zaghaften Bedenken ausgeredet, ihm versichernd, der Gedanke, für ihn sorgen zu können, seine ehrbare, fleißige kleine Hausfrau zu sein, beselige sie. Und nun? Nun stand sie hier, alles Glückes, aller Seligkeit bar, und wehrte sich gegen die mahnende Stimme in ihrem Herzen, die für ihn sprach, als sei es strafwürdig, anzuerkennen, daß aus dem kleinsten Gegenstande ihr trotzdem und alledem seine Liebe bewältigend, unabweisbar entgegenleuchtete, von dem Bücherschrank, der eine sorgfältige, reiche Auswahl ihrer und seiner Lieblingsschriftsteller enthielt, bis zu dem zierlichen Nähtisch, dessen praktische Ausstattung Frau von Forsten besorgt hatte.

Die junge Frau trocknete hastig ihre Thränen, denn Anna erschien mit dem Frühstück. Sie nahm es in tiefer Verstimmung ein; es war das erste Mal im Leben, daß sie eine Mahlzeit allein einnahm ... wie traurig, wie unbehaglich war das. Sie hatte ihm gestern dasselbe zugemutet; freilich, er war es ja gewohnt, allein zu speisen ... sie fühlte mit Verdruß, wie wenig diese Thatsache sie entschuldigte.

Olga packte ihren Koffer aus und kleidete sich an. Sie

wählte ein schwarzes Kleid ... er liebte es nicht, sie in Schwarz zu sehen.

„Es stimmt mich trübe, wenn mein Stern sich in dunkle Wolken hüllt. Schwarz ist die Farbe der Trauer, die Sterne aber sind bestimmt, zu glänzen und der Sterblichen Auge zu erquicken,“ hatte er einmal gesagt.

„Aus dunklen Wolken leuchten die Sterne am hellsten,“ hatte sie neckend erwidert.

„Ja,“ entgegnete er, „um im nächsten Augenblick dem sehnsüchtigen Auge zu entschwinden.“

Warum konnte sie die Erinnerung der glücklichen Tage nicht bannen, warum drängte sie sich immer wieder in die traurige Gegenwart! Was kümmerte es sie, was er liebte oder nicht liebte ... er war doch schuld daran, daß ihre Stimmung so düster war wie die Farbe des Kleides.

Olga stand am Fenster und blickte in den Garten hinab, der, sauber gepflegt und mit vielem Geschmack angelegt, das Haus umgab. Zwar hingen noch hier und da schwere Rosenkelche an den Zweigen der zierlichen Bäumchen, und Georginen und Astern schmückten die Beete mit heiteren Farben, aber das müde Gelb, das vom fahlsten Schein bis zur tiefrötlichen Färbung über dem dunklen Laub der Bäume und Hecken hing, verriet die Hand des Herbstes, welche die Natur im Todesahnen so gern noch mit täuschender Pracht schmückt ... das letzte, scheinbare Aufflammen des hinsterbenden Lebens, das selbst den glücklichen Menschen tief traurig stimmt und seiner frohen Zuversicht, seinem kühnen Hoffen ein stummes, düsteres Halt gebietet.

Die kleine Agnes, welche mit den welken Blättern, die der Wind emporwirbelte, spielte, mußte jetzt der Mutter helfen, die letzten gelben Rosen in einen Strauß zu winden, und erschien bald darauf in Olgas Thür, ihr dieselben mit einem zierlichen Knix überreichend. Das Kind betrachtete die schöne Frau aufmerksam und sagte dann, mit den großen, blauen Augen schelmisch zu ihr aufsehend und ihr blondes Haar, das über den Rücken herabhing, mit beiden Händchen über die Schulter ziehend:

„Sieh', ich habe auch Locken, aber nicht so schöne wie Du."

Olga strich mit der Hand über das blonde Krausköpfchen und fragte:

„Du bist die kleine Agnes?"

Das Kind nickte.

„Ja, Onkel Gronau nennt mich Agnes, die anderen sagen Neschen."

„Also, Neschen, willst du mich öfter besuchen und mit mir plaudern?"

Die Kleine schüttelte ernsthaft das Köpfchen.

„Nein, komm' Du doch lieber in den Garten und besuche mich, da können wir viel besser plaudern."

„So?" fragte Olga mit halbem Lächeln. „Warum besser als hier?"

„Hier stören wir Onkel Gronau," entgegnete Neschen altklug. „Als wir noch hier oben wohnten, mußte ich immer in das Eckzimmer da hinten gehen, wenn er zu Hause war; denn er sagte, meine Zunge gehe wie ein Mühlrad, das störe ihn beim Arbeiten."

„Kann Onkel Gronau hören, was wir hier sprechen?“ fragte Olga, fast erschrocken nach der Thür sehend.

„Nein,“ erwiderte Neschen, „er ist ja nicht zu Hause, sonst hätte ich ganz leise gesprochen,“ setzte sie flüsternd hinzu.

Er war fortgegangen ... wo mochte er sein? Es war ihr freilich ganz gleichgültig, wo er war, allein ... sie hätte es doch gern gewußt.

„Weißt Du, wohin Onkel Gronau gegangen ist, Neschen?“

„Nein ... hat er es Dir nicht gesagt? Er ist heute erst spät fortgegangen. Mama sagte, Du hättest ihn gewiß nicht eher fortgelassen.“

Olga wandte sich ab und stellte die Rosen in ein Glas.

„Hast du gestern Abend die Musik gehört, Neschen?“

Neschen schüttelte das hübsche Köpfchen.

„Nein, ich schlief schon. Schliefst Du auch?“

„Nein, Neschen. Es ist schade, daß du die Fackeln nicht sehen konntest, es sah sehr schön aus.“

„Das sagt Mama auch. Sie sagt, die Studenten hätten Onkel Gronau alle so lieb; sie hätten ihm die Fackeln gebracht und gesungen, weil Du seine Frau geworden wärest. Ich habe Onkel Gronau auch sehr lieb, aber seit Du da bist, mag er mich nicht mehr leiden. Er hat mir noch nicht einmal einen Kuß gegeben und hat mir auch nichts mitgebracht.“

Olga vermochte nicht länger in das offene, treuherzige Kindergesichtchen zu blicken. Sie trat ans Fenster und sagte schnell:

„Er hat gewiß nicht vergessen, dir etwas mitzubringen, gedulde dich nur, ich werde ihn daran erinnern.“

Das Kind war ihr an das Fenster gefolgt.

„Das sind alle Onkel Gronaus Blumen,“ sagte sie. „Sonst standen sie drüben, aber er hat sie selbst hierher getragen für Dich, er sagte, er könne sie hier auch sehen, wenn die Thür offen sei. Sieh', da kommt er, ich will ihn rufen ...“

Olga sah den Staatsrat den Garten durchschreiten. Heftig erregt faßte sie des Kindes Hand und sagte, es zurückhaltend:

„Nein, Neschen, geh' lieber und frage deine Mutter, ob ich sie sehen kann ...“

Neschen eilte schon davon, dem Staatsrat auf der Treppe erzählend, sie und Tante Olga hätten ihn schon kommen gesehen.

Frau von Forsten kam Olgas Besuch zuvor, indem sie selbst in deren Wohnung erschien, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie überwand bald die Verlegenheit, welche sie der jungen Frau gegenüber empfand, denn sie sah, daß dieselbe sich vergebens bemühte, unbefangen und fröhlich zu erscheinen, und suchte deshalb möglichst gewandt von den gewöhnlichen Erkundigungen und Versicherungen der Teilnahme, welche die Höflichkeit vorschrieb, auf das am wenigsten verfänglich scheinende Gebiet der Prosa hinüberzulenken. Olga dankte ihr freundlich, aber dennoch unverkennbar gezwungen, für ihre Fürsorge am gestrigen Tage; versicherte, daß ihr Mann mit größter Hochachtung und Verehrung von ihr und den Ihrigen gesprochen, und daß sie sich freue, die lieben Menschen näher kennen zu lernen, in deren Mitte er sich bisher so wohl gefühlt. Frau von Forsten empfand etwas wie Mitleid mit dem holden jungen Wesen, dem das schwere schwarze Seidengewand so

wenig harmonisch schien wie der herbe, schmerzliche Zug um den lieblichen Mund.

Olga war nie in die Lage gekommen, Selbstbeherrschung zu üben, kein Wunder also, daß der erste, schwere Versuch den klugen Augen der Frau von Forsten gegenüber völlig mißlang. Die letztere hatte den Eindruck, als sagte die junge Frau mit Überwindung eine eingelernte Lektion her. Die schönen Augen waren noch trüber als gestern und hatten sicher noch vor einer Viertelstunde geweint ... Das sah doch anders aus als ihre „Hochzeitsthränen", von welchen sie dem Staatsrat mit solcher liebenswürdigen Übertreibung erzählt ... Diese waren doch von des geliebten Mannes Hand so schnell getrocknet und hatten nicht vermocht, tiefe Spuren in ihrem frischen, fröhlichen jungen Gesicht zurückzulassen.

Während sie der jungen Frau mit dem ihr eigenen freundlichen Eifer von dem guten Herrn Staatsrat vor seiner Hochzeit, von seiner Stellung an der Universität, seiner Gelehrsamkeit, von der allgemeinen Hochachtung und Liebe, die er besitze, von dem Ständchen und von der Neugierde erzählte, die man in der Stadt bezüglich der jungen Frau Staatsrätin hege, zerbrach sie sich den Kopf, was so plötzlich störend in das junge Glück eingetreten sein möge, das noch vor wenigen Tagen so strahlend aus Gronaus Augen und ohne Zweifel auch aus den ihrigen geleuchtet und das nun so sichtbar in Thränen aufgelöst zu sein schien.

Als Frau von Forsten endlich beim Fortgehen den Wunsch aussprach, der jungen Frau, die gewiß nicht an Haushaltsorgen gewöhnt sei, dieselben noch so lange abnehmen zu dürfen, bis

sie sich in ihre neue Umgebung gefunden und von der anstrengenden Reise ausgeruht habe, nahm Olga dieses Anerbieten mit sichtbarer Erleichterung an. Der Gedanke, welcher sie sonst so entzückt hatte, im kleinen, bescheidenen Hause mit mäßigen Mitteln zu schalten, zu walten, zu ordnen, zu sorgen . . . erschien ihr abschreckend.

Als Olga allein war, dachte sie über das nach, was Frau von Forsten ihr erzählt. Es überraschte und berührte sie gleichsam wie ein Vorwurf, daß er so allgemein geschätzt und geliebt wurde . . . sie hatte keine Ahnung davon, daß er eine so bedeutende Stellung als Gelehrter einnehme. Er selbst hatte immer nur so einfach und ohne jedes Selbstbewußtsein von seiner Thätigkeit an der Universität gesprochen, ganz beiläufig seiner „kleinen Arbeiten und Schriften" erwähnt, die natürlich weder Olga noch irgend einer aus ihren Kreisen kannte.

„Mein Gott, Kind, wer schreibt heutzutage nicht! und wer liest solche Sachen!" hatte der Onkel spöttisch erwidert, als sie ihn fragte, ob er die Schriften ihres Verlobten kenne . . . vielleicht war schließlich das Opfer, das sie ihm gebracht, indem sie zu ihm „herabstieg", gar nicht so bedeutend . . . der Gedanke ärgerte sie weit mehr, als er sie befriedigte.

Anna brachte ihr einen Brief von des Onkels Hand. Derselbe enthielt außer gleichgültigen allgemeinen Bemerkungen und formellen Grüßen ihrer Verwandten die spöttische Bemerkung:

„Ich erfahre soeben durch den Bankier N., daß Du an Deinem Hochzeitstage einen Wechsel auf das Sümmchen von 4000 Thalern ausgestellt hast, und kann nicht unterlassen, Dir

zu kondolieren. Ich muß gestehen, mir ist schon viel Ungewöhnliches im Leben vorgekommen . . . unsere jungen Leutnants brauchen auch häufig bald nach der Hochzeit Geld, um sich kleiner Verpflichtungen aus früherer Zeit zu entledigen . . . aber, daß eine junge Frau bereits eine Stunde nach der Trauung (viel später kann es nicht gewesen sein, denn der Wechsel wurde hier noch am Abend präsentiert) die Schulden ihres Auserwählten bezahlen muß, das ist mir doch neu. Dein Herr Gemahl mit den linkischen Manieren scheint ein recht guter Kaufmann zu sein, der Pünktlichkeit liebt. Wer hat recht gehabt, meine weise Nichte? Hat die Frau Staatsrätin vielleicht inzwischen auch phrenologische Studien gemacht? Das sollte mich freuen."

Olga zerdrückte das Papier mit zitternder Hand und preßte voll Zorn die feinen Lippen zusammen.

Bedurfte es noch dieses Hohnes von des Onkels Seite? War sie nicht ohnehin gedemütigt genug? Sollte sie den herzlosen Verwandten auch noch den Triumph gönnen, diese Demütigung einzugestehen? Niemals! Es sollte niemand, sie am wenigsten, ahnen, welche Studien sie als Frau Staatsrätin gemacht.

Als der Staatsrat in das Eßzimmer trat, fand er Olga, seiner wartend . . . sie hatte also beschlossen, den äußeren Schein zu wahren, allein er sah, was dieser Entschluß sie gekostet hatte. Der erste bittere Schmerz ihres jungen Lebens hatte das reizende Antlitz, das er nur strahlend von Glück, voll schelmischen, neckischen Übermutes kannte, seltsam verändert. Der fest geschlossene Mund ließ nicht erraten, daß

er bisher so bezaubernd, so silberhell gelacht; die müde geweinten Augen glichen nicht mehr seinen „schönsten Sternen", die leichten, anmutigen Bewegungen, welche so gut mit ihrem leichten, fröhlichen Sinn harmonierten, waren langsam, fast träge. Er bekämpfte seine aufsteigende Bewegung und fragte, ihr gegenüber stehen bleibend, mit seiner weichen, klangvollen Stimme:

„Wie geht es Dir? Hast Du Dich ein wenig erholt?"

Sie begegnete seinen traurig forschenden Augen erst zögernd, dann finster blickend.

„Ich danke, es geht mir . . . sehr gut!"

Der Hohn, der aus ihren Worten klang, that ihm weh. Er wandte sich nach dem gedeckten Tisch und dann wieder zögernd zu ihr . . . sie folgte langsam der stummen Aufforderung und nahm ihren Platz ein.

Der einfachen, aber schmackhaften Kost der alten Forstenschen Köchin wurde wenig Ehre angethan. Olga legte die Speisen mit leise zitternder Hand vor, ohne ein einziges Mal den Blick zu ihm emporzurichten. Nur als er ihr Glas und dann auch das seinige mit edlem Rheinwein füllte, blickte sie ihn halb erstaunt, halb verächtlich an.

„Ich denke, Du trinkst selten oder . . . nie Wein?"

Ihr Ton und Blick trieb ihm das Blut zu Kopf, allein er beherrschte sich und sagte ruhig:

„Nein, bisher nicht. Aber Du bist gewohnt, Mittags Wein zu trinken, und ich . . . möchte mich auch daran gewöhnen."

Um ihre Lippen legte sich ein herber Zug, der deutlich ihre bittere, gereizte Stimmung kundgab.

„Das wäre allerdings wünschenswert . . . für Dich. Mir gestattest Du wohl, das Gegenteil zu thun, ich habe einen . . . Widerwillen gegen Wein!“

Er suchte seine Erregung zu bezwingen und von dem Punkt, auf den sie zielte, abzulenken.

„Das bedaure ich . . . aber wie Du willst! . . . Du hast einen Brief erhalten? Hat er Dir gute Nachrichten von den Deinigen gebracht?“

Seine Ruhe erbitterte sie mehr, als eine heftige Entgegnung auf ihre Worte es vermocht haben würde.

„Ich hatte solche nicht zu erwarten . . . ich kenne den Onkel; er pflegt keine Schonung oder Nachsicht zu üben, am wenigsten, wenn es sich um Dinge handelt, die er vorausgesehen, vor welchen er vergeblich gewarnt hat.“

Gronau erwiderte nichts; doch verdüsterte sich seine Stirn sichtbar. Sie hielt nicht ihr Versprechen; sie rührte mit jedem Wort, jedem Blick heftig und schonungslos an dem, was zwischen ihnen stand und sie trennte. Würde sie mit der Zeit ruhiger werden, würde es ihm gelingen, sie milder zu stimmen, wenn er seine Ruhe wahrte und sich zu keiner heftigen Entgegnung hinreißen ließe?

Er fragte nach einer minutenlangen Pause:

„Du hast mit der kleinen Agnes gesprochen? Sie ist ein liebes, guterzogenes Kind, das bald Dein Herz gewinnen wird.“

Olga zuckte gleichgültig die Schultern.

„Sie beklagte sich, daß Du ihr nichts mitgebracht habest. Du wirst das nachholen müssen.“

„Ja . . . richtig! Ich hatte ihr etwas recht Schönes versprochen . . . aber was? Ich weiß nicht, womit ich dem Kinde eine Freude machen könnte . . . ich hoffte, Du würdest mir dabei behilflich sein.“

Olga erhob sich ungeduldig.

„Ich habe mich nie mit Kindern beschäftigt . . . frage die Mutter, sie wird am besten wissen, was ihr Kind erfreuen kann.“

Gronau erhob sich gleichfalls.

„Du hast recht . . . verzeihe, daß ich Dich mit dieser Bitte belästigte.“

Sie wandte ihr Antlitz ab, um ihm zu verbergen, wie — unzufrieden sie mit sich selbst war.

„Hast Du irgend einen Wunsch?“ fragte er nach kurzem Schweigen. „Ich möchte Dir diese einfache Umgebung gern so bequem wie möglich machen . . . Du weißt besser als ich, was fehlt.“

Sie stand noch immer von ihm abgewendet und erwiderte mit großer Bitterkeit: „Ich danke, es fehlt nichts. Du hast ja für alles Sorge getragen, besonders dafür, daß ich, wohin ich blicke, schmerzliche Erinnerungen vor Augen habe, die ohne Zweifel dazu beitragen werden, mir das Leben hier . . . angenehm zu machen.“

In Gronaus Zügen arbeitete ein gewaltiger Schmerz. Seine Augen hafteten düster flammend an der schlanken Gestalt, die ihm so geringschätzend den Rücken wandte. So also faßte

sie seine kleinen Beweise tiefer hingebendster Liebe auf! Er verließ ohne ein Wort zu erwidern das Gemach, aber nicht durch die nach dem Flurgange führende Thür, durch welche er eingetreten war, er durchschritt ihr Wohnzimmer.

Olga blickte ihm nach . . . was that er drüben? Ihm folgend sah sie, daß der Staatsrat am Piano stand und im Begriff war, das Bild des alten Schlosses vom Nagel zu nehmen. Ehe er es vollbrachte, war sie neben ihm und fragte hastig:

„Was willst Du thun?“

„Dieses Bild . . . wohl die schmerzlichste Erinnerung, die Dein Auge hier verletzt, hinwegnehmen. Ich muß Dir allerdings unzart erscheinen, aber bedenke, daß ich diese Zimmer in einer Stimmung einrichtete, welche die Möglichkeit einer Verletzung, gleichviel ob absichtlich oder unabsichtlich, ausschloß. Ich werde alles entfernen, was Dich unangenehm berührt . . . verzeihe, daß ich es nicht gestern schon gethan, ehe es Dir vor Augen kam.“

„Laß das Bild dort,“ erwiderte sie fast heftig: „Ich will es! Es soll alles so bleiben, wie es ist und nichts geändert oder weggenommen werden.“

Er wandte sich langsam zu ihr: „Doch, ich wünsche es. Du hast mir soeben einen Vorwurf gemacht, der, so wie unser Verhältnis sich gestaltet hat, gerechtfertigt ist. Du würdest denselben wiederholen und das zu vermeiden, bin ich mir selbst schuldig.“

Sie kämpfte einen Augenblick mit sich. Dann sagte sie halb zögernd, halb trotzig: „Laß das Bild dort . . . bitte.

Ich wollte Dir keinen Vorwurf machen . . . aber . . . ich kann mich nicht so gleichgültig und ruhig in alles finden, wie Du es zu thun scheinst. Ich habe keine sanfte, nachgebende Gemütsart und kann mich nicht in dieses peinliche Verhältnis fügen. Alles, was mich umgibt, was ich empfinde und denke, empört, erbittert mich und macht mich vielleicht . . . ungerecht . . . aber . . . ich habe bisher nur im lichten Sonnenschein gelebt und habe . . . ich fühle es . . . nicht die geringste Fähigkeit, einem plötzlich über mich hereinbrechenden Sturm Widerstand zu leisten. Ich folgte Dir mit dem festen Willen, die Fesseln, die Du mir so herrisch aufzwangest, stumm und gefaßt zu tragen, mich dem Unabänderlichen äußerlich zu fügen . . . allein ich wußte nicht, was ich gelobte . . . es übersteigt meine Kraft . . . verlange keine Rücksicht von mir . . . ich kann sie Dir nicht geben.“

Gronau hatte seine Hand von dem Bilde zurückgezogen und hörte düster dem Ausbruch ihrer Erbitterung zu. „Ich verlange keine Rücksicht für mich, Olga, ich sagte Dir das schon . . . allein vor der Welt wirst Du Kraft finden, sie zu nehmen, Deiner selbst wegen.“

Er verließ sie ohne Gruß, sie hatte ihm schon wieder den Rücken gewendet.

* * *

Wochen waren vergangen. Das junge Paar sah sich nur mittags und abends. Olgas gereizte, feindselige Stimmung nahm eher zu als ab und bildete einen sonderbaren Gegensatz zu der gleichmäßigen höflichen Ruhe seines Wesens. Wohl sah er sie mit seinem dunkeln fesselnden Blick Einhalt gebietend

an, wenn sie in Wort und Gebärde allzusehr von ihrer Heftigkeit sich hinreißen ließ; er verließ sogar ein paarmal das Zimmer, als er seine eigene Selbstbeherrschung schwinden fühlte, aber er erwiderte nie ein heftiges Wort.

Olga hielt seine Ruhe für Gleichgültigkeit, weil sie nicht sah, mit welch gewaltiger Anstrengung er sie wahrte, wie erschütternd der Schmerz war, der sich dahinter barg. Sie dachte nur an ihren eigenen Kummer. Sie saß allein in ihrem Zimmer den ganzen Tag und grübelte sich immer tiefer, immer unversöhnlicher in die schroffe Auffassung ihres Unglücks hinein. Sie bekümmerte sich nicht um ihren Haushalt, sondern überließ die Führung desselben dem Mädchen, das nichts weniger als fähig dazu war und sich daher beständig bei Frau von Forsten Rat holte, die, immer freundlich helfend, mit dem ihr eignen seltnen Takt alles so unmerklich leitete, als sei sie völlig unbeteiligt dabei. Freilich schüttelte sie oft den Kopf; was sie beobachtete, wollte ihr doch gar nicht gefallen.

Olga weigerte sich hartnäckig, der Bitte ihres Mannes nachzugeben und in seiner oder Frau von Forstens Begleitung spazieren zu gehen. Auch den Garten betrat sie nicht, ob er sie gleich wiederholt bat, wenigstens aus Rücksicht für ihre Gesundheit dort frische Luft zu schöpfen. Das konnte so nicht fortgehen. Auch bemerkte Gronau, daß man bereits hier und da Verwunderung zeigte über das völlige Unsichtbarsein seiner jungen Frau. Er fühlte, daß es Zeit sei, sie den Professoren- und anderen Familien, welche durch Glückwünsche und Blumenspenden ihre Teilnahme an seiner Vermählung bewiesen, vor-

zustellen. Olga hatte diese Beweise artiger Zuvorkommenheit keines Blickes gewürdigt, sondern dieselben mit einer Geringschätzung ignoriert, als ginge sie alles das nicht im entferntesten an. Dennoch bat er sie, die notwendigen Besuche mit ihm zu machen, sie bedürfe dringend der Anregung von außen, die, wenn sie auch gering sei im Vergleich zu dem, was ihr sonst die Residenz geboten, doch dazu beitragen werde, sie zu zerstreuen.

„Ich will keine Zerstreuung," wies sie ihn zurück. „Mich verlangt nicht danach, fremde Menschen kennen zu lernen, für die ich nicht das geringste Interesse habe . . . verschone mich damit, ich bitte Dich!"

Der Staatsrat hatte das erwartet. „Es thut mir leid, aber das kann ich nicht. Du wirst einsehen, daß diese Höflichkeitsform nicht zu umgehen ist."

„Ich werde Dich nicht begleiten," beharrte sie. „Mache Du Besuche, wo und wann Du willst . . . die Aufmerksamkeiten galten ja Dir, nicht mir. Ich weiß, daß Du früher nie solche „unumgängliche Höflichkeitsformen" beobachtet und keinen Umgang gehabt hast . . . weshalb willst Du mir jetzt zumuten, was Dir selbst bisher im höchsten Grade lästig gewesen?"

„Früher verlangte es niemand von mir, man übersah meine Eigentümlichkeiten; jetzt hingegen habe ich auch in geselliger Beziehung Pflichten, deren Erfüllung ich schon meiner Stellung wegen beobachten muß. Du wirst mir also das Opfer bringen und . . . ich bitte Dich . . . ohne weiteren Widerspruch."

Sie begegnete dem festen gebietenden Blick, der sie am Abend nach ihrer Trauung zum erstenmal so überrascht und gegen ihren Willen beherrscht hatte, wie auch jetzt wieder. Sie fühlte, daß seine Ruhe, seine Nachgiebigkeit eine Grenze habe, die zugleich eine Schranke für ihr eigenes Benehmen war. Unwillig errötend senkte sie die Augen vor diesem Blick, sie wagte nichts zu erwidern.

Als sie am andern Morgen an seiner Seite die Treppe hinabging, ihm zürnend, daß er sie zwang, mit ihrem blutenden Herzen sich den Schein der Heiterkeit, der Unbefangenheit zu geben, ahnte sie nicht, mit welchen Gefühlen er, den sie gleichgültig und herzlos nannte, sein junges Weib in die Welt einführte. Sie dachte nicht daran, daß er leiden könnte, wie sie . . . und wenn auch, er hatte es um sie verdient.

Ihr erster Besuch galt Forstens. Derselbe verlief besser, als beide zu hoffen gewagt. Der joviale, in seinen Ausdrücken etwas derbe, aber überaus gutmütige Major wußte selbst der ernsten jungen Frau hie und da ein Lächeln zu entlocken und seine liebenswürdige Frau leitete die Unterhaltung mit zartem Geschick an jeder möglichen Klippe vorüber. Olga verließ das Haus in bedeutend erleichterter Stimmung, mit dem allerdings sehr schwachen Vorsatz, heute wenigstens gute Miene zum traurigen Spiel zu machen und ihren Mann nicht in Verlegenheit zu setzen. Dennoch legte sie nur zögernd, mit Überwindung ihren Arm in den seinen, als er ihn ihr mit einem sehr bestimmten: „Ich bitte, Olga!“ bot.

Die schöne elegante Gestalt der jungen Frau zog die Blicke aller Vorübergehenden auf sich. Olga war gewohnt,

bewundert zu werden, aber heute verdroß es sie, der Gegenstand so vieler Beobachtung und Neugierde zu sein. Jedermann schien den Staatsrat zu kennen, er mußte fast ununterbrochen Grüße erwidern. Vor dem Universitätsgebäude machte eine ganze Reihe Studenten Front, als sie vorüberschritten. Man sah den fröhlichen jugendlichen Gesichtern die Befriedigung an, nun endlich die bisher so unsichtbare Frau Staatsrätin zu sehen, deren Gesicht freilich durch einen dichten weißen Schleier verdeckt, deren Gruß sehr hochmütig, kaum bemerkbar war. Die junge Frau bildete das Tagesgespräch. Wohin sie kam, fand sie herzliche Aufnahme und gewann durch ihre seltene Anmut die Herzen. Dabei machte sie die Bemerkung, daß man ihrem Gemahl allseitig mit einer ungewöhnlichen Ehrerbietung und Zuvorkommenheit begegnete, daß man sich sichtlich um ein Wort oder auch nur einen Blick von ihm bemühte. Sie sah, daß Staatsrat Gronau mit seiner fast sprichwörtlich gewordenen Zerstreutheit, dem menschenscheuen Wesen und der daraus entspringenden förmlichen Zurückhaltung nicht nur auf sie eine so unbegreifliche Macht ausgeübt hatte, sondern auch hier aller Aufmerksamkeit und Interesse magnetisch an sich zog. Die Ursache davon lag nicht in seinem Äußeren, wiewohl sein wunderbar schöner Kopf schon bedeutendere Menschen, als General von Herald, zu phrenologischen Studien veranlaßt hatte; auch nicht in seiner Gelehrsamkeit, denn dieselbe wurde vielfach angefeindet; sondern vielmehr in seiner völligen Gleichgültigkeit gegen die ihm zu teil werdenden Auszeichnungen.

Es ist eine häufig auftretende Erscheinung, daß ein

Mensch, der sich von aller Geselligkeit, allem näheren Verkehr abschließt, der sich selbst vollständig zu genügen scheint und sich um niemandes Gunst bewirbt, gerade unser lebhaftes Interesse erweckt. Es liegt ein eigener Reiz in dem Versuch, solch eine verschlossene, unnahbare Natur zu ergründen, zu entdecken, wo bei solch Auserwählten die Stelle ist, die uns eine menschliche Schwäche enthüllt, uns ihn als unsersgleichen erkennen läßt . . . Mehr als eine Schöne des Städtchens hatte sich auch bemüht, zu entdecken, ob nicht in diesen tiefen, träumerischen Augen der Widerschein eines leidenschaftlichen Gefühls zu erwecken sei — ich weiß nicht zu sagen, ob er eine Ahnung davon hatte, daß seine Verlobungsanzeige gar manche Hoffnung vernichtete, dem Anschein nach war er sich dessen nicht bewußt. Man machte die Bemerkung, daß der Staatsrat sich bedeutend geändert habe . . . ob zum Vorteil, darüber war man sich nicht klar; sein Auftreten hatte an Sicherheit gewonnen, er erschien weniger zerstreut und abweisend als sonst. Besonders herzlich wurde das junge Paar in der Familie des Rektors Zerno aufgenommen. Derselbe war Witwer. Er hatte vor kurzem den Besuch seiner beiden Töchter und deren Gatten erhalten, welche das bevorstehende fünfzigjährige Jubiläum des würdigen, geistig und körperlich noch rüstig und frisch erscheinenden Greises mitfeiern wollten. Die Schwiegersöhne, Offiziere von hohem Rang und altem Namen, kannten einige Mitglieder der Heraldschen Familie, besonders auch den General, welcher früher ihr Vorgesetzter gewesen, genau und führten Olga sofort auf ein Gebiet, auf welchem sie heimisch war. Sie gab sich ziemlich frei und leb-

haft der Unterhaltung hin, deren Mittelpunkt sie alsbald war, und schien für kurze Zeit ihren Kummer vergessen zu haben. Der leichte, oberflächliche Ton der Unterhaltung, die höfliche, sichere Gewandtheit des Benehmens, die freie, gewohnheitsmäßige Art der Huldigung, die sie hier umfing, ließ sie aufatmen nach dem Druck, der in dem erzwungenen Verkehr mit ihrem Mann auf ihrem heiteren Gemüt gelastet. Gronau sah mit einem Gemisch von Schmerz und Freude, wie ihre bleichen Wangen sich in der lebhaften Unterhaltung leise färbten, wie ihre Augen den alten leuchtenden Glanz annahmen und wieder das reizende, helle Lachen von ihren Lippen ertönte, dem er schon mit Entzücken gelauscht, ehe er noch wußte, wer sie sei. Es zog seinen Blick, seine Aufmerksamkeit immer wieder zu ihr, wie er sich auch bemühte, dem Gespräch des Rektors zu folgen. Dieser lachte endlich und sagte, ihm auf die Schultern klopfend:

„Mein lieber Gronau, Sie scheinen sich durchaus nicht mehr für Ihr Lieblingsstudium zu interessieren; ich hätte bedenken sollen, daß einen jungen Ehemann nur eines beschäftigen kann . . . sein junges Frauchen. Übrigens wünsche ich Ihnen nochmals von Herzen Glück zu Ihrer Wahl. Ihre Frau ist das lieblichste Wesen, das mir je vorgekommen ist . . . sie verbreitet ja förmlich Sonnenschein um sich . . . aber kerkern Sie sie nicht so eifersüchtig ein, wie bisher, lieber Freund; das scheint keine Natur, die in solcher Abgeschlossenheit, wie Sie lieben, gedeihen kann . . . wenn man sich eine so schöne junge Frau nimmt, muß man die Gewohnheiten des Junggesellen aufgeben.“

In diesem Augenblick begegnete Olga Gronaus leuchtendem Blick . . . die täuschende Heiterkeit entschwand vor demselben, der Sonnenschein wich dem Schatten; sie brach die Unterhaltung ab und mahnte zum Aufbruch. Man trennte sich mit einem fröhlichen „Auf Wiedersehen!“ Einstimmig gaben alle dem Entzücken über die schöne Frau Ausdruck. Einstimmig aber auch bemerkten alle, es sei unbegreiflich, daß diese elegante, lebhafte, von Geist und Witz sprühende Salondame aus der vornehmen Welt dem ernsten, so viel älteren Manne, der in allem von ihr das Gegenteil war, ihre Liebe geschenkt und um seinetwillen ihre glänzenden Kreise aufgegeben habe. Gronau hatte Ähnliches oft schon sich selbst gesagt. Auch heute wieder quälte er sich mit Vorwürfen, Olga an sich gefesselt zu haben, und gab mehr und mehr dem Gedanken Raum, ihre Liebe wäre doch nur, auch ohne seine Schuld, eine vorübergehende Neigung, eine Täuschung gewesen. Der Boden, auf dem sie soeben wieder flüchtig gestanden, sei ihr eigentliches Element, das sie doch nicht lange würde entbehrt haben können; er hatte Unrecht gethan, sie demselben zu entziehen. Die Schuld, die er unwissentlich begangen, hatte sie ihm hundertfach durch beständige, absichtliche Kränkungen vergolten . . . wäre ihre Liebe echt und tief gewesen, so hätte sie es nicht vermocht, ihn immer von neuem zu demütigen. Auch ihm war das Verhältnis qualvoll, und dennoch mußten sie beide es ertragen, für eine vielleicht kurze . . . vielleicht längere Frist.

Von diesem Tage an veränderte sich das Leben wie auch das Wesen der jungen Frau vollständig. So heftig und

leidenschaftlich sie sich ihrem Schmerz hingegeben, so plötzlich bezwang und überwand sie ihn äußerlich. Sie sah ein, daß sie um keinen Preis selbst verraten durfte, daß und weshalb sie unglücklich sei. Die Macht der Gewohnheit, die Erinnerung an alte, vertraute Verhältnisse, die Huldigungen, welche ihr zu teil geworden . . . das alles vereinigte sich, den alten, leichten Mut in ihrem Herzen wieder zu wecken, den Wunsch nach Erlösung aus dieser Marter, nach Zerstreuung, Unterhaltung die Oberhand gewinnen zu lassen. Sie empfing Besuche und erwiderte solche. Als die ersten Einladungen kamen, fragte sie ihren Mann, ob er sie anzunehmen gedenke.

„Gewiß,“ entgegnete er. „Ich wünsche Dir so viel Zerstreuung zu bieten, wie es die hiesigen Verhältnisse irgend gestatten.“

Der nahende Winter entfaltete ein fröhliches Treiben in dem Städtchen. Des Rektors Jubiläum eröffnete die Festlichkeiten. Olga wurde umschwärmt, bewundert, geliebt von Alt und Jung, und fand in diesem Bewußtsein augenscheinlich Befriedigung, vielleicht gar . . . Ersatz für den Mangel häuslichen Glückes.

Anfangs begleitete der Staatsrat sie stets. Er sah, wie sie der strahlende Mittelpunkt der Gesellschaft war, wie sie alle bezauberte mit ihrer hinreißenden, liebenswürdigen Fröhlichkeit, ihrem Geist, ihrer Schönheit, sah, wie sie für jeden, der ihr nahte, ein Lächeln, ein freundliches Wort, einen schelmischen Blick hatte, nur nicht für . . . ihn. Er hielt sich fern und immer ferner und gab es endlich ganz auf, sie zu begleiten; er litt zu schwer, er fühlte sich unfähig, der Gesell-

schaft, Olga selbst ein gleichgültiges Gesicht zu zeigen. Und doch durfte er nicht klagen. Er hatte sie ja dazu gedrängt, Zerstreuungen zu suchen; durfte er sie jetzt darin beschränken, weil es ihn bekümmerte, daß sie so glücklich darin schien und ihn bis zur völligen Nichtbeachtung vernachlässigte? Nein, aber er wollte sich auch nicht länger die Qual auferlegen, ihr Lachen zu hören, das anderen galt, die Triumphe zu sehen, die sie in seiner Gegenwart feierte. Als er sie das erste Mal ersuchte, ohne ihn einen Ball zu besuchen und sich Forstens anzuschließen, da er ungern so oft seine Arbeiten vernachlässige, entgegnete sie in leichtem, gleichgültigem Ton, den sie längst ihm gegenüber angenommen, der ihn tiefer kränkte, als die Bitterkeit, welche sie anfangs beherrschte:

„O, bleibe doch ja zu Hause, bitte! Es ist mir ein drückendes Gefühl, zu sehen, wie Du Dich langweilst und mir Deine kostbare Zeit zum Opfer bringst . . . ich bin ja in Forstens Schutz gut aufgehoben."

„Die kostbare Zeit" hatte sie so spöttisch betont. Er schwieg. Daß sie augenscheinlich erfreut war, ohne ihn gehen zu können, that ihm weh; es war ein neuer Beweis — wenn er dessen noch bedurft hätte —, daß ihre Liebe völliger Gleichgültigkeit und Kälte gewichen war. Er wünschte voll Schmerz, auch die seinige auslöschen zu können, aber er bemühte sich vergebens; sie behauptete ihr Recht und um so hartnäckiger, je hoffnungsloser sie war.

Seit dem Tage besuchte Olga stets die Gesellschaften allein, ohne ihn auch nur zu fragen, ob es ihm recht sei, wenn sie gehe, ob er nicht etwa sie begleiten wolle. Nur

wenn sie kleinere Kreise im eigenen Hause versammelte, war er stets zugegen und erfüllte seine Pflichten mit freundlicher Zuvorkommenheit. Er erwiderte dann die Vorwürfe, welche ihm der eine oder der andere wegen seiner Wiederaufnahme des alten Sonderlinglebens machte, mit einem Scherz: seine Frau müsse eben den Sonderling nehmen, wie er sei, und sie thue das ja auch mit der liebenswürdigsten Nachsicht.

Nach und nach jedoch wurden aus den scherzhaften Vorwürfen ernste Beobachtungen und dann halblaute Bemerkungen. Man fand, daß der Staatsrat viel verschlossener, unzugänglicher war, als er vor seiner Heirat gewesen; man empfand eine Schroffheit in seinem Wesen, die zu sehr gegen seine frühere Schüchternheit und Milde abstach, um nicht aufzufallen.

Seine Vorträge übten täglich größere Anziehungskraft auf die Hörer aus. Es wurde viel über ihn, viel gegen ihn gesprochen und geschrieben; er erwarb sich unter den älteren Gelehrten wenige Freunde, aber begeisterte Fürsprecher in den jüngeren; das Interesse, das man an seiner Person nahm, wuchs mehr und mehr, als ihm nach der Herausgabe mehrerer Abhandlungen, die in Gelehrtenkreisen viel Aufsehen erregten, von hoher Seite bedeutende Auszeichnungen zu teil wurden, von welchen man jedoch nur aus den Zeitungen erfuhr; denn der Staatsrat mischte sich fast gar nicht mehr in die Gesellschaft.

Man konnte allnächtlich bis gegen Morgen die einsame Lampe in seinem Studierzimmer leuchten sehen . . . Major von Forsten verfehlte nie, Olga darauf aufmerksam zu machen, wenn sie in seiner und seiner Frau Begleitung aus Gesellschaften heimkehrte. Er stand mit der Frau Staatsrätin auf

ganz entschiedenem Kriegsfuße und konnte nie unterlassen, ihr „etwas abzugeben“, wie er sagte. Oft schalt er mit derb soldatischen Ausdrücken auf die „leichtsinnige, vergnügungssüchtige Frau“, die durchaus kein Verständnis für den Charakter Gronaus habe, weder Rücksicht noch Teilnahme für ihn beweise, sondern aus einem Vergnügen in das andere jage, während ihr Mann einsam zwischen seinen Büchern sitze und sich blaß und krank arbeite.

Frau von Forsten nahm dann stets Olga in Schutz . . . eigentlich gegen ihre Überzeugung. Sie mußte innerlich dem Urteil ihres Mannes zustimmen und konnte sich doch des Gefühls nicht erwehren, daß diese Heiterkeit eine absichtlich zur Schau getragene sei, daß diese „Vergnügungssucht“ sie selbst und andere täuschen solle über den Mangel häuslichen Glückes. Es that der großherzigen Frau leid, daß dieser Mangel bereits ein öffentliches Geheimnis war. Sie hörte von allen Seiten erst leise, versteckt, dann weniger vorsichtig und schließlich mit unberufener Dreistigkeit das Urteil ihres Mannes mit vielem Zusatz an Tadel und Rüge aussprechen.

Zwar gab es auch einzelne Stimmen, welche Gronau die Schuld beimaßen, der seiner schönen jungen Frau nur die Wahl lasse, sich entweder mit ihm hinter seinen staubigen Büchern zu vergraben oder . . . allein ihr junges Leben zu genießen. Diese Stimmen aber verhallten vollständig in dem Gezischel der Gegner. Man hatte es ja gleich bei dem ersten Besuch gesagt, daß die beiden gar nicht zusammen paßten. Dieser ernste Gelehrte und solch ein schillernder Falter, der nur glänzen und bewundert werden wollte . . . es ließ sich kein grö-

ßerer Gegensatz denken. Nun ja, man bewunderte sie freilich; aber das war auch alles. Sich ihr in herzlicher, vertraulicher Weise zu nähern, war unmöglich.

„Eis, nichts als Eis!" brummte der Major, wenn ihre Vorzüge aufgezählt wurden. „Das schimmert und glitzert, blendet und betrügt die Augen, wenn die Sonne darauf scheint, während die Atmosphäre, die sie umgibt, einem das Herz erkältet."

„Unbegreiflich, meine Gnädigste!" schalt er eines Tages, „daß Sie Professor N. nach seinem gestrigen Artikel einer so freundlichen Anrede würdigen, als sei er der beste Freund Ihres Herrn Gemahls."

„Ist er das nicht?" fragte Olga leichthin.

Die Zornesadern an der kahlen Stirn des Majors schwollen bedenklich an.

„Aber, meine Gnädigste, haben Sie denn diesen hämischen, vom giftigsten Neid diktierten Artikel nicht gelesen?!"

„Nein, lieber Major."

Der Major reckte seine riesige Gestalt, daß sie noch zu wachsen schien; seine Stimme hatte einen Klang, den seine Frau treffend mit „Kanonendonner" zu bezeichnen pflegte.

„Aber das ist ja unerhört, meine Gnädigste! Man spricht in der ganzen Stadt von nichts weiter, und Sie . . . Sie lesen diese Artikel nicht einmal, die eine allgemeine Empörung hervorrufen! Sie sollten doch die erste sein, die sie liest! Sie hätten heute Professor N. den Rücken wenden und ihm Ihre ganze Verachtung zeigen müssen, zumal für die persönlichen Angriffe, die er sich herausnimmt!"

Olga blickte nicht auf.

„Meinen Sie nicht, lieber Major, daß Professor N. sich ebenso ärgert wie ... Sie, wenn er die Bemerkung macht, daß ich seine Artikel gar nicht lese?"

„Wahrhaftig ... Sie haben recht," grollte der Major, in Gedanken hinzusetzend: „gefiele mir doch besser, wenn sie nicht so kalt überlegte, sondern sich einmal rechtschaffen erhitzte, wenn ihr braver Mann angegriffen wird."

„Sie sollten ein Machtwort sprechen, meine Gnädigste," predigte er eines Abends, „und diesem Studieren bis an den hellen Tag ein Ende machen. Ich habe es ihm hundertmal vorgestellt, ohne daß er auf mich gehört hätte ... Sie müßten das doch erreichen können."

Der Major that, als sähe er die Röte nicht, die sekundenlang ihr Antlitz überflog ... dieselbe stimmte nicht zu der gleichgültigen Erwiderung:

„Lieber Freund, Sie sorgen sich immer mehr als gut ist um das Wohl anderer ... Sie selbst haben mir erzählt, daß mein Mann früher ebenso bis spät in die Nacht gearbeitet habe ... Die Frau darf dem Mann nicht in seinem Beruf, seinem Streben hinderlich sein."

„Sehr vernünftig gesprochen," zürnte der Major, „und dabei reibt Freund Gronau seine Kräfte vor der Zeit auf. Er ist in der letzten Zeit erschreckend verändert ... finden Sie das nicht, meine Gnädigste?"

„Nein," entgegnete Olga anscheinend ganz unbefangen.

„Nun, dann sind Sie die einzige, die es nicht sieht!"

brach der Major in hellem Zorn aus, ohne Mitleid mit ihrem tiefen Erbleichen.

Dennoch hinderte ihn sein Zorn nicht, sie mit zartester Sorgfalt in den Mantel zu hüllen, ehe er sie aus dem Wagen hob, und ihr mit rührendster Gutmütigkeit zu versichern, er meine es so böse nicht, sie kenne ihn ja schon und müsse sich seine Grobheit nicht zu Herzen nehmen.

Dieser täglich sich wiederholende Schluß beruhigte die zartfühlende Frau von Forsten stets, wenn sie in peinlicher Verlegenheit den Versuch aufgegeben, die schonungslosen Angriffe ihres Mannes möglichst abzulenken. Die stets gleiche Freundlichkeit der jungen Frau zeigte ihr zugleich, daß dieselbe die ehrenfeste Gesinnung ihres Mannes genügend schätzte, um ihm sein barsches Wesen nicht nachzutragen. Das war in der That der Fall. Wie der Major die junge Frau liebgewonnen hatte, trotzdem er sie stets nur tadelte, so betrachtete Olga ihn längst als Freund und hatte ihm stillschweigend das Recht eines solchen eingeräumt.

Heute hatte er wieder einmal die Wahrheit gerade und unbarmherzig ausgesprochen: Gronau war erschreckend verändert. Olga fand, wie so oft, keinen Schlaf, von Sorge und Unruhe gequält. Sie die einzige, die es nicht sah! meinte der Major. Ihre Augen füllten sich mit Thränen des Zornes, der Reue. Sie zürnte sich selbst, daß sie so schroff jeden Versuch einer Versöhnung zurückgewiesen und das Verhältnis durch ihre Härte und Rücksichtslosigkeit allmählich derart gestaltet, daß sie nicht wagte, ihm nach all den unzähligen Kränkungen, die sie ihm geboten, jetzt ein freundliches Wort,

das sich ihr bereits oft auf die Lippen gedrängt, zu sagen. Die finstere Ruhe, mit welcher er stets die Ausbrüche ihrer Heftigkeit, ihrer Erbitterung ertragen, schreckte sie zurück. Er hatte längst keinen Versuch mehr gemacht, sie zur Milde zu stimmen . . . er schien nicht einmal zu bemerken, daß sie sich gewöhnt, in leichtem, höflichem Ton zu ihm zu sprechen. Wenn er mittags und abends ihr gegenüber saß, war er so zerstreut, daß sie oft eine Frage zweimal wiederholen mußte, ehe er aufblickte und antwortete. Anfangs, als er sich in dieser Zerstreutheit so gehen ließ, daß er augenscheinlich ihre Anwesenheit vergaß, hatte sie sich aufs tiefste verletzt gefühlt, dann gewann das Staunen über diese völlige Versunkenheit in seine rastlos arbeitenden Gedanken die Oberhand und endlich kam der Tag, da sie begriff, wie er jenen unseligen Vertrag unterschrieben haben konnte, „ohne zu wissen, was er that.“ Seine Schweigsamkeit, seine Geistesabwesenheit reizten und schmerzten sie zugleich; mehr noch beunruhigte sie die Wahrnehmung, daß seine Gesundheit unter dieser ununterbrochenen geistigen Anstrengung litt. Sie hatte ihn einst gebeten, sich mehr Ruhe zu gönnen und nicht so anstrengend Tag und Nacht zu arbeiten. „Man macht mir Vorwürfe, daß ich das dulde,“ fügte sie hinzu. Mit finsterem Blick hatte er geantwortet:

„Ich werde Dir danken, wenn Du solche . . . Vorwürfe mit der Bemerkung erwiderst: ich liebe keinerlei Einmischung oder Ratschläge, was meinen Beruf betrifft.“

„Aber mir selbst ist der Gedanke peinlich, daß Du zum Schaden Deiner Gesundheit arbeitest, während ich in heiterer Geselligkeit die Abende zubringe,“ entgegnete sie zögernd.

Er blickte sie mit seltsamem Gemisch von Trauer und Bitterkeit an.

„Du bist sehr gütig, mir eine so höfliche . . . Phrase zu gönnen. Du hast mir früher versichert, es sei Dir peinlich, wenn ich Dir meine . . . kostbare Zeit widme, wenn Du sähest, wie ich mich langweile . . . ich glaubte, es müsse Dir gleichgültig sein, womit ich mich beschäftige, während Du von heiterer Geselligkeit umgeben bist . . . wenn ich dieselbe nur mit meiner Gegenwart nicht störe.“

Seitdem hatte Olga sich nie überwinden können, eine ähnliche Bitte auszusprechen; sie standen sich schroffer gegenüber als bisher. Gronau glaubte, sie sei glücklich in diesem Jagen nach Zerstreuung! Sie hatte sich hineingestürzt in dem Glauben, ihr Inneres dadurch betäuben zu können; für kurze Zeit war ihr das scheinbar gelungen, dann aber hatte sie ein Widerwille erfaßt gegen dieses Scheinleben, der mit jedem Tage wuchs. Sie fühlte ihre Kraft, dasselbe fortzuführen, stetig abnehmen und empfand zugleich auf das unangenehmste, daß sie mehr und mehr der Gegenstand der Beobachtung in der Gesellschaft wurde.

Sie machte es sich auch ziemlich klar, daß sie dieselbe herausgefordert und genügende Veranlassung gegeben hatte zu Vermutungen, die sie bereits aus dem einen oder andern forschenden Gesicht deutlich zu lesen glaubte. Sie fühlte, daß man sie trotz aller Huldigung verdammte, daß man ihren Mann bedauerte, einen solchen Fehlgriff gethan, sich eine Frau gewählt zu haben, die so gar nicht zu ihm passe . . . mehr als einmal war sie entschlossen, diese Marter zu enden, sich

ganz von der Welt abzuschließen, wie sie es in den ersten Wochen gethan. Allein sie scheute das dann unvermeidliche Aufsehen, Wundern, Fragen . . . mehr noch seine Frage. Was sollte sie ihm antworten? Die Wahrheit, daß sie nicht mehr im stande sei, die täuschende Heiterkeit und Unbefangenheit aufrecht zu erhalten? Daß ihr das Herz blute bei dem Gedanken, er arbeite sich müde und krank für sie! Nein, das konnte sie nicht. Er hatte sie so schroff zurückgewiesen.

Zuweilen gestand sie sich in Augenblicken heftiger Verzweiflung ein, es gäbe ein Mittel, dieser Qual auf einmal ein Ende zu machen: ihm zu gestehen, daß sie vergebens den Groll in ihrem Herzen festzuhalten suche, daß sie ihm längst vergeben habe und ihn . . . liebe . . . nicht wie ehedem, nicht mit der kindlichen, herzlichen Zuneigung, die sie früher empfunden, sondern glühend, leidenschaftlich, mit verzehrender Sehnsucht! Ihr Trotz war längst gebrochen, aber er sah es ja nicht! Sie hatte ihn so lange verletzt, ihm so hartnäckig und mitleidslos ihren Haß, ihre Mißachtung gezeigt, daß seine Liebe endlich erkaltet war . . . sie empfand das täglich und begriff, daß es nicht anders sein konnte, aber diese Erkenntnis erfüllte sie mit Verzweiflung, mit völliger Mutlosigkeit.

Und dann wieder zürnte sie ihm, daß er so scheinbar ohne Kampf sie aufgegeben, zürnte ihm, weil er nach dem ersten, vergeblichen Versuch nie wieder einen Schritt zur Versöhnung gethan . . . freilich zögerte dann das Gewissen nie, ihr das eigene Benehmen mit schmerzender Klarheit vorzuführen, ihr zu zeigen, wie kleinlich sie ihn mit jedem Wort, jedem Blick, jeder Gebärde an seine Schuld gemahnt, wie sie

ihm auf Grund derselben Beleidigung auf Beleidigung geboten und aus seiner stets gewahrten Selbstbeherrschung nur neuen Anlaß zu erbitterten Angriffen genommen habe.

Die Erinnerung, daß sie ihm direkt und indirekt unzählige Male den Vorwurf des Eigennutzes, gewinnsüchtiger Berechnung gemacht, erfüllte sie mit Scham und quälender Reue. Er ein Egoist! Er, dessen persönliche Bedürfnisse und Ansprüche die denkbar einfachsten, bescheidensten, dessen Welt seine Wissenschaft, dessen Reichtum sein Geist, dessen ganzes, ungeteiltes Streben der Erforschung eines Reiches galt, das wie kein anderer Zweig der Wissenschaft den, der sich ihr gewidmet, der sich ihr mit allen Kräften seines Geistes, seiner Seele zu eigen gegeben, hoch emporhebt über sich selbst, über das kleine Getriebe des kleinen Teiles eines unermeßlichen Alls, das uns anderen die Welt ist. Er, dessen Zartgefühl, dessen edle, große Gesinnung sich selbst in der kleinsten, unbedeutendsten Sache äußerte, er hatte den Vorwurf ertragen müssen, nach ihrem elenden Geld getrachtet, seine große, reine Seele mit dem niedrigsten Betrug an ihrem Herzen, ihrer Liebe befleckt zu haben! Mit welchem Hohn hatte sie sein so gebieterisch ausgesprochenes Verlangen: er wolle sich ihre Achtung zurück erzwingen, aufgenommen, wie verächtlich hatte sie ihm erwidert, er könne seine Schuld nie tilgen ... und nun?

Sie war längst getilgt diese Schuld, und zwar in dem Augenblick, da sie erkannte, daß derselben nicht schnöde Absicht, sondern in der That nur eine unglückliche Verkettung von Umständen zu Grunde liege, daß er sie begangen in seiner allerdings beispiellosen Zerstreutheit, die ihn zum Opfer eines

geschickten Betrügers machte. Und ihre Achtung? Wie bald, wie nachdrücklich hatte er sie über ihren Irrtum, man könne ihn nicht achten, belehrt. Und wodurch? Hatte er eine große That begangen? Hatte er ihr in beredter Weise Zeugnisse, rühmliche Beweise seiner Ehrenhaftigkeit vorgelegt? Nein ... was auch hätte er dadurch erreicht?

Daß ein Mensch eine oder mehrere große Thaten vollbringt, schließt nicht die Möglichkeit aus, er könne bei der einen oder andern Veranlassung schlecht und unredlich handeln. Eine große That, der wir unsere Bewunderung zollen, wird oft verschwindend klein, wenn wir zufällig oder auf Grund eigener Forschung die Beweggründe derselben erkennen. Wirkliche, unbedingte Achtung kann uns nur das eigenste, innerste Wesen eines Menschen abgewinnen, wie es sich unverstellt, unmittelbar in den kleinen, zahllosen, verschiedenartigsten Ergebnissen des täglichen Lebens uns darstellt und bewährt. Unsere Anerkennung, Bewunderung erwirbt sich ein Mensch für seine Handlungen ... unsere Achtung erst durch die Erkenntnis und Überzeugung, daß dieselben Früchte einer reinen, edlen Gesinnung waren, und diese Überzeugung schöpfen wir nur aus dem Wesen des Menschen, das uns in scheinbar bedeutungslosen Zügen den Charakter erkennen lehrt und uns in die geheimen Tiefen der Seele blicken läßt.

Wie oft war Olga nahe daran, ihm zu Füßen zu stürzen, ihn anzuflehen:

„Vergib, vergib mir, daß ich Dich so tief gekränkt und je an Deiner Seele Hoheit einen Zweifel hegen konnte! Ich büße schwer für meine Schuld, die ungleich größer als die

Deine ist! Nimm mich verzeihend wieder an Dein Herz ... ich biete Dir heute eine andere Liebe, als ich damals empfinden konnte, eine Liebe, die die Reue geläutert, die der Schmerz überwältigend groß gemacht, eine Liebe, die mich im Innersten verwandelt, die nichts von kleinlichem Mißtrauen weiß, die Dich versteht und begreift, eine Liebe, die Deiner würdig ist!"

Allein sie brachte kein Wort hervor, wenn er stumm und in Gedanken versunken ihr gegenüber saß ... wie konnte sie ihm sagen, was in ihrem Herzen vorging, da er keinen Blick, keinen Gedanken, keine Teilnahme mehr für sie hatte.

Der Frühling nahte seinem Ende. Da kündigte Gronau eines Tages seiner jungen Frau beim Mittagessen an, daß er am Abend nach M** reisen und etwa zwei Wochen abwesend sein werde. Da er nicht aufblickte, bemerkte er ihr Erschrecken nicht.

„Du willst fort?" fragte Olga hastig. „Weshalb? Was willst Du in M**?"

„Man hat mich ersucht, einige Vorträge dort zu halten, und außerdem möchte ich persönlich mit einem dortigen Verleger verkehren, mit dem ich in Unterhandlung wegen meines jetzt vollendeten Werkes stehe, ohne einig mit ihm werden zu können. Es läßt sich schriftlich nicht alles nach Wunsch regeln."

Sein Werk war vollendet! Er hatte es nie ausgesprochen, allein ihr Gefühl sagte ihr, daß das Ziel, das er sich ... ihrem Zusammenleben gestellt, nahezu erreicht war, daß er eines Tages, vielleicht schon bei seiner Rückkehr, ihr ankündigen werde: sie sei frei.

Olga war unfähig, eine Erwiderung zu geben, unfähig, ihre Erregung zu bezwingen; sie stand auf und trat an das Fenster.

Um Gronaus Lippen zuckte es schmerzvoll, als sein Blick ihr folgte; er nahm ihre Entfernung, den Mangel einer Erwiderung für einen neuen Beweis absichtlich gezeigter Gleichgültigkeit.

Er erhob sich gleichfalls und sagte in ruhigem Ton:

„Wie ich heute von Zerno hörte, hast Du für den Abend eine Einladung zum Thee dort angenommen . . . ich werde also keine Gelegenheit haben, Dich wiederzusehen . . . hast Du irgend einen Wunsch oder einen Auftrag für mich?"

„Nein . . . ich . . . danke —"

„Dann will ich Dir lebewohl sagen, Olga."

Keine Antwort.

Gronau verließ das Zimmer.

Olga hatte ihn an Kränkungen gewöhnt, und doch erfüllte ihn jede neue mit neuem Schmerz. Ja, das Ziel war nahezu erreicht, eher, als er selbst es gehofft und . . . gefürchtet. Je mehr er sich demselben näherte, je schwerer und trauriger wurde ihm das Herz. Wie oft er sich auch danach gesehnt, diesem täglich unerträglicher werdenden Zustand ein Ende zu machen, wie energisch er sich zu täuschen gesucht, daß der Tag der Trennung ihm selbst erwünscht, eine Erlösung sein werde . . . heute fühlte er, wie schwer es ihm war, sie zu verlieren. Und doch mußte es sein. Er hatte ja längst schon die traurige Überzeugung gewonnen, es sei vergeblich, ihre Liebe, ihre Achtung wieder erringen zu wollen . . . er hatte das Streben, selbst den Wunsch in tiefer Mutlosigkeit aufgegeben.

Als Gronau am Abend in das Eßzimmer trat, um vor der Abreise seinen Thee einzunehmen, trat ihm Olga entgegen.

„Du bist nicht bei Zernos?“ fragte er verwundert. „Wie kommt das . . . bist Du nicht wohl?“

Olgas schönes Antlitz errötete, als habe er sie auf einem Unrecht ertappt.

„Ich wünschte, den letzten Abend mit Dir zuzubringen,“ sagte sie zögernd.

Nur eine Sekunde dauerte das plötzliche Aufflammen in seinem Auge, dann erlosch der verräterische Glanz, ohne daß sie ihn wahrgenommen.

„Mit mir? Meinetwegen bist Du zu Hause geblieben?“

Olga sah mit leiser Scheu zu ihm auf . . . er hatte sie so lange nicht mehr voll angesehen, daß sein auf sie gerichteter, forschender Blick sie verwirrte, als begegne sie ihm zum erstenmal.

„Ja . . . natürlich . . . Du hattest das . . . nicht erwartet?“

„Nein . . . wie sollte ich! Ich . . . bedauere, daß Du aus Rücksicht für mich ein Vergnügen aufgibst.“

Das klang so kalt, so unbewegt.

Olga fühlte ihren Mut diesem Ton gegenüber schwinden.

„Glaubst Du wirklich, daß ich Gesellschaften besuche um des Vergnügens willen? . . .“

„Allerdings! Wenn dasselbe auch leider nicht ungetrübt ist, so gewährt es Dir doch angenehme Zerstreuung und hat Dir geholfen, das Leben hier besser zu ertragen, als ich hoffen durfte.“

„Besser ertragen!“ brach sie heftig aus. „Was . . . was weißt Du davon, wie ich das Leben hier ertragen habe? Du lebst ja nur für Deine Wissenschaft, hast keinen Blick, kein

Verständnis, kein Mitleid . . . für mich! Du weißt also auch nicht, was ich gelitten unter diesem vergeblichen Bemühen, mich in diesem . . . gehaßten fröhlichen Treiben zu betäuben, mich selbst zu betrügen. Du selbst hast mich, wider meinen Willen, hineingetrieben, hast Dich dann zurückgezogen und mich allein gelassen, ohne Dich zu kümmern, wie ich es trug . . . aber meine Kraft ist zu Ende . . . mir ekelt vor diesem Leben . . . ich werde mich von heute an von der Welt abschließen, wie ich es im Anfang gethan . . . Einsamkeit ist ein Paradies, verglichen mit der Folter dieses Scheinlebens!"

Gronau hörte mit düsterem Blick ihren Worten zu . . . er hatte sich geirrt; die Gleichgültigkeit war nur Täuschung gewesen; ihre Erbitterung, ihre Heftigkeit waren nicht verändert. Nicht gleichgültig wie eine unbequeme Last wünschte sie die Fesseln abzustreifen . . . voll leidenschaftlicher Ungeduld strebte sie mehr denn je, dieselben von sich zu schleudern.

Seine Stimme bebte kaum merklich, als er erwiderte:

„Ertrage es noch eine kurze Zeit, wenn Du kannst. Ich hoffe, daß ich in den nächsten Wochen schon im stande sein werde, mein Wort zu lösen und Dir die so schmerzlich entbehrte Freiheit zurückzugeben. Ich will Dir eingestehen, daß ich selbst längst bereut, ein solches Opfer von Dir verlangt zu haben, allein es hätte nichts genützt, auf halbem Wege umzukehren . . . ich mußte mir selbst Wort halten. Daß ich es in verhältnismäßig so kurzer Zeit schon kann, mag Dir beweisen, daß ich mir Eines aus vergangener Zeit ungemindert erhalten habe . . . Verständnis für Dich."

Alles Blut war aus Olgas Antlitz gewichen . . . der gefürchtete Augenblick war da oder nahete wenigstens, wo er sie gehen hieß, in dem Glauben, sie ersehne noch die Freiheit, ihre Liebe sei erstorben, weil die seinige es war.

„Das hast Du nicht," entgegnete sie leise, tonlos, „sonst würdest Du gefühlt haben, wie sehr ich meine Heftigkeit, meine Unversöhnlichkeit bereue . . . Otto, der Gedanke, daß wir in Groll und Haß scheiden, martert mich . . . ich war so sehr, sehr unglücklich und glaubte mich berechtigt, es Dich fühlen zu lassen. . . ."

Gronau blickte tief bewegt nieder auf ihr bleiches Antlitz, dessen feuchte Augen angstvoll an den seinigen hingen. Sein Herz klopfte so stürmisch . . . warum rührte sie an der künstlichen Scheidewand, die er so mühsam zwischen Wünschen und Entsagen errichtet? Sie bereute ihre Härte, nun er sie frei gab. Das war so natürlich und doch hatte er es nicht erwartet.

„Beruhige Dich," entgegnete er ohne eine Spur von Bitterkeit, „ich scheide nicht in Groll von Dir . . . nur in unvergänglichem, unheilbarem Schmerz darüber, daß ich Dich so unglücklich gemacht. Die Art, wie Du es mich fühlen ließest, war eine schwere Strafe für meine Schuld . . . ich habe sie als solche getragen und mache Dir keinen Vorwurf deshalb . . . für die Sünde, deren Du mich schuldig glaubst, konntest Du mir Deine Mißachtung nicht empfindlich genug zeigen. Ich hatte einst die Hoffnung, ich könnte Dich überzeugen, daß ich solcher Niedrigkeit unfähig sei, und glaubte, ich könnte mir Deine Achtung erzwingen . . . es war ein trauriger Irrtum. Ich wußte nicht, daß sich Liebe — oder was ich dafür hielt —

so schnell in Haß verwandeln könne, glaubte nicht, daß Dein Vertrauen so völlig vernichtet sei, ahnte nicht, daß Du so unerbittlich den Glauben an meine ... Ehrlosigkeit festhalten könntest ... ich ... ja, ich will es aussprechen, Olga, ich wähnte, wahre, echte Liebe könnte ... alles verzeihen."

Sie stand bleich und zitternd vor ihm, das Haupt gesenkt, die Hände fest verschlungen. Sie rang vergebens nach Ruhe und Fassung, seine Worte ergriffen sie so mächtig.

„Otto," sagte sie endlich leise, „ich habe Dir vergeben ... Du sollst nicht fortgehen, ohne zu wissen, daß ..."

Das Schicksal ist oft grausam in seiner rächenden Strenge, so grausam wie ... wir Menschen, die wir es anklagen. Haben wir ein Recht dazu? Wir zögern aus kleinlichen Rücksichten, welchen häufig die Feigheit, ein Unrecht einzugestehen, zu Grunde liegt, so lange, das verhängnisvolle Wort, von dem das Sein oder Nichtsein abhängt, auszusprechen, bis ... bis es zu spät ist.

Olga hatte seit vielen, vielen Wochen jeden Tag die Bitte um Verzeihung auf den Lippen und die Absicht gehabt, ihm zu gestehen, daß sie ihn liebe trotz alledem, und hatte es doch nicht ausgesprochen. Und nun sie endlich, endlich ihren Trotz, ihre Scheu überwand, sprach das Schicksal sein gebieterisches Halt: Zu spät! Dieses verhängnisvolle Halt erschien in der Gestalt des Generals von Herald in der Thür, welche Anna auf sein befehlendes: „Anmeldung nicht nötig, wünsche die Herrschaften zu überraschen!" öffnete.

„Onkel ... Du hier?!" rief Olga mit mühsamer Fassung, ihm weit mehr Schreck als Freude zeigend.

Der General küßte sie, seiner alten Gewohnheit gemäß, auf die Stirn und erwiderte Gronaus förmliche Verbeugung möglichst knapp. Sein scharfer Blick wanderte unverkennbar prüfend von dem einen zur andern, während er Platz nahm und Olgas hastige Fragen, mit welchen sie ihre Bestürzung zu verbergen suchte, beantwortete. Auf seine Erkundigung, wie es ihnen gehe, erwiderten beide: „Sehr gut!“... Gronau mit höflicher Ruhe, Olga mit Eifer und flüchtigem Erröten.

„So . . . so?“ lautete die Gegenfrage. „Ich muß gestehen, daß ich daran zweifle . . . Sie haben sich merkwürdig verändert, Herr Staatsrat! Kein Wunder . . . wie ich höre, arbeiten Sie Tag und Nacht . . . der Weg in andere Welten mag wohl mit Mühen und Schwierigkeiten verbunden sein, aber das Kind kann doch nicht vom . . . Studieren so blaß aussehen . . . bist Du krank, Olga?“

Olga versicherte eifrig, sie sei ganz gesund und habe über nichts zu klagen.

„Über nichts?“ fragte der General gedehnt. „Nun, das soll mich freuen. Ich kehre von einer Dienstreise zurück und wollte mich, indem ich diesen Umweg machte, persönlich davon überzeugen. Man hatte mir so mancherlei erzählt . . . und aus der Ferne läßt sich schwer beurteilen, was wahr oder nicht wahr ist, zumal wenn in Briefen so rein gar nichts steht, wie in den Deinigen, Kind.“

Olga wollte mit einem Scherz an dieser gefährlichen Klippe vorüber, fragte den Vormund, ob er nicht bei ihnen zu wohnen wünsche, wie lange er zu bleiben gedenke, ob er nicht jetzt den Thee mit ihnen einnehmen wolle und so weiter.

Der General dankte, er sei im Gasthof bereits einquartiert und habe nur heute flüchtig vorsprechen wollen, um seine Ankunft zu melden, er bleibe vielleicht ein oder zwei Tage, er wisse es selbst noch nicht bestimmt.

„Darf ich fragen, Exzellenz, was man Ihnen von uns erzählt hat?" fragte Gronau in ruhigem, höflichem Ton.

Der General fixierte ihn mit leichtem Stirnrunzeln.

„Wollen Sie mir gestatten, Ihnen das allein zu sagen, Herr Staatsrat?"

„Otto ist im Begriff, abzureisen, Onkel," fiel Olga schnell ein.

„Wohin reisen Sie, Herr Staatsrat?"

„Nach M**, Exzellenz."

„Nach M**? Eine Vergnügungsreise?"

„Nein, um einige Vorträge dort zu halten."

Der General lächelte ein wenig spöttisch.

„Ja, richtig . . . ich hörte schon davon. Man liebt es jetzt in M**, nicht nur Künstler, sondern auch Gelehrte an den Hof zu ziehen, und Sie erfreuen sich ja wohl des ganz besonderen königlichen Wohlwollens, trotzdem Sie gerade dort einen gefährlichen Gegner haben, der Ihnen das Fatalste anthut, das man einem Gelehrten anthun kann."

„Das wäre, Exzellenz?"

„Nun, er verlacht vorläufig Ihre Theorien, die sich so vieles Aufsehens erfreuen. Ich denke mir, das kann Ihnen von einem so bedeutenden Naturforscher wie X. nicht eben angenehm sein."

Olga blickte besorgt nach Gronaus Antlitz, dasselbe zeigte jedoch keine Spur von Ärger oder Empfindlichkeit.

„Er wird — wie noch manche andere — bald aufhören, zu lachen, Exzellenz. Die Natur ist so gütig, meine Berechnungen mit einer Pünktlichkeit zu erfüllen, die mich selbst überrascht . . . Thatsachen sprechen für sich, sie lassen sich nicht hinweglachen.“

Seine ruhige Überlegenheit ließ den Spott aus des Generals strengen Zügen doch schwinden.

„Wie lange werden Sie abwesend sein?“ fragte er.

„Etwa zwei Wochen, vielleicht länger.“

„Dann möchte ich Dir einen Vorschlag machen, Olga. Thusnelde und meine Töchter sind augenblicklich in **bad, wo ich selbst noch einige Wochen mit ihnen zu verbringen denke. Mache Dich morgen reisefertig und begleite mich . . . eine Veränderung scheint Dir sehr notwendig und wird Dir gut thun.“

Olga war bestürzt. Sie erschrak vor dem Gedanken, jetzt gerade sich in den Kreis ihrer Familie begeben zu sollen.

„Das kommt mir so überraschend, Onkel . . . Du bist sehr freundlich . . . aber ich glaube . . . ich bliebe lieber hier . . . ich weiß nicht, wie Otto darüber denkt . . .“

Ihr fragender Blick begegnete seinen finsteren Augen, die sie fest und durchdringend anschauten. Er hatte einen Augenblick dem Gedanken Raum gegeben, dieser überraschende Besuch des Generals sei eine abgekartete Sache, ein Vorwand . . . ihre Bestürzung freilich sprach dagegen. Gleichviel . . . es war am besten so. Wenn Olga jetzt mit dem Onkel abreiste, wußte er sie im Schutz ihrer Familie, welche die Trennung ja doch einmal erfahren mußte, und ihm blieb der Abschied

von ihr, die mündliche Auseinandersetzung erspart . . . man konnte über die nötigen Schritte schriftlich verhandeln.

Diese Gedanken beschäftigten ihn, als der General spottend sagte:

„Ah so! Du mußt wohl den Herrn Gemahl erst um Erlaubnis fragen? Ich hoffe, Sie werden dieselbe nicht verweigern, Herr Staatsrat?“

Die Frage klang scharf.

„Im Gegenteil!“ lautete die ruhige Erwiderung. „Unsere Wünsche begegnen sich, Exzellenz. Auch ich halte eine . . . Veränderung für Olga für sehr notwendig. Es ist mir ein beruhigender Gedanke, sie in Ihrem Schutz zu wissen . . . ich bin Ihnen dankbar dafür.“

Olga blickte ihn unruhig an.

„Ich wäre lieber hier geblieben während Deiner Abwesenheit, aber wenn . . . es Dir . . . lieb ist . . .“

„Ja . . . ich bitte Dich darum und wünsche, Du mögest Dich inmitten Deiner Familie und durch den wohlthätigen Einfluß der schönen Natur recht erholen.“

Seine Stimme klang unbewegt.

Er stand auf und wandte sich zu dem General.

„Ich bedauere, Exzellenz, daß ich gezwungen bin, Sie zu verlassen; allein ich habe mich verpflichtet, morgen in M** zu sein und muß den Nachtzug benutzen. Darf ich Sie ersuchen, mir, was Sie vorhin andeuteten, schriftlich mitzuteilen? Es ist wahrscheinlich, daß ich manches darauf zu erwidern haben werde . . . sollten Sie jedoch eine mündliche Auseinander-

setzung vorziehen oder für notwendig halten, so bitte ich, ganz über mich zu verfügen."

Von dem Ernst seiner Worte einigermaßen betroffen, entgegnete der General freundlicher:

„Nun, ich denke, wir sehen uns noch, Herr Staatsrat. Entweder ich bringe Ihnen das Kind zurück oder Sie selbst holen Olga vielleicht. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise und will nun Ihren Abschied nicht mit meiner Gegenwart stören. Adieu, Kind, ich komme morgen früh, um zu sehen, wie weit Du mit Deinen Reisevorbereitungen sein wirst; zögere nicht damit, ich möchte gern mit dem Mittagzug fort."

Olga begleitete den General bis an die Treppe; sie scheute sich, ihn mit ihrem Mann allein zu lassen; sie fühlte sich von Unruhe und Schmerz bewegt. Gronau sah nach der Uhr. Er mußte eilen, wenn er noch rechtzeitig den Bahnhof erreichen wollte; sein Gepäck hatte er bereits vorausgeschickt.

Er trat zu Olga, die in sichtbarer Aufregung seiner wartete und sagte mit mühsam zurückgehaltener Bewegung:

„Die Ankunft Deines Onkels unterbrach Dich vorhin ... was sollte ich wissen, ehe ich Dich verließ?"

Sie bedeckte die Augen mit der zitternden Hand ... er schickte sie fort, fort zu ihrer Familie ... sie fühlte, daß damit die Entscheidung gefallen, daß dies eine Trennung für immer war. Ihr Mut sank vor dem Gedanken, daß er selbst diese Trennung wünschte, beschleunigte.

„Bereust Du das freundliche Wort, das Du mir gönntest?" drängte er mit hörbarer Bitterkeit. „So lebe wohl ..."

„Nein, nein!" rief sie bebend. „Du sollst wissen, daß

ich Dir . . . glaube, was Du mir damals beteuert . . . daß ich keinen Zweifel mehr an Deiner Ehre hege — daß Dir meine ganze, volle Achtung gehört . . ."

Die Stimme versagte ihr, sie wandte sich ab.

In seinem Auge hatte es aufgeleuchtet in wunderbar feuchtem Glanz. Er preßte die Lippen zusammen, als dürfte kein Laut verraten, was in ihm vorging, und doch sprachen sie ein Gebet, das Gott entgegennahm. Er machte eine Bewegung, als wollte er die Arme nach ihr ausstrecken, aber er that es nicht. Er drückte die Hände auf das ungestüm klopfende Herz und sagte kaum hörbar, in einem Ton, der wie erstickt von leidenschaftlichem Schmerz klang:

„Ich danke Dir . . . aus tiefer Seele für dieses Wort . . . nun will ich ohne Klage mein Geschick ertragen . . . leb' wohl!"

„Otto!" rief sie verzweifelt.

Er hörte es nicht mehr, er hatte sie verlassen . . . sie war allein.

Wieder sank die Dunkelheit nächtig herab, wie an jenem Abend nach ihrer Trauung, nicht nur draußen, sondern auch in ihrem Innern: Sie hörte, wie er sich unten von Forstens verabschiedete, wie das Gartenthor hinter ihm zufiel, und weinte bitterlich, als wäre er gestorben.

Drei Wochen waren vergangen, seitdem Olga ihren Onkel nach **bad begleitet. Die Familie Herald bemühte sich, die junge Frau zu zerstreuen, ihr Abwechslung und Unterhaltung jeder Art zu bieten, und fand mit Entrüstung, daß dieselbe durch nichts aus ihrer apathischen, melancholischen Stimmung zu reißen war. Allen Andeutungen und Fragen über den

Grund derselben, über das Verhältnis zu ihrem Mann, von dem man ihnen gar manches überbracht hatte, setzte sie hartnäckiges Schweigen und einen so finstern Trotz entgegen, daß selbst der Vormund, welcher sich verpflichtet gefühlt, einmal selbst nachzusehen, was an dem Gerede wahr, ob Olga unglücklich sei, und mit dem Staatsrat ein nachdrückliches Wort zu sprechen, es aufgab, weiter in sie zu dringen.

Bereits in den ersten Tagen hatte Gronau seiner Frau geschrieben, ihr gedankt, daß sie durch ihre letzten Worte den größten und ihn am meisten schmerzenden Vorwurf von ihm genommen, hatte nochmals ihre Verzeihung erbeten und dann mit klaren einfachen Worten ausgesprochen, daß er der gerichtlichen Scheidung kein Hindernis mehr entgegensetze. Er überließ ihr ganz, dem Vormund den Grund ihrer Trennung anzugeben, wie sie es für gut finde; er habe in seinem Briefe an denselben, welcher dem ihrigen beigefügt war, nur von den notwendigen Schritten zu der Scheidung, nicht aber von der Veranlassung zu derselben gesprochen und erwarte von dem General die näher zu treffenden Bestimmungen.

Olga hatte diesen Brief noch nicht abgegeben. Ein unbestimmtes Gefühl hielt sie davon zurück, eine Furcht, die sich ihrer mehr und mehr bemächtigte, ohne daß sie wußte, was sie fürchtete. Sie forschte mit fast fieberhafter Aufregung nach jedem Bericht, den die Zeitungen von Gronau brachten. Sie las lange eingehende Besprechungen seiner Vorträge, die sich eines bedeutenden Erfolges rühmen konnten; sie fand selten noch einen Angriff gegen ihn, dafür aber den Ausdruck gespannter Erwartung auf das Erscheinen seines Werkes, sowie

zahlreiche Berichte über die ihm zu teil werdenden Auszeichnungen.

Unzählige Male hatte sie die Feder ergriffen und ebenso oft dieselbe beiseite gelegt . . . was sollte sie ihm sagen?

Der General schlug vor, eine Tour in das Gebirge zu machen; er hoffte davon einen günstigen Einfluß auf Olgas Stimmung, welche anfing, ihn zu beunruhigen. Als er ihr eines Tages erzählte, er habe Briefe von seinem Bankier erhalten, welcher seiner Abrechnung die Bemerkung beifüge, „Herr Staatsrat Gronau habe die Summe von viertausend Thalern eingesandt," und sie fragte, was das bedeute, ob diese Summe in Beziehung zu dem Wechsel stehe, welchen sie an ihrem Hochzeitstage ausgestellt, brach Olga in heftiges Weinen aus, und als der General erklärte, er werde an Gronau schreiben und Aufklärung verlangen über ihr Benehmen, bat sie ihn flehentlich, es nicht zu thun, sagte ihm, daß etwas zwischen ihr und ihrem Manne stehe, das sie bekümmere, an dem sie jedoch allein die Schuld trage; er möge ihr Zeit lassen, das zu überwinden, sie sei noch nicht einig mit sich, was sie thun wolle, werde aber seinen, des Vormundes Rat erbitten, sobald sie zu einem Entschluß gekommen sei.

Der General, welcher nicht entfernt an ein wirklich ernstes, folgenschweres Zerwürfnis gedacht, hätte gern seinen Zorn sofort an Gronau, dem er stillschweigend die Schuld allein zuteilte, ausgelassen, doch er versprach, nichts zu thun, ehe sie nicht einen Entschluß gefaßt habe.

Mit innerem Widerstreben nahm Olga an der Gebirgsreise teil; dieselbe sollte etwa drei Tage dauern und dehnte

sich schließlich fast zwei Wochen aus. Da man die ursprünglich vorgeschriebene Tour unterwegs geändert, hatten die nachgesandten Briefe ihre Eigentümer nicht gefunden, sondern waren von Ort zu Ort gegangen und kamen teils erst bei, teils nach der Rückkehr der Gesellschaft in die richtigen Hände.

Olga hatte eben mit Entsetzen in einer Zeitung gelesen, daß der Typhus, der bereits seit Wochen in *** herrsche, noch täglich neue Opfer fordere, als man ihr einen Brief von Frau von Forstens Hand brachte. Olga wußte sofort, als sie denselben erblickte, daß er eine schlimme Nachricht bringe, daß etwas geschehen, vor dem sie bereits seit Wochen diese unbestimmte Furcht empfunden. Mit zitternder Hand öffnete sie den Brief, kaum fähig, die wenigen Worte, die er enthielt, zu lesen:

„Teuerste Frau! Ich halte es für meine traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Herr Gemahl, welcher bereits sehr leidend von M** zurückkehrte, am Typhus erkrankt ist. Möge Gott gnädig fügen, daß dies teure Leben erhalten bleibe! Seien Sie überzeugt, daß ich seine Pflege mit treuester Gewissenhaftigkeit leiten werde, bis Sie kommen, und daß mich die Notwendigkeit, Ihnen solche Nachricht geben zu müssen, aufs tiefste bekümmert.“

Nur Sekunden überwältigte sie der Schreck . . . dann raffte sie sich auf, unterdrückte gewaltsam den brennenden Schmerz ihres Herzens und zwang sich mit voller Willenskraft zum besonnenen Überlegen, zum schnellsten Handeln. Das Datum des Briefes zeigte, daß derselbe mehr als zwei Wochen ihr nachgeirrt war . . . zwei Wochen! Sie fühlte den Schlag

ihres Herzens nicht mehr, ihre zitternden Hände vermochten kaum den Plan der Eisenbahnzüge, welcher neben den Zeitungen lag, emporzuheben; die kleinen, dichtgedrängten Namen und Zahlen zitterten hin und her vor ihren thränengefüllten Augen . . . aber sie fand endlich die gesuchte Strecke, fand, daß sie gerade noch eine Viertelstunde bis zum Abgang des nächsten Zuges hatte.

Ihre Verwandten wohnten alle dem Konzert im Kurgarten bei — der Abend war schön, — Olga allein war, Unwohlsein vorschützend, zurückgeblieben. Es war keine Zeit übrig, die ihrigen zu benachrichtigen; sie schob Frau von Forstens Brief in ein Kouvert, adressierte dasselbe an ihren Onkel und legte es auf seinen Schreibtisch als Erklärung für ihre plötzliche Abreise; dann befahl sie einen Wagen und langte noch früh genug am Bahnhof an, um ein Billet zu lösen und einzusteigen.

Jetzt erst konnte sie ihre Gedanken ordnen . . . wie war es möglich, daß dieser ersten Nachricht keine weitere gefolgt? Vielleicht hatte solche sie auch nicht gefunden, sondern wanderte noch im Gebirge umher? Oder . . . hatte Gronau Frau von Forsten untersagt, sie von seiner Krankheit zu benachrichtigen? Ja, ohne Zweifel . . . sie waren ja geschieden und hatten nichts mehr miteinander gemein . . . ob er der treuen Freundin das gesagt, oder ob er vorgegeben, sie nicht ängstigen zu wollen? Wenn nun Gott sie so furchtbar strafte und ihn der Krankheit erliegen ließ . . . sie konnte den Gedanken nicht ausdenken! In tiefster Verzweiflung betete sie um Erhaltung seines Lebens; dieses Gebet erfüllte sie ganz, alles andere entschwand vor dieser, in gesteigerter Angst immer

von neuem sich auf ihre zitternden Lippen drängenden Bitte. Dann flüsterte ihr die Angst zu: es sei bereits zu spät, sie werde ihn nicht wiedersehen . . . nein, nein, tröstete die Hoffnung, noch lebt er, seinen Tod hättest du sicher erfahren.

Die Qual dieser Nacht war unbeschreiblich und schien nicht enden zu wollen. Der Zug hatte nicht überall direkten Anschluß; hier mußte sie umsteigen, dort nach einem andern Bahnhof, in H** gar zwei Stunden warten. Endlich erreichte sie doch ihr Ziel.

Es war sieben Uhr morgens, als sie den Zug verließ und einem der am Bahnhofe wartenden Lohnkutscher die Straße nannte, in welcher das Forstensche Haus lag. Die bekannten Wege waren, trotz der frühen Morgenstunde, ungewöhnlich belebt; Olga achtete nicht darauf. Plötzlich hielt der Wagen; sie blickte verstört auf: sie befand sich gerade dem Kirchhof gegenüber . . . ein Leichenzug versperrte den Weg. Sie schauderte. Wenn sie durch die Gärten, nach welchen ein Feldweg führte, ging, konnte sie in wenigen Minuten ihr Haus erreichen . . sie war unfähig, zu warten, diesen traurigen Anblick zu ertragen . . . sie verließ den Wagen und eilte, von grenzenloser Angst getrieben, dem Seitenpfade zu. Sie versuchte, das Gitter des Zaunes zu öffnen . . . es war verschlossen und niemand in der Nähe, es zu öffnen . . . sie war gezwungen, umzukehren und die Hauptstraße entlang zu gehen. Langsam näherte sie sich derselben wieder, um den Zug erst vorüber zu lassen, aber dieser schien kein Ende zu nehmen.

Verzweiflungsvoll lehnte sie an der dichten Dornhecke, welche sie von der Straße schied und sie den Blicken der

Vorübergehenden verbarg. Wie einer finstern Macht folgend, irrte ihr Auge die Reihe der Leidtragenden entlang, dem Orte zu, von welchem sie kamen. Unbewußt, von Angst gefoltert, spannte sie ihre Sehkraft bis auf das äußerste Maß . . . sie wußte nicht mehr, ob es ein Traumbild war oder Wirklichkeit, aber sie sah mit erschreckender Deutlichkeit, fern und doch ganz nah, daß es . . . ihr Haus war, vor dessen Thür sich soeben die Letzten dem Zuge anschlossen . . . sie sah, ohne daß ihr starres Auge von diesem einen Punkte wich, daß es bekannte Gestalten waren, die ernst und feierlich an ihr vorüberzogen und einem allverehrten, edlen Mann das letzte traurige Geleit gaben . . . sie wollte einen Schritt vorwärts thun, dem Zug entgegen, aber sie konnte nicht, das Entsetzen hatte sie gelähmt . . . sie wollte rufen, einen Schrei nur ausstoßen, um sich zu befreien von dem tödlichen Druck, der sie zu ersticken drohte, aber die Stimme gehorchte nicht; kein Laut drang über ihre zitternden Lippen.

Und allmählich sank es wie Eiskälte auf sie herab; sie hörte das Knarren der Räder, das dumpfe unruhige Geräusch der Tritte sich langsam entfernen und dann verstummen . . . ihre Denkkraft verließ sie, sie sank zu Boden.

Es war keine wohlthätige Bewußtlosigkeit, die sie umfing, sondern eine jener starrkrampfartigen Ohnmachten, bei welchen man, wenn auch unklar, das Bewußtsein behält. Langsam bezwang ihr Wille die bleierne Schwere ihrer Glieder; langsam erhob sie sich und ging schwankenden Schrittes durch die nun verödete Straße ihrem Hause zu. Sie erreichte es, öffnete mit Anstrengung die Thür und erblickte Frau von Forsten,

welche mit thränenüberströmtem Antlitz gerade aus ihrem Wohnzimmer trat.

„Ach, mein Gott!" rief sie, auf Olga zueilend und sie schluchzend umarmend. „Kommen Sie endlich . . . endlich! Ach, wie schmerzlich habe ich auf Sie gewartet, Tag für Tag . . . nun ist alles, alles vorbei!"

Sie zeigte schmerzvoll nach der Thür.

„Da . . . haben sie ihn eben fortgetragen zur ewigen Ruhe!"

Thränen erstickten ihre Worte. Diesem heftigen Ausbruch des Kummers gegenüber empfand Olga ihr eigenes Herz wie erstorben, ihr ganzes Wesen wie erstarrt. Sie öffnete die Lippen, um zu sprechen, aber erst allmählich und völlig tonlos kamen die Worte hervor:

„Wann . . . ist . . . er . . . gestorben?"

„Vorgestern Abend . . . und heute schon mußte er beerdigt werden, der Gefahr der Ansteckung wegen!" verstand Olga aus dem fortgesetzten Schluchzen.

„Vorgestern Abend! Und Sie haben mir keine Nachricht gegeben?"

„Ach, lieber Gott! Wie hätte ich Zeit, Fassung dazu gehabt, teuerste Frau! Ich war so verzweifelt . . . Sie wissen ja . . . er war so gut, er war mein ganzes Glück."

Olgas Augen hingen starr, wie geistesabwesend an dem kummervollen Antlitz der Sprechenden.

„Wer?"

Der Ton, in welchem dieses Wort hervorgestoßen wurde, war halb ein schwerer Atemzug, halb ein unterdrückter Schrei. Bestürzt blickte Frau von Forsten auf, jetzt erst die Verwüstung

gewahrend, welche die letzte Stunde in dem Antlitz der jungen Frau hervorgebracht hatte.

„Ach Gott, verzeihen Sie!“ rief sie. „Ich bin so verstört, so sehr mit meinem Kummer beschäftigt, daß mir nicht einfiel, wie erschöpft Sie von der weiten Reise sein müssen . . . Sie scheinen so angegriffen und sehen selbst krank aus. Der gute Herr Staatsrat hatte ganz recht, er wollte durchaus nicht, daß Sie in diese Fieberatmosphäre kommen sollten, darum verbot er streng, Sie mit einer zweiten Nachricht zu ängstigen. Er wird erschrecken über Ihre Ankunft und ach . . . er wird sich doch so sehr, sehr freuen!“

Wieder flossen die Thränen der armen Frau bei dem Gedanken, daß sie keine solche Freude im Leben mehr erwarten konnte.

„Ihr guter Mann ist so teilnehmend, so liebreich gewesen bei meinem schweren Verlust . . . er hielt ja auch so viel von meinem Mann und war tief erschüttert, als er hörte, er sei gestorben. Er kam selbst zu mir herunter und suchte mich zu trösten, trotzdem er nach kaum überstandener Krankheit noch schwach und leidend ist. Als ich die erste Nacht an seinem Krankenbett zubrachte, dachte ich, Sie würden ihn nicht wiedersehen, so krank erschien er mir. Ich glaubte dem Arzt nicht, als er von einem leichten Fieberanfall sprach . . . ich war so glücklich, als es sich so schnell zum Bessern wandte . . . ach, ich ahnte nicht, daß der Tod so schnell mir mein Teuerstes rauben könnte . . . ich . . .“

Jetzt erst sah die erregte Frau, daß Olga ohne ein Zeichen

der Teilnahme bleich und regungslos im Stuhle lehnte . . . sie war ohnmächtig.

Erschrocken rief Frau von Forsten ihr Mädchen herbei. Den eifrigen Bemühungen gelang es bald, die Bewußtlose zu sich zu bringen. Sie schien nur langsam die Erinnerung an das Gehörte sammeln zu können. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als endlich Frau von Forsten sagte, sie wolle hinaufgehen, um den Herrn Staatsrat auf ihre Ankunft vorzubereiten.

„Nein,“ sagte sie bittend, „ich will selbst gehen, halten Sie mich nicht zurück . . . ich bin ganz wohl wieder . . . die weite Reise . . . der Schreck . . . das Entsetzen . . .“

Von neuem überfiel sie ein Frösteln. Sie sprach mit bebender Stimme Worte tiefer . . . ach! so tiefer, aufrichtiger Teilnahme zu der armen, verlassenen Frau und riß sich dann gewaltsam los.

Mit leisem Schritt erstieg sie die Treppe; sie empfand keine Schwäche mehr, der Gedanke: Er lebt! hatte ihr neue Lebenskraft gegeben.

Und doch hielt sie zaghaft den Schritt an, als sie, leise eintretend, ihn erblickte.

Gronau saß am Fenster und sah traurig in den heißen, sonnenglänzenden Morgen hinaus. Seine Gedanken mochten wohl dem Zuge gefolgt sein, der den treuen Freund zur Ruhestätte geleitete, die in der Ferne vom Fenster aus sichtbar war. Wie bleich und müde er aussah! Er mochte wieder denken, wie so oft in diesen Tagen, daß der Tod einen traurigen Fehlgriff gethan, indem er den glücklichen Gatten und Vater denen

entriß, die ihn so innig liebten, anstatt ihn in das dunkle Reich der Ruhe einzuführen, ihn, den niemand entbehrte, niemand beweinte, niemand liebte . . .

„Otto!“

Gronau fuhr empor aus seinem Sinnen . . . träumte er? Klang der zitternde Ton, der sein Ohr getroffen, nicht wie ihre Stimme? Er wandte den Kopf nach der Thür und erblickte sie, deren er in Liebe und Schmerz so sehnsuchtsvoll gedacht, die er geglaubt, nie mehr wiedersehen zu sollen. Er sah sie die Hände bittend nach ihm ausstrecken, sah die dunklen, von Thränen schimmernden Augen angstvoll an seinem Antlitz haften, und . . . das Gefühl des Glückes zog plötzlich, übermächtig ein in seine Brust, verklärte sein schönes Angesicht mit leuchtendem Schein und zitterte wie Seligkeit durch das Wort, das einzige, das seine Lippen hervorbrachten, das alles in sich faßte, was ihn so stürmisch bewegte:

„Olga!“

Noch ehe er eine Bewegung machen konnte, sich zu erheben, war sie bei ihm, sank neben seinem Sessel auf die Kniee und erfaßte seine Hände.

Wie oft sie auch gezweifelt und sich gefragt, ob er vergeben könne, was sie ihm gethan, ob er sie noch liebe . . . oder sie verstoßen werde . . . sie zweifelte nicht mehr, sie wußte, daß sein Herz noch für sie schlug, sie hatte es gelesen in seinem Auge, vernommen aus dem Ton seiner Stimme.

„Olga,“ fragte er leise, „Du kehrst zu mir zurück? . . . Wie soll ich das verstehen?“

Sie hob das holde Antlitz zu ihm empor und sah ihm

in die dunklen, angstvoll fragenden Augen mit solcher Innigkeit, wie sie es selbst in jener ersten, ungetrübten Zeit des Glückes nicht vermocht.

„Otto, ich komme, Deine Verzeihung zu erflehen für all das Leid, das ich Dir zugefügt," flüsterte sie. „O, sage . . . kannst Du mir vergeben?"

„Olga," entgegnete er in tiefer Bewegung, „ich habe nichts zu vergeben! Mein war die Schuld, die Du so bitter strafteſt, und wie ich mich auch bemühte, ich habe es nicht gelernt, Dir zu zürnen. Mein ganzes Sein ist Liebe zu Dir . . . ich habe Dir nichts anderes zu bieten."

Sie neigte ihr Antlitz auf seine Hände und flüsterte kaum hörbar:

„Ich danke Dir, Du edler Mann, für Deine treue Liebe, die mich nicht verstößt, wie ich's um Dich verdiente . . . wenn sie mir noch gehört, so nimm . . . o, nimm das Wort zurück, das Du zur Trennung ausgesprochen . . . laß mich hier . . . an Deiner Seite . . . laß mich Dein Weib sein!"

Gronau vermochte nicht sogleich zu antworten, die Erregung überwältigte ihn. Er löste seine Hände mit sanfter Gewalt aus den ihrigen und zog sie zu sich empor.

„Mein Weib!" flüsterte er tief ergriffen. „Du bist gekommen, um mein Weib zu sein! Du willst ganz mir angehören? Olga, das Glück ist zu groß . . . sage mir, daß es kein Traum ist! Du selbst warntest mich einst, mich je der Täuschung hinzugeben, Du könntest milder denken, könntest vergessen, was zwischen uns stand. Du hast mir gesagt, als ich Dich verließ, daß Deine Achtung mir von neuem gehöre . . . Du empfandest

endlich Mitleid, weil Du sahest, wie namenlos ich litt ... ich mußte mich damit begnügen, wenn wir getrennt und fern von einander blieben; allein von meinem Weibe will ich kein Mitleid, will ich mehr als Achtung, von ihr verlange ich Liebe, ganze, ungeteilte, unvergängliche Liebe!"

Sie barg ihr Haupt an seiner Schulter und entgegnete seinen leidenschaftlichen Worten leise:

„Ich kam, Dir solche Liebe zu bieten, Otto, fürchte keine Enttäuschung. Ich wußte nicht, als ich jene Worte sprach, daß wahre Liebe ohne Ende, ohne Grenzen ist. Ich habe es versucht in meinem Trotz, sie zu ersticken, sie zu ertöten, allein sie wuchs nur mächtiger empor, je mehr ich strebte, sie zu bannen. Zweifle nicht an mir ... ich bin nicht mehr das unverständige Kind, das, Deine Liebe verschmähend, das eigene Herz nicht kannte und sich berechtigt glaubte, den heiligen Schwur, den es vor Gott geleistet, zu brechen ... ich wiederhole dies Gelübde heute, Otto, hier an Deinem Herzen und vor Gott: ich will Dir angehören für mein ganzes Leben!"

Er zweifelte nicht mehr. Er las das Gelübde aus ihren Augen, küßte es von ihren Lippen und gab sich widerstandslos dem Glücke dieses Augenblicks hin, vor welchem alles versank, was so finster und zerstörend lange Monate hindurch seine Seele umnachtet hatte.

Unter Freuden- und Schmerzensthränen schüttete ihm Olga ihr Herz aus, ließ ihn immer von neuem das beglückende Geständnis ihrer Liebe vernehmen aus allem, was sie erzählte, was sie beichtete. Nur eins brachte sie nicht über die Lippen, eines gestand sie ihm nicht ein: was sie erduldet, als sie den

Trauerzug aus seinem Hause kommen sah, als sie geglaubt, daß er es sei, den sie an ihr vorübertrugen. Die Erinnerung an diese Stunde ist das einzige, was einen Schatten auf ihr Glück zu werfen, das einzige, was dieses Glück nicht auszulöschen vermag. Es war einer jener Seelenkämpfe, die außerhalb des lindernden Einflusses der Zeit stehen . . . die unvergeßlich sind; von welchen wir uns nimmer zu befreien vermögen, da wir selbst sie in unseres Herzens tiefstem Schacht als ein Geheimnis hüten, das Gott allein nur kennt; die sich plötzlich, ungerufen, mit dunkler, drohender Gewalt in das helle Licht reinster Lebensfreude vernichtend drängen . . . die wir auch in der Todesstunde nicht verwinden.

* *
*

Seit Jahren steht auf dem Hügel, der den Namen „Steinberg“ trägt, am andern Ufer der blauen Mulde, dem alten Schloß auf hohem Felsen schräg gegenüber, ein Schlößchen, das einen neuen Schmuck der Gegend bildet. Es ist weithin sichtbar mit seinem Türmchen, seinen weißschimmernden Säulen, die sich gar freundlich abheben von dem weichen, zarten Grün des Lärchenwaldes, der es umgibt. Erst nach geraumer Zeit erfuhren die Leute drüben, daß das Paar, welches in der alten Kapelle droben getraut war, es sei, das sich hier ein so schönes Besitztum gegründet. Der alte Kastellan war stumm vor Verwunderung, als Otto und Olga ihn eines Tages besuchten und, dicht aneinander geschmiegt, von dem Söller hinabsahen auf das Land, das sie beide so sehr liebten. Der Alte hätte doch seinen Kopf darum gegeben, daß jener Stein Unglück bedeute,

und nun ließ ihn seine Prophezeiung im Stich . . . Die beiden sahen so glücklich aus!

Gronau wohnt noch mit seiner Frau in dem Häuschen der Frau von Forsten, welche ihnen eine treue Freundin geblieben ist und, sowie Neschen, eigentlich mit zur Familie gehört. Jeden Sommer jedoch verödet das Haus und seine Bewohner übersiedeln nach dem „Steinberg“ am Ufer der Mulde.

Gar mancher Fremde sieht mit Interesse durch das Gitter des Gartens, wenn sich ihm im Vorüberwandern zufällig der Anblick eines glücklichen Familienlebens dort bietet. Er hat ja von dem geschwätzigen Kastellan so manches erfahren, das seine Teilnahme weckt oder seine Neugierde reizt. Er weiß, daß die hohe Männergestalt mit dem wunderbar schönen Kopf, dessen Haar und Bart bereits ergrauen, der berühmte Gelehrte Gronau ist; daß die junge Frau, welche sich an seinen Arm hängt und heiter wie ein Kind zu plaudern scheint, das holdeste, liebenswerteste Geschöpf auf Gottes schöner Erde ist, und er wird sich bewegt abwenden und seinen Wanderstab weiter setzen mit dem Wunsche, den auch ich zum Schluß meiner Erzählung den Freunden zurufe: Gott segne Euch!

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.